

zac
schl.
die

e
202
732

ULB Düsseldorf



+0409 229 01

1.242.2

0

KOMMUNIKATION

VERBAND



BALZAC'S

MENSCHLICHE

KOMÖDIE

V. BAND



461937

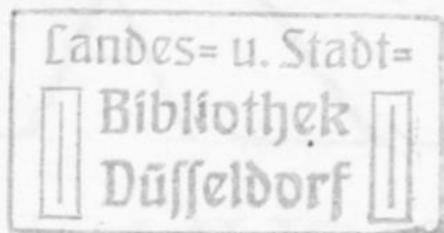
02

530 199

same

055 02

G 732



A Lit 738

²
m

025/409229

09 154

HONORE DE BALZAC
VERLORENE
ILLUSIONEN
II. TEIL

LEIPZIG
IMINSELVERLAG-MCMIX

HONORE DE MALZAC

VERLOREN

ILLUSIONEN

2

LEIPZIG

IMINSEIVERLAG

EIN GROSSER MANN
AUS DER PROVINZ
IN PARIS
II. THEIL

BEI GROSSEKUNDT

AUS DER PROVINZ

IN PARIS

II TEIL

ALS Lucien die schmutzige und übelriechende Treppe seines Hauses hinaufging, als seine Tür knarrte, als er den unsaubern Fußboden und den armseligen Kamin seines kahlen, ärmlichen Zimmers wieder sah, flößte ihm der Gegensatz zu der Umgebung, aus der er kam, Gefühle ein, die ihm jeder nachempfinden kann, der nicht Diogenes ist. Auf dem Tisch fand er das Manuskript seines Romans und folgende Zeilen von Daniel d'Arthez:

„Unsere Freunde sind mit Ihrem Werk fast völlig zufrieden, lieber Dichter. Sie können es, sagen sie, mit viel Vertrauen Ihren Freunden und Ihren Feinden vorlegen. Wir haben Ihren reizenden Artikel über das Panorama Dramatique gelesen, und Sie müssen bei den Literaten ebensoviel Neid erregen wie Bedauern bei uns. Daniel.“

„Bedauern! Was meint er damit?“ rief Lucien, der von dem höflichen Ton des Briefchens überrascht war.

War er denn für den Freundeskreis ein Fremder geworden? Nachdem er von den wunderbaren Früchten gekostet hatte, die ihm die Eva der Kulissenwelt gereicht hatte, lag ihm noch mehr an der Achtung und Zuneigung seiner Freunde aus der Rue des Quatre-Vents. Er blieb ein paar Augenblicke in Nachdenken versunken; er dachte über sein gegenwärtiges Leben in diesem Zimmer und seine Zukunft in dem Coralies nach. Sein Sinnen ging zwischen der Ehre und der Schande hin und her, und schließlich setzte er sich und sah nach, in welchem Zustande ihm seine Freunde sein Werk zurückgaben. Wie groß war sein Staunen! Von Kapitel zu Kapitel hatte die geschickte und hingebende Feder dieser noch unbekanntten großen Männer seine Kummerlichkeiten in Schätze verwandelt. Ein reicher, gedrängter, starker Dialog war an die Stelle seiner Gespräche getreten, die, wie er jetzt einsah, im Vergleich mit

diesen Reden, in denen der Geist der Zeit atmete, nur Geschwätz gewesen waren. Seine Porträts, die recht schwächlich gezeichnet waren, kamen jetzt kräftig und farbig heraus; alle schlossen sich durch physiologische Bemerkungen, die ohne Frage Bianchon zu verdanken waren, an absonderliche Phänomene des Menschenlebens an und waren voller Leben. Seine wortreichen Schilderungen waren gehaltvoll und lebendig geworden. Er hatte den Freunden ein armselig gekleidetes Kind gegeben und empfing von ihnen ein entzückendes erwachsenes Mädchen in weißem Gewande und mit rosafarbenem Gürtel, ein köstliches Geschöpf, zurück. Diese Seelengröße seiner Freunde überwältigte ihn, er empfand die Bedeutung der Lektion, die er empfing, er bewunderte die Korrekturen, die ihn mehr über die Literatur und die Kunst lehrten als die vier Jahre, in denen er gelesen, verglichen und studiert hatte, und er saß, als es schon ganz dunkel geworden war, noch immer mit Tränen in den Augen über seinem Manuskript. Die Verbesserung einer verunglückten Zeichnung, ein meisterhafter Zug im lebendigen Stoff sagen immer mehr als alle Theorien und Betrachtungen.

„Was für Freunde! Was für Herzen! Wie glücklich bin ich,“ rief er aus, als er das Manuskript wieder zusammenschnürte.

Er war von der Begeisterung, die den poetischen und beweglichen Menschen natürlich ist, ergriffen und eilte zu Daniel. Als er die Treppe hinaufging, hatte er doch das Gefühl, daß er dieser Herzen, die nichts vom Pfade der Ehre abwendig machen konnte, nicht mehr so würdig sei. Eine Stimme sagte ihm, daß Daniel, wenn er Coralie geliebt hätte, Camusot nicht mit in Kauf genommen hätte. Er kannte auch die tiefe Verachtung, die der Freundeskreis gegen die Journalisten hegte, und er fühlte sich schon ein wenig als Journalist. Er fand seine Freunde, außer

Meyraux, der eben weggegangen war, in einer Verzweiflung, die auf allen Gesichtern zu lesen war.

„Was habt ihr, meine Freunde?“ rief Lucien. „Wir erfahren eben von einem furchtbaren Unglück: der größte Geist unserer Zeit, unser geliebtester Freund, der zwei Jahre lang unsere Leuchte gewesen ist . . .“ „Louis Lambert,“ sagte Lucien. „. . . ist in einem Zustand der Starrsucht, der keine Hoffnung mehr läßt,“ sagte Bianchon. „Er stirbt, sein Leib wird nichts davon spüren, und sein Kopf wird im Himmel sein,“ fügte Michel Chrestien feierlich hinzu. „Er stirbt, wie er gelebt hat,“ sagte d’Arthez. „Die Liebe kam wie ein Feuer über das weite Reich seines Gehirns und hat es entzündet,“ sagte Léon Giraud. „Ja,“ sagte Joseph Bridau, „sie hat ihn so sehr entrückt, daß wir ihn aus dem Auge verlieren.“ „Nur wir sind zu beklagen,“ sagte Fulgence Ridal. „Vielleicht wird er sich erholen,“ rief Lucien. „Nach dem, was uns Meyraux gesagt hat, ist keine Heilung möglich,“ erwiderte Bianchon. „Sein Kopf ist der Schauplatz von Vorgängen, auf die die Medizin keinen Einfluß hat.“ „Es gibt jedoch wirksame Kräfte,“ sagte d’Arthez. „Ja,“ antwortete Bianchon, „er ist nur kataleptisch, wir können ihn blödsinnig machen.“ „Warum kann man dem Geist des Bösen nicht einen andern Kopf statt des seinen anbieten! Ich gäbe den meinen her,“ rief Michel Chrestien. „Und was würde aus der europäischen Föderation?“ fragte d’Arthez. „Oh, das ist wahr,“ erwiderte Michel Chrestien, „man gehört der Menschheit mehr als einem einzelnen Menschen.“ „Ich kam mit vollem Herzen hierher, um euch allen zu danken,“ begann Lucien. „Ihr habt meine schlechte Legierung in Dukatengold verwandelt.“ „Dank! Wofür hältst du uns?“ erwiderte Bianchon. „Die Sache hat uns Vergnügen gemacht,“ fügte Fulgence hinzu. „Und nun sind Sie also Journalist geworden?“ sagte Léon Giraud zu ihm. „Die Kunde von

Ihrem Debüt ist schon bis ins Quartier latin gedrungen.“ „Ich bin es noch nicht,“ antwortete Lucien. „Ich habe es euch ja gesagt,“ rief d'Arthez. „Lucien gehört zu den Herzen, die den Preis eines reinen Gewissens kennen. Ist es nicht eine stärkende Wegzehrung, wenn man abends seinen Kopf aufs Kissen legen und sich sagen kann: ‚Ich habe nicht über die Taten anderer gerichtet, ich habe niemandem Leid zugefügt; mein Witz hat nicht wie ein Dolch die Seele eines Unschuldigen zerstoichen; meine Späße haben kein Glück zerstört, haben nicht einmal das Philisterbehagen aufgeschreckt, haben den Genius nicht ungerecht verfolgt; ich habe die billigen Triumphe des Spottes verschmäht; kurz, ich habe nie meine Überzeugungen verleugnet?‘“ „Aber“, sagte Lucien, „ich glaube, man kann so sein und trotzdem für eine Zeitung arbeiten. Wenn ich schließlich kein weiteres Mittel hätte, meine Existenz zu finden, müßte ich schon Journalist werden.“ „Oh! oh! oh!“ rief Fulgence und stieg bei jedem dieser Ausrufe einen Ton höher, „wir ergeben uns!“ „Er wird Journalist werden,“ sagte Léon Giraud bekümmert. — „Ach, Lucien! Wenn du es mit uns zusammen sein wolltest, wir werden ein Blatt herausgeben, in dem die Wahrheit und die Gerechtigkeit nie verletzt wird, in dem wir die Lehren verbreiten, die der Menschheit nützlich sind, vielleicht ...“ Lucien unterbrach Léon und sagte mit ironischem Lächeln: „Ihr werdet keinen einzigen Abonnenten haben.“ „Wir werden fünfhundert haben, die fünfmalhunderttausend wert sind,“ versetzte Michel Chrestien. „Ihr werdet ein großes Kapital brauchen,“ fuhr Lucien fort. „Nein,“ sagte d'Arthez, „aber Hingebung.“ „Man sollte meinen, wir wären hier in einem Friseurladen,“ rief Michel Chrestien und näherte seine Nase mit einer komischen Bewegung Luciens Kopf. „Man hat dich in einem prächtigen Wagen gesehen, der von einem köstlichen Paar

Pferde gezogen wurde, und neben dir saß Coralie, die aussieht wie die Geliebte eines Fürsten.“ „Und“, sagte Lucien, „was ist Schlimmes daran?“ „Du sagst das, als ob Schlimmes daran wäre,“ rief Bianchon entgegen. „Ich hätte für Lucien eine Beatrice gewünscht,“ sagte d'Arthez, „eine edle Frau, die ihn im Leben gestützt hätte ...“ „Aber, Daniel, gleicht die Liebe nicht überall sich selbst?“ fragte der Dichter. „Oh!“ rief der Republikaner, „darin bin ich Aristokrat. Ich könnte keine Frau lieben, die ein Schauspieler vor dem Publikum auf die Wange küßt, die in den Kulissen geduzt wird, die sich vor einem Parterre erniedrigt und ihm zulächelt, vor ihm tanzt, die Röcke hochhebt und sich als Mann kleidet, um zu zeigen, was ich allein sehen will. Oder wenigstens, wenn ich eine solche Frau liebte, müßte sie das Theater verlassen, ich würde sie mit meiner Liebe reinigen.“ „Und wenn sie das Theater nicht verlassen könnte?“ „Dann käme ich vor Kummer, vor Eifersucht, vor tausend Leiden fast um. Man kann die Liebe nicht, wie man einen Zahn zieht, aus dem Herzen reißen.“

Lucien wurde ernst und nachdenklich. „Wenn sie hören, daß ich mir Camusot gefallen lasse, werden sie mich verachten,“ sagte er sich.

„Weißt du,“ sagte der Republikaner in schrecklich gutmütigem Tone zu ihm, „vielleicht wirst du ein großer Schriftsteller, aber du wirst nie etwas anderes sein als ein kleiner Possenreißer.“

Er nahm seinen Hut und ging.

„Recht hart ist Michel Chrestien,“ sagte der Dichter. „Hart und heilsam wie die Zange des Zahnarztes,“ erwiderte Bianchon. „Michel sieht deine Zukunft voraus, und vielleicht weint er in diesem Augenblick auf der Straße um dich.“

D'Arthez war milde und trostreich, er versuchte, Lucien wieder aufzurichten. Als der Dichter nach einer Stunde

den Freundeskreis verließ, peinigte ihn sein Gewissen, das ihm zurief: ‚Du wirst Journalist!‘ wie die Hexe Macbeth zuruft: ‚Du wirst König!‘ Auf der Straße blickte er noch einmal nach den Fenstern des geduldigen d’Arthez, die von einem schwachen Licht erleuchtet waren, und ging mit traurigem Herzen und gequälter Seele nach Hause. Eine Art Vorahnung sagte ihm, daß seine wahren Freunde ihn zum letztenmal ans Herz gedrückt hatten. Als er über die Place de la Sorbonne in die Rue de Cluny ging, sah er die Equipage Coralies. Die Schauspielerin war vom Boulevard du Temple bis zur Sorbonne gefahren, um ihren Dichter einen Augenblick zu besuchen und ihm rasch guten Abend zu sagen. Lucien fand seine Geliebte ganz in Tränen über den Anblick seiner Dachkammer, sie wollte arm sein wie ihr Geliebter, sie weinte, während sie die Hemden, Handschuhe, Halsbinden und Taschentücher in seiner elenden Kommode ordnete. Diese Verzweiflung war so aufrichtig und so groß, sie sprach von so viel Liebe, daß Lucien, dem man vorgeworfen hatte, eine Schauspielerin zu lieben, in Coralie eine Heilige sah, die bereit war, das härene Hemd der Armut zu tragen. Um kommen zu können, hatte das entzückende Geschöpf den Vorwand genommen, ihrem Freund die Mitteilung zu machen, daß die Gesellschaft Camusot, Coralie und Lucien sich bei der Gesellschaft Matifat, Florine und Lousteau für ihr Souper revanchierte, und Lucien zu fragen, ob er eine Einladung vorschlagen wollte, die ihm nützlich wäre; Lucien antwortete ihr, er würde darüber mit Lousteau sprechen. Die Schauspielerin ging nach einigen Augenblicken wieder, ohne Lucien mitzuteilen, daß Camusot sie unten erwartete. Am nächsten Morgen ging Lucien schon um acht Uhr zu Etienne, fand ihn nicht und eilte zu Florine. Der Journalist und die Schauspielerin empfingen ihren Freund in dem hübschen Schlafzimmer, in dem sie sich wie ein

Ehepaar häuslich niedergelassen hatten, und sie setzten sich zu dritt an ein üppiges Frühstück.

„Lieber Freund,“ sagte Lousteau zu ihm, als sie so am Tisch saßen, nachdem Lucien ihm die Mitteilung von dem Souper gemacht hatte, das Coralie geben wollte, „ich rate dir, mit mir Félicien Vernou zu besuchen, ihn einzuladen und dich ihm so weit anzuschließen, wie es bei einem so absonderlichen Menschen nur möglich ist. Félicien wird dir vielleicht den Zugang zu der politischen Zeitung verschaffen, für die er das Feuilleton zu machen hat, und vielleicht bringst du es dahin, daß du über dem Strich in diesem Blatt so viel große Artikel, wie du willst, bringen kannst. Dieses Blatt gehört wie unseres der liberalen Partei; du wirst Liberaler sein, das ist die Partei, die jetzt volkstümlich ist; und überdies, wenn du dich auf die Seite des Ministeriums schlagen wolltest, hättest du mehr Vorteile, wenn sie dich erst fürchten gelernt haben. Haben dich Hector Merlin und seine Madame du Val-Noble nicht mit Coralie zum Diner geladen? Dort verkehren etliche große Tiere, die jungen Stutzer und die Millionäre.“ „O ja,“ erwiderte Lucien, „und du wirst mit Florine auch dort sein.“

Lucien und Lousteau hatten am Freitag in ihrer Bezechtheit und während ihres Diners am Montag angefangen, sich zu duzen.

„Nun also, wir werden Merlin auch beim Blatte haben, er wird sich Finot eng anschließen; du wirst guttun, ihn gut zu behandeln. Lade ihn mit seiner Geliebten zu deinem Souper ein; er wird dir vielleicht binnen kurzem nützlich sein, denn gehässige Menschen brauchen alle Welt, und er wird dir dienlich sein, um im Notfall deine Feder zu haben.“

„Ihr Debüt hat so viel Aufsehen gemacht, daß Sie kein Hindernis finden werden,“ sagte Florine zu Lucien; „eilen

Sie sich und machen Sie es sich zunutze, sonst werden Sie schnell vergessen.“ „Das Geschäft,“ fing Lousteau wieder an, „das große Geschäft ist fix und fertig! Dieser Finot, dieser talentlose Bursche ist Herausgeber und Chefredakteur von Dauriats Wochenblatt, ist Besitzer eines Sechstels, das ihn nichts kostet, und bezieht sechshundert Franken im Monat. Ich, mein Lieber, bin seit diesem Morgen Chefredakteur unseres Blättchens. Alles ging, wie ich es jüngst voraussagte: Florine war großartig, sie sticht Talleyrand aus.“ „Wir packen die Männer bei ihrer Lust,“ sagte Florine, „die Diplomaten packen sie nur bei der Selbstsucht; die Diplomaten sehen nur, wie sie sich zieren, und wir sehen, wie sie Dummheiten machen; wir sind also die Stärkeren.“ „Als er abschloß,“ sagte Lousteau, „hat Mafiat den einzigen Witz gemacht, den er je in seinem Drogistendasein aussprechen wird: ‚Das Geschäft‘, sagte er, ‚fällt nicht aus dem Rahmen meiner kaufmännischen Tätigkeit!‘“

„Ich habe Florine im Verdacht, daß sie ihm das souffliert hat,“ rief Lucien. „Also, mein Lieber,“ fuhr Lousteau fort, „du hast den Fuß im Steigbügel.“ „Sie sind ein Glückskind,“ meinte Florine. „Wie viele junge Leute sehen wir, die in Paris jahrelang warten müssen, ohne einen einzigen Artikel in einer Zeitung unterzubringen! Sie werden Erfolg haben wie Emil Blondet. Binnen einem halben Jahr sehe ich Sie als gemachten Mann!“ Dabei lächelte sie ihn mit leichtem Spotte an. „Bin ich nicht seit drei Jahren in Paris,“ sagte Lousteau, „und erst seit gestern gibt mir Finot für die Chefredaktion dreihundert Franken festes Gehalt monatlich, zahlt mir für die Spalte hundert Sous und in seinem Wochenblatt hundert Franken für den Bogen.“ „Nun, Sie sagen gar nichts?“ rief Florine und sah Lucien an. „Wir wollen sehen,“ antwortete Lucien. „Mein Lieber,“ versetzte Lousteau mit einer gekränkten

Miene, „ich habe alles für dich arrangiert, wie wenn du mein Bruder wärst; aber ich büрге nicht für Finot. In den nächsten zwei Tagen wird Finot von sechzig Burschen bestürmt werden, die ihm Vorschläge machen und sich gegenseitig unterbieten. Ich habe für dich zugesagt; wenn du willst, kannst du ihm absagen. Du hast keine Ahnung von deinem Glück,“ fing der Journalist nach einer Pause wieder an. „Du wirst zu einer Clique gehören, deren Verbündete ihre Feinde in mehreren Blättern angreifen und sich wechselseitig unterstützen.“ „Suchen wir vor allem Félicien Vernou auf,“ erwiderte Lucien, der es eilig hatte, sich mit diesen gefürchteten Raubvögeln zu verbinden.

Lousteau ließ ein Kabriolett holen, und die beiden Freunde fuhren nach der Rue Mandar, in der Vernou wohnte. Lucien war sehr erstaunt, diesen schroffen, hochmütigen und stolzen Kritiker in einem überaus gewöhnlichen Speisezimmer zu finden, das eine höchst geschmacklose Tapete hatte. An den Wänden hingen Bilder in Aquatinta in vergoldeten Rahmen. Er saß mit einer Frau am Tisch, die zu häßlich war, um nicht legitim zu sein, und zwei kleine Kinder saßen auf sehr hohen Stühlen, die eine Vorrichtung hatten, damit sie nicht herausfielen. Man sah Félicien an, daß es ihm nicht recht war, in einem Schlafrock überrascht zu werden, der aus den Resten eines Morgenkleides seiner Frau zurechtgemacht war.

„Hast du gefrühstückt, Lousteau?“ fragte er, während er Lucien einen Stuhl anbot. „Wir kommen von Florine,“ erwiderte Etienne, „und haben dort gefrühstückt.“

Lucien mußte nur immer Frau Vernou ansehen, die wie eine biedere, plumpe Köchin aussah, ziemlich sauber, aber unbeschreiblich gewöhnlich. Frau Vernou trug ein Tuch über einer Haube, deren Bänder so fest gebunden waren, daß die Backen wie ein Wulst hervorquollen. Ihr Morgenrock hatte keinen Gürtel, war am Hals mit einem Knopf

geschlossen, fiel in großen Falten herunter und saß ihr so schlecht, daß man bei ihrem Anblick an einen Grenzpfahl denken mußte. Sie war sehr kränklich, ihre Backen hatten einen fast violetten Ton, und die Finger an ihren Händen sahen wie Würste aus. Diese Frau erklärte Lucien mit einemmal, warum Vernou in seinem Verkehr mit der Welt einen so gedrückten Eindruck machte. Er litt unter seiner Ehe, hatte nicht die Kraft, Frau und Kinder zu verlassen, aber war Dichter genug, um immer davon gequält zu werden, und ärgerte sich in dieser Stimmung über jeden Erfolg, den ein anderer hatte; er mußte mit allem unzufrieden werden, weil er unzufrieden mit sich war. Lucien verstand nun den scharfen Ausdruck, der die neidischen Mienen dieses Mannes fast wie zu Eis machte, die Bitterkeit der Repliken, die dieser Journalist gab, all die Herbheit seiner Sprache, die immer spitzig war und wie ein Dolch zustieß.

„Gehen wir in mein Arbeitszimmer,“ sagte Félicien und stand auf, „es handelt sich jedenfalls um literarische Angelegenheiten.“ „Ja und nein,“ versetzte Lousteau. „Alter Freund, es handelt sich um ein Souper.“ „Ich wollte Sie“, sagte Lucien, „im Namen Coralies bitten . . .“

Hier hob Frau Vernou den Kopf in die Höhe.

„. . . heute über acht Tage mit uns zu soupieren,“ fuhr Lucien fort. „Sie finden die Gesellschaft bei ihr, die Sie bei Florine getroffen haben, und dazu noch Frau du Val-Noble, Merlin und etliche andere. Wir werden spielen.“ „Aber, mein Lieber, an dem Tag müssen wir zu Frau Mahoudau gehen,“ sagte die Frau. „Ja, und was macht das?“ sagte Vernou. „Wenn wir nicht hingingen, wäre sie ärgerlich, und du kannst sie gut brauchen, da sie dir deine Buchhändlerwechsel diskontiert.“ „Mein Lieber, diese Frau begreift nicht, daß ein Souper, das um zwölf Uhr nachts beginnt, einen nicht hindert, in eine Gesellschaft zu gehen,

die um elf Uhr aufhört. Und ich arbeite neben ihr!“ fügte er hinzu. „Sie haben so viel Phantasie,“ antwortete Lucien und machte sich mit diesem einen Wort Vernou zum Todfeind. „Nun,“ fing Lousteau wieder an, „du kommst also; aber damit noch nicht genug. Herr von Rubempré wird einer der Unseren; tritt also bei deiner Zeitung tüchtig für ihn ein; sage, daß er ein Bursche ist, der in der hohen Literatur tüchtig ist, damit er mindestens zwei Artikel im Monat bringen kann.“ „Ja, wenn er einer der Unseren sein will und unsere Feinde angreift, wie wir die seinen, und für unsere Freunde eintritt, will ich heute abend in der Oper von ihm sprechen,“ erwiderte Vernou. „Schön also, auf morgen, mein Lieber,“ sagte Lousteau und drückte Vernous Hand mit allen Zeichen der lebhaftesten Freundschaft. „Wann erscheint dein Buch?“ „Ja,“ sagte der Familienvater, „das hängt von Dauriat ab; ich bin fertig.“ „Bist du zufrieden?“ „Ja und nein...“ „Wir werden tüchtig einheizen, es muß Erfolg haben,“ sagte Lousteau, stand auf und grüßte die Frau seines Kollegen.

Dieser plötzliche Aufbruch war wegen des Geschreis der beiden Kinder notwendig geworden, die sich zankten und sich mit den Löffeln ins Gesicht schlugen, wobei sie sich gegenseitig mit Suppe verschmierten.

„Liebes Kind, du hast hier eine Frau gesehen,“ sagte Etienne zu Lucien, „die, ohne es zu wissen, in der Literatur wahre Verheerungen anrichtet. Dieser arme Vernou verzeiht uns seine Frau nicht. Man müßte ihn im wohlverstandenen öffentlichen Interesse von ihr befreien. Wir würden uns dann eine Flut wilder Artikel und verhöhnender Notizen gegen alles, was Erfolg und Glück hat, ersparen. Was soll aus einem werden, wenn man eine solche Frau hat und diese zwei gräßlichen Gören dazu? Du hast Rigaudin in dem Stück von Picard gesehen ... genau wie

Rigaudin wird Vernou sich nicht schlagen, sondern die andern dazu bringen; er ist imstande, sich ein Auge auszustechen, wenn dadurch sein bester Freund seine beiden Augen verliert; er wird über Leichen schreiten, zu jedem Unglück lächeln, die Fürsten, die Herzöge, die Marquis, die Adligen angreifen, weil er ein kleiner Bürger ist; er wird berühmte Männer, die Junggesellen sind, angreifen, weil er seine Frau hat, und wird immer Moral predigen und für die häuslichen Freuden und für die Bürgerpflichten sich ins Zeug legen. Kurz, dieser moralische Kritiker wird gegen niemanden sanft sein, nicht einmal gegen die Kinder. Er lebt in der Rue Mandar, zwischen einer Frau, die den Mamamouschi des Bourgeois gentilhomme abgeben könnte, und zwei kleinen Vernous, die zwei kleine, häßliche Affen sind; er rächt sich am Faubourg Saint-Germain, in dem er niemals Zutritt erlangt, und läßt die Herzoginnen reden, wie seine Frau spricht. Das ist so einer, der gegen die Jesuiten loszieht, den Hof beschimpft, ihm nachsagt, er wolle die Feudalrechte und das Erstgeburtsrecht wiederherstellen, und der einen Kreuzzug für die Gleichheit predigt, nur darum, weil er fühlt, daß er mit keinem Menschen auf gleichem Fuß steht. Wäre er unverheiratet, besuchte die gute Gesellschaft, hätte die Allüren der royalistischen Dichter, die eine Pension aus der Schatulle beziehen, und trüge das Kreuz der Ehrenlegion, so wäre er ein Optimist. Der Journalismus hat viele Existenzen der Art, er ist eine große Wurfmaschine, die von einer Summe kleinen Hasses in Bewegung gesetzt wird. Hast du jetzt Lust, dich zu verheiraten? Vernou hat kein Herz mehr, die Galle hat alles aufgefressen. Daher ist er das Urbild des Journalisten, ein zweihändiger Tiger, der alles zerreißt, wie wenn seine Federn tollwütig wären.“ „Er ist ein Gynophobe,“ sagte Lucien. „Hat er Talent?“ „Er hat Witz, ein rechter Artikelschreiber. Vernou macht Artikel

und wird immer Artikel schreiben, nichts als Artikel. Und wenn er noch so fleißig arbeitet, wird er auf seine Prosa nie ein Buch pflöpfen können. Félicien ist unfähig, ein Werk zu konzipieren, seine Massen richtig zu ordnen, die Personen harmonisch in einen Plan einzugliedern, der einen Anfang, einen Knoten und einen Höhepunkt hat; er hat Ideen, aber keine Ahnung von den Tatsachen; seine Helden sind philosophische oder liberale Utopien, sein Stil schließlich ist von gesuchter Originalität, seine geschwollene Sprache müßte zu Boden fallen, wenn die Kritik nur mit der Nadel hineinstäche. Daher fürchtet er die Zeitungen ungemein, wie alle die, die die Hilfsregel des Lobes brauchen, um sich über Wasser zu halten.“ „Was das für ein famoser Artikel ist, den du da verfaßt!“ rief Lucien. „Die von der Art, mein Junge, darf man sich nur sagen, muß sie aber beileibe nicht schreiben.“ „Du wirst Chefredakteur,“ erwiderte Lucien. „Wo soll ich dich absetzen?“ fragte ihn Lousteau. „Bei Coralie.“ „Ah! wir sind verliebt,“ sagte Lousteau. „Sehr verkehrt! Mach aus Coralie, was ich aus Florine mache, eine Wirtschafterin, aber die Freiheit über alles!“ „Du könntest Heilige der Verdammnis übergeben,“ rief Lucien und lachte. „Man verdammt Dämonen nicht,“ erwiderte Lousteau.

Der leichte, glänzende Ton seines neuen Freundes, die Art, wie er das Leben behandelte, seine Paradoxe, die mit den wahren Maximen des Pariser Macchiavellismus vermengt waren, wirkten auf Lucien, ohne daß er es merkte. In der Theorie erkannte unser Dichter die Gefahr dieser Gedanken, aber in der Praxis fand er sie nützlich. Als die beiden Freunde beim Boulevard du Temple angelangt waren, verabredeten sie, sich zwischen vier und fünf Uhr auf der Redaktion zu treffen, wo sie Hector Merlin sicherlich vorfinden würden. Lucien war in der Tat eine Beute der aufrichtigen Liebe der Kurtisanen geworden, die ihre

Enterhaken an den zartesten Plätzen der Seele einschlagen, sich mit einer unglaublichen Schmiegsamkeit allen Wünschen anpassen und die erschlaffenden Gewohnheiten begünstigen, in denen ihre Stärke wurzelt. Er durstete schon nach den Pariser Genüssen, er liebte das leichte, üppige und prächtige Leben, das ihm die Schauspielerin bei sich zu Hause bereitete. Er fand Coralie und Camusot außer sich vor Freude. Das Gymnase hatte für nächste Ostern einen Engagementsantrag gemacht, dessen Bedingungen, die im einzelnen formuliert waren, Coralies kühnste Hoffnungen hinter sich ließen.

„Wir verdanken Ihnen diesen Triumph,“ sagte Camusot. „O gewiß! Ohne ihn wäre der Alkalde durchgefallen,“ rief Coralie. „Es wäre kein Artikel geschrieben worden, und ich wäre noch sechs Jahre an diesem Boulevardtheater.“

Sie fiel ihm, ohne auf Camusot zu achten, um den Hals. Die Hingebung dieser Schauspielerin hatte in ihrer Plötzlichkeit etwas Weiches, in all ihrer Leidenschaftlichkeit etwas Sanftes: sie liebte! Wie es alle Menschen tun, wenn sie großen Schmerz empfinden, senkte Camusot seine Augen zu Boden und sah am Rande von Luciens Stiefeln die farbige Naht, wie sie von den berühmten Schuhmachern angebracht wird, die sich in dunklem Gelb von dem leuchtenden Schwarz des Schaftes abhob. Die originelle Farbe dieses Fadens hatte ihn während seines Monologs über die rätselhafte Anwesenheit eines Paares Herrenstiefel vor Coralies Kamin beschäftigt. Er hatte auf dem weißen, zarten Leder des Futters in schwarzen Lettern die Adresse eines damals berühmten Schuhmachers gelesen: ‚Gay, Rue de la Michodière‘.

„Sie haben sehr schöne Stiefel,“ sagte er zu Lucien. „Es ist alles schön an ihm,“ erwiderte Coralie. „Ich möchte mir gern bei Ihrem Schuhmacher meine Stiefel

machen lassen.“ „Oh!“ rief Coralie, „wie ist das echte Rue des Bourdonnais, jemanden nach der Adresse eines Handwerkers zu fragen! Wollen Sie Schuhwerk wie ein junger Mann tragen? Sie würden sich hübsch ausnehmen! Behalten Sie doch Ihre Stulpenstiefel, wie sie sich für einen gesetzten Mann gehören, der Frau, Kinder und Geliebte hat.“ „Trotzdem würde mir der junge Herr einen großen Dienst erweisen, wenn er einen seiner Stiefel ausziehen wollte,“ sagte Camusot hartnäckig. „Ich könnte sie ohne einen Stiefelanzieher nicht wieder anbekommen,“ sagte Lucien und wurde rot. „Berenice kann einen holen. Es kann nichts schaden, wenn einer da ist,“ antwortete Camusot mit einer ingrimmig spöttischen Miene. „Papa Camusot,“ sagte Coralie und warf ihm einen Blick der stärksten Verachtung zu, „haben Sie doch den Mut Ihrer Feigheit! Sagen Sie doch alles, was Sie denken. Sie finden, die Stiefel des Herrn sehen gerade so aus wie meine? — Ich verbiete Ihnen, Ihre Stiefel auszuziehen,“ sagte sie zu Lucien. „Ja, Herr Camusot, jawohl, die Stiefel sind genau die nämlichen wie die, die jüngst vor meinem Kamin standen, und sie gehörten dem Herrn, der hier im Nebenzimmer versteckt war und hier die Nacht zugebracht hat. Nicht wahr, das denken Sie? Denken Sie es, ich will es. Es ist die reine Wahrheit. Ich betrüge Sie. Und was weiter? Es beliebt mir so!“

Sie setzte sich, ohne Zorn und mit der ruhigsten Miene von der Welt, und betrachtete Camusot und Lucien, die es nicht wagten, einander anzusehen.

„Ich glaube nicht, was Sie wollen, daß ich glaube,“ sagte Camusot. „Scherzen Sie nicht, ich habe unrecht.“ „Entweder bin ich eine elende Dirne, die in einem Augenblick Lust nach dem jungen Herrn bekommen hat, oder ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, das zum erstenmal die wahre Liebe verspürt hat, nach der alle Frauen

lechzen. In beiden Fällen muß man mich verlassen oder mich nehmen, wie ich bin,“ sagte sie und machte dabei eine königliche Gebärde, mit der sie den Kaufmann vernichtete. „Sollte es wahr sein?“ sagte Camusot, der an Luciens Haltung, die den Glauben an eine Täuschung nicht aufkommen ließ, merkte, daß Coralie nicht scherzte. „Ich liebe das Fräulein,“ sagte Lucien.

Als Coralie dieses Wort hörte, das mit bewegter Stimme gesprochen war, warf sie sich ihrem Dichter um den Hals, preßte ihn in ihre Arme und wandte dem Seidenfabrikanten den Kopf zu, wie um ihm die wundervolle Liebesgruppe zu zeigen, die sie mit Lucien bildete.

„Armer Musot, nimm alles zurück, was du mir geschenkt hast, ich will nichts von dir, ich liebe den Knaben da wahnsinnig, nicht wegen seines Geistes, sondern wegen seiner Schönheit. Ich will lieber mit ihm elend sein, als daß mir deine Millionen zur Verfügung stehen.“

Camusot sank in einen Sessel, nahm den Kopf zwischen die Hände und blieb schweigend sitzen.

„Wollen Sie, daß wir fortgehen?“ fragte sie ihn mit unglaublicher Grausamkeit.

Lucien lief es kalt über den Rücken, als er sich so mit einer Frau, und dazu einer Schauspielerin, und einem Haushalt bedroht sah.

„Bleibe hier, behalte alles, Coralie,“ sagte der Kaufmann mit einer schwachen und schmerzlichen Stimme, die aus der Seele kam, „ich will nichts zurücknehmen. Es stecken hier in den Möbeln allerdings sechzigtausend Franken, aber ich kann den Gedanken nicht fassen, daß meine Coralie ins Elend gehen soll. Und doch wirst du bald genug darin sein. So viel Talent der Herr auch haben mag, er kann dir keine Existenz damit geben. Das ist das Los, das uns alte Männer alle erwartet! Coralie, laß mir das Recht, dich manchmal zu besuchen! Ich kann

dir nützlich sein. Außerdem, muß ich gestehen, wäre es mir unmöglich, ohne dich zu leben.“

Die Sanftmut dieses armen Mannes, der in dem Augenblick, wo er der Glückliche zu sein glaubte, um sein ganzes Glück gebracht war, rührte Lucien herzlich, aber nicht Coralie.

„Komm, armer Musot, komm, so oft du willst,“ sagte sie, „ich werde dich lieber haben, wenn ich dich nicht betrüge.“

Camusot schien zufrieden, daß er nicht aus seinem irdischen Paradies verjagt wurde, wo ihm freilich Leiden bevorstanden, worin er aber hoffte, später wieder in alle seine Rechte eingesetzt zu werden, da er auf die Zufälle des Pariser Lebens und auf die Verführungen baute, denen Lucien ausgesetzt sein würde. Der alte, geriebene Kaufmann dachte, früher oder später würde sich so ein schöner junger Mann Treulosigkeiten erlauben, und, um ihm aufzulauern, um ihn vor Coralie zu verderben, wollte er beider Freund bleiben. Diese Feigheit der echten Leidenschaft erschreckte Lucien. Camusot lud sie zu Véry im Palais Royal zum Diner ein, und man nahm es an.

„Was für ein Glück!“ rief Coralie, als Camusot weg war; „nichts mehr von der Dachkammer im Quartier latin, du bleibst hier, wir verlassen uns nicht; du nimmst, um den Schein zu wahren, eine kleine Wohnung in der Rue Charlot, und dann sei's gewagt!“

Wild fing sie an, ihren spanischen Tanz zu tanzen, eine zügellose Leidenschaft lag darin.

„Ich kann, wenn ich tüchtig arbeite, fünfhundert Franken monatlich verdienen,“ sagte Lucien. „Genau ebensoviel habe ich am Theater, ohne die Spielgage zu rechnen. Camusot wird mir immer noch die Kleider liefern, er liebt mich! Mit fünfzehnhundert Franken im Monat leben wir wie Krösusse.“ „Und die Pferde, der

Kutscher und der Bediente?“ fragte Berenice. „Dann mache ich Schulden,“ rief Coralie.

Sie fing wieder an, mit Lucien herumzuwirbeln.

„Jetzt gilt es also, Finots Vorschläge anzunehmen,“ rief Lucien. „Also vorwärts,“ sagte Coralie, „ich ziehe mich an und fahre dich auf deine Redaktion; ich werde dann mit dem Wagen auf dem Boulevard auf dich warten.“

Lucien setzte sich auf ein Sofa, sah der Schauspielerin zu, während sie sich umkleidete, und überließ sich sehr ernstesten Gedanken. Es wäre ihm lieber gewesen, von Coralie zu lassen, als in die Verpflichtungen einer solchen Ehe geworfen zu werden; aber er sah sie so schön in ihrem Gesicht und ihrer Gestalt und so anmutig, daß er von den malerischen Bildern dieses Zigeunerlebens angezogen wurde und dem Schicksal den Handschuh zuschleuderte. Berenice erhielt den Auftrag, den Umzug und die neue Einrichtung Luciens zu bewerkstelligen. Dann zog die schöne, triumphierende, glückliche Coralie ihren geliebten Dichter mit fort und fuhr mit ihm durch ganz Paris nach der Rue Saint-Fiacre. Lucien stieg schnell die Treppe hinauf und benahm sich in dem Bureau der Zeitung wie einer, der Bescheid weiß und dazu gehört. Koloquint mit seiner Papiermütze auf dem Kopf und der alte Giroudeau sagten ihm mit der gewohnten Heuchelei, es wäre niemand da.

„Aber die Redakteure müssen sich doch irgendwo treffen, um die Zeitung zu machen,“ entgegnete er. „Wahrscheinlich; aber die Redaktion geht mich nichts an,“ sagte der Kapitän der kaiserlichen Garde und sortierte wieder seine Streifbänder, wobei er sein ewiges Gebrumm ertönen ließ.

In diesem Augenblick trat durch einen — soll man sagen glücklichen oder unglücklichen? — Zufall Finot herein, um Giroudeau seinen vorgeblichen Rücktritt mitzuteilen und ihm ans Herz zu legen, auf seine Interessen zu achten.

„Der Herr wird nicht diplomatisch behandelt, er gehört zum Blatt,“ sagte Finot zu seinem Onkel, während er Lucien die Hand drückte. „Ah! Der Herr gehört zum Blatt!“ rief Giroudeau, der über die freundliche Begrüßung Luciens durch seinen Neffen sehr überrascht war. „Wahrhaftig, Sie haben nicht viel Mühe gehabt, anzukommen.“ „Ich will Ihnen hier alles in Ordnung bringen, damit Sie von Etienne nicht begaunert werden,“ sagte Finot und blickte Lucien schlau an. „Der Herr bekommt drei Franken die Spalte für alles, was er schreibt, auch für die Theaterberichte.“ „Du hast niemals jemandem diese Bedingungen bewilligt,“ sagte Giroudeau und blickte Lucien erstaunt an. „Er wird die vier Boulevardtheater haben; du wirst aufpassen, daß ihm seine Logen nicht stibitzt werden, und daß seine Theaterbillets ihm richtig gegeben werden. — Ich rate Ihnen trotzdem, sie sich direkt schicken zu lassen,“ wandte er sich an Lucien. „Der Herr verpflichtet sich, außer seiner Kritik zehn Artikel Vermischtes von ungefähr zwei Spalten für fünfzig Franken monatlich ein Jahr lang zu liefern. — Das paßt Ihnen doch?“ „Ja,“ sagte Lucien, den die Umstände in der Hand hatten. „Onkel,“ sagte Finot zu dem Kassier, „setze den Vertrag auf. Wir unterschreiben ihn, wenn wir gehen.“ „Wer ist der Herr?“ fragte Giroudeau, der sich erhoben hatte und seine schwarzseidene Mütze zog. „Herr Lucien von Rubempré, der Verfasser des Artikels über den Alkalden,“ erwiderte Finot. „Junger Mann,“ rief der alte Soldat und tippte Lucien auf die Stirn, „Sie haben Goldminen da drin. Ich verstehe mich nicht auf Literatur, aber Ihren Artikel habe ich gelesen, und er hat mir Vergnügen gemacht. Sapristi, es ist so etwas Lustiges drin. Und so habe ich gesagt, das bringt uns Abonnenten! Und es kam auch so. Wir haben fünfzig Nummern verkauft.“ „Ist mein Vertrag mit Etienne Lousteau in zwei Abschriften zum Unterzeichnen fertig?“

fragte Finot seinen Onkel. „Jawohl,“ antwortete Giroudeau. „Setze auf den, den ich mit dem Herrn mache, das Datum von gestern, damit Lousteau sich an die Abmachungen halten muß!“

Finot nahm den Arm seines neuen Mitarbeiters, und diese scheinbare Kollegialität machte dem Dichter Vergnügen, der sich so zur Treppe führen ließ, während Finot ihm sagte: „Sie haben so eine gemachte Position. Ich werde Sie selbst meinen Redakteuren und Mitarbeitern vorstellen. Dann wird Sie Lousteau heute abend in den Theatern einführen. Sie können hundertfünfzig Franken monatlich an unserm Blättchen verdienen, das Lousteau leiten wird; bemühen Sie sich also, sich gut mit ihm zu stellen. Er wird es mir ja übelnehmen, daß ich ihm in Ihrer Sache die Hände gebunden habe, aber Sie haben Talent, und ich will nicht, daß Sie den Launen eines Chefredakteurs ausgesetzt sind. Unter uns gesagt, Sie können mir bis zu zwei Bogen monatlich für meine Wochenschrift schreiben, ich zahle Ihnen zweihundert Franken dafür. Sprechen Sie mit niemandem über diese Abmachung, alle möglichen Eitelkeiten werden sich über das Glück eines Anfängers ärgern und mir darüber böse sein. Machen Sie aus Ihren zwei Bogen vier Artikel, unterzeichnen Sie zwei davon mit Ihrem Namen und zwei mit einem Pseudonym, damit es nicht so aussieht, als ob Sie anderen das Brot wegessen. Sie verdanken Ihre Stellung Blondet und Vignon, die beide finden, daß Sie eine Zukunft haben. Also, werden Sie mir nicht liederlich. Trauen Sie vor allem Ihren Freunden nicht. Wir zwei wollen immer gut miteinander auskommen. Wie Sie mich bedienen, bediene ich Sie. Sie haben für vierzig Franken Logen und Billets zu verkaufen und für sechzig Franken Bücher zu verklopfen. Das und Ihre Mitarbeit bringt Ihnen vierhundertfünfzig Franken monatlich. Wenn Sie nur ein bißchen Witz haben, be-

kommen Sie überdies noch mindestens zweihundert Franken von den Verlegern, die Ihnen Artikel und Prospekte bezahlen. Aber Sie halten zu mir, nicht wahr? Ich kann auf Sie zählen?“

Lucien drückte Finots Hand mit überschwenglicher Freude.

„Es soll nicht so aussehen, als ob wir uns verständigt hätten,“ sagte ihm Finot ins Ohr und öffnete dann die Tür einer Dachkammer im fünften Stock des Hauses, die am Ende eines langen Flurs gelegen war.

Lucien erblickte nunmehr Lousteau, Félicien Vernou, Hector Merlin und zwei andere Redakteure, die er nicht kannte. Sie saßen alle um einen Tisch herum, auf dem eine grüne Decke lag, vor einem guten Feuer, auf Stühlen oder Lehnstühlen und rauchten und lachten. Der Tisch war mit Papieren bedeckt, es stand ein einziges Tintenfaß darauf, in dem richtig Tinte war, und Federn lagen herum, die ziemlich schlecht waren, aber von den Redakteuren wirklich benutzt wurden. Der neugebackene Journalist merkte nun, daß das große Werk hier getan wurde.

„Meine Herren,“ sagte Finot, „der Gegenstand unserer Zusammenkunft ist die Einführung unseres lieben Lousteau in die Stelle des Chefredakteurs des Blattes, das ich zu verlassen genötigt bin. Aber obwohl meine Anschauungen notwendigerweise eine Umwandlung erfahren, damit ich Chefredakteur der Zeitschrift werden kann, deren Ziele Ihnen bekannt sind, sind meine Überzeugungen die alten, und wir bleiben Freunde. Ich gehöre ganz Ihnen, wie Sie mir gehören sollen. Die Umstände wechseln, die Prinzipien sind fest. Die Prinzipien sind der Angelpunkt, um den sich die Zeiger des politischen Barometers drehen.“ Alle Redakteure brachen in Lachen aus. „Von wem hast du denn diese Phrasen?“ fragte ihn Lousteau. „Von Blondet,“ erwiderte Finot. „Wind, Regen, Sturm,

schönes Wetter, beständig,“ sagte Merlin, „wir wollen alles zusammen durchmachen.“ „Na,“ erwiderte Finot, „lassen wir jetzt lieber die Bildersprache und reden wir deutlich: wer von euch mir Artikel zu bringen hat, kann sich auf Finot verlassen. Der Herr“, fuhr er fort und stellte Lucien vor, „gehört zu euch. — Ich habe Vertrag mit ihm gemacht, Lousteau.“

Alle gratulierten Finot zu seiner Verbesserung und seiner neuen Lage.

„Jetzt sitzt du auf dem Roß, über uns und den andern,“ sagte einer der Redakteure, die Lucien nicht kannte. „Dürfen wir bei dir unsere Feinde angreifen?“ „So viel ihr wollt,“ erwiderte Finot. „Ah, was mir einfällt,“ sagte Lousteau, „das Blatt darf nicht zurückweichen. Herr Châtelet ist böse geworden, wir dürfen ihn die ganze Woche nicht in Ruhe lassen.“ „Was ist geschehen?“ fragte Lucien. „Er hat Rechenschaft verlangt,“ antwortete Vernou. „Der Exgeck des Kaiserreichs hat den alten Giroudeau vorgefunden, der ganz kaltblütig Philipp Bridau als den Verfasser des Artikels genannt hat, und Philipp hat den Baron gefragt, welche Stunde und welche Waffen ihm passen. So steht die Sache jetzt. Wir sind damit beschäftigt, dem Baron in der morgigen Nummer unsere Entschuldigungen auszusprechen. Jeder Satz ist ein Dolchstoß.“ „Nehmt ihn tüchtig mit. Mich soll er auch finden,“ versetzte Finot. „Ich werde die Miene annehmen, ihm beizuspringen, indem ich euch zur Ruhe verweise; er hält zum Ministerium, und wir hängen ihm da etwas auf, die Stelle eines außerordentlichen Professors oder einen Tabakverschleiß. Wir sind glücklich, daß er ein leidenschaftlicher Spieler geworden ist. Wer von euch will in meinem neuen Blatt einen gründlichen Artikel über Nathan schreiben?“ „Geben Sie ihn Lucien,“ sagte Lousteau. „Hector und Vernou schreiben Artikel in ihren Blättern.“

„Auf Wiedersehen, meine Herren, bei Barbin treffen wir uns unter vier Augen wieder,“ sagte Finot lachend.

Man machte nun Lucien einige Komplimente über seinen Eintritt in die gefürchtete Gilde der Journalisten, und Lousteau erklärte, er sei ein Mann, auf den man sich verlassen könne.

„Meine Herren, Lucien ladet Sie alle miteinander ein, bei seiner Geliebten, der schönen Coralie, zu soupieren.“
„Coralie kommt ans Gymnase,“ sagte Lucien zu Etienne.
„Also, meine Herren, Sie wissen doch, es ist abgemacht, wir schreiben für Coralie? Setzen Sie in alle Ihre Blätter ein paar Zeilen über ihr Engagement und reden Sie von ihrem Talent. Sie können von dem Takt und der Geschicklichkeit der Direktion des Gymnase sprechen; können wir ihr auch Geist zuschreiben?“ „Jawohl, das können wir,“ erwiderte Merlin; „Frédéric hat mit Scribe zusammen ein Stück geschrieben.“ „Oh, dann ist der Direktor des Gymnase der weitblickendste und scharfsinnigste aller Spekulanten,“ sagte Vernou. „Was mir einfällt. Schreiben Sie Ihre Artikel über das Buch von Nathan erst, wenn wir uns beraten haben. Ich sage Ihnen, warum,“ begann Lousteau. „Wir müssen unserm neuen Kollegen zu Diensten sein. Lucien hat zwei Bücher unterzubringen, eine Sonettensammlung und einen Roman. Bei der heiligen Zeitungsnotiz! er muß auf drei Monate Sicht ein großer Dichter werden. Wir wollen uns seiner ‚Margueriten‘ bedienen, um auf dem Markt der Oden, Balladen, Meditationen und der ganzen romantischen Poesie eine furchtbare Baisse anzurichten.“ „Das wäre lustig, wenn die Sonette nichts taugten,“ versetzte Vernou. „Was halten Sie von Ihren Sonetten, Lucien?“ „Ja, sagen Sie, wie finden Sie sie?“ sagte einer der unbekanntenen Redakteure. „Meine Herren, sie sind gut, mein Ehrenwort darauf,“ sagte Lousteau. „Mir soll's recht sein,“ sagte Vernou.

„Ich schmeiße sie diesen Pfaffendichtern, die mich wütend machen, zwischen die Beine.“ „Wenn Dauriat heute abend die ‚Margueriten‘ ablehnt, versetzen wir ihm Artikel über Artikel gegen Nathan.“ „Und was wird Nathan dazu sagen!“ rief Lucien.

Die fünf Redakteure brachen in Lachen aus.

„Er wird entzückt sein,“ sagte Vernou. „Sie sollen schon sehen, wie wir die Sache machen.“ „Gehört der Herr denn auch wirklich zu uns?“ fragte einer der beiden Redakteure, die Lucien nicht kannte. „Jawohl, Frédéric, jawohl, nur keine Faxen. — Du siehst, Lucien,“ sagte Etienne zu dem Neuling, „wie wir zu dir stehen. Du wirst dich, wenn sich die Gelegenheit findet, revanchieren. Wir lieben Nathan alle, und wir wollen ihn angreifen. Jetzt müssen wir das Reich Alexanders unter uns teilen. — Frédéric, willst du das Théâtre Français und das Odéon?“ „Wenn es den Herren recht ist,“ erwiderte Frédéric.

Alle nickten, aber Lucien sah neidische Blicke.

„Ich behalte die Große Oper, die Italienische Oper und die Opéra Comique,“ sagte Vernou. „Schön, Hector nimmt die Vaudeville-Theater,“ fuhr Lousteau fort. „Und ich soll kein Theater haben?“ rief der andere Redakteur, den Lucien nicht kannte. „Na, dann kann dir also Hector die Variétés lassen und Lucien die Porte Saint-Martin,“ versetzte Etienne. „Laß ihm die Porte Saint-Martin, er ist hinter Fanny Beaupré her,“ sagte er zu Lucien; „du nimmst dafür den Cirque Olympique. Ich habe Bobino, die Funambules und Frau Saqui... Was haben wir morgen fürs Blatt?“ „Nichts.“ „Nichts?“ „Nichts!“ „Meine Herren, geben Sie sich für meine erste Nummer ein bißchen Mühe und lassen Sie Ihren Geist glänzen. Der Baron du Châtelet und sein Stockfisch halten keine acht Tage vor. Der Verfasser des ‚Einsiedlers‘ ist schon sehr verbraucht.“ „So- sthenes — Demosthenes ist nicht mehr witzig,“ sagte

Vernou, „alle Welt hat ihn uns weggenommen.“ „Oh, wir brauchen neue Tote,“ rief Frédéric. „Meine Herren, wie wär's, wenn wir den tugendhaften Männern der Rechten lächerliche Züge andichteten? Wenn wir zum Beispiel sagten, Herr von Bonald habe Schweißfüße?“ rief Lousteau. „Wir wollen eine Serie mit Porträts von ministeriellen Rednern anfangen,“ meinte Hector Merlin. „Tu das, Kleiner,“ erwiderte Lousteau. „Du kennst sie, da sie von deiner Partei sind, da kannst du den und jenen Privathaß befriedigen. Nimm Beugnot, Syriéys de Mayrinhaç und andere aufs Korn. Die Artikel können im voraus fertig sein. Dann kommen wir nicht in Verlegenheit.“ „Wie wär's, wenn wir einige Weigerungen, den oder jenen in geweihter Erde zu bestatten, erfänden, mit mehr oder weniger erschwerenden Umständen?“ „Wir wollen lieber nicht auf den Spuren der großen konstitutionellen Blätter gehen, die ganze Mappen voller Pfaffen haben, die bloße Enten sind,“ erwiderte Vernou. „Enten?“ fragte Lucien. „Wir nennen eine Ente“, antwortete ihm Hector, „eine Tatsache, die so aussieht, als ob sie wahr wäre, die man aber erfindet, um die Nachrichten aus Paris aufzufrischen, wenn sie ein bißchen matt geworden sind. Die Ente ist eine Erfindung von Franklin, der den Blitzableiter, die Ente und die Republik erfunden hat. Dieser Journalist hat die Enzyklopädisten mit seinen Enten von jenseits des Meeres so gut getäuscht, daß Raynal in seiner ‚Philosophischen Geschichte Indiens‘ zwei dieser Enten als authentische Tatsachen mitgeteilt hat.“ „Das wußte ich nicht,“ sagte Vernou. „Was sind das für zwei Enten?“ „Die Geschichte von dem Engländer, der seine Befreierin, eine Negerin, verkauft, nachdem er sie vorher zur Mutter gemacht hat, um mehr Geld für sie zu lösen. Und dann die prächtige Verteidigungsrede der jungen Schwangeren, die ihren Prozeß gewinnt. Als Franklin

nach Paris kam, gestand er Necker seine Enten ein, was die französischen Philosophen in große Verwirrung brachte. Und so hat die neue Welt zweimal die alte betrogen.“ „Die Zeitung stellt alles als wahr hin,“ sagte Lousteau, „was wahrscheinlich ist. Davon gehen wir aus.“ „Die Justiz verfährt nicht anders,“ meinte Vernou. „Also heute abend um neun Uhr sind wir wieder hier,“ sagte Merlin.

Man stand auf, schüttelte sich die Hände, und die Sitzung wurde unter Bezeigungen der rührendsten Freundschaft aufgehoben.

„Was hast du denn mit Finot gemacht,“ fragte Etienne Lucien, als sie die Treppe hinabgingen, „daß er einen Vertrag mit dir geschlossen hat? Du bist der einzige, an den er sich gebunden hat.“ „Ich? Nichts; er hat es mir vorgeschlagen,“ versetzte Lucien. „Nun schön. Wenn du mit ihm einig bist, soll es mir recht sein, wir beide werden dann nur stärker sein.“

Im Erdgeschoß trafen Etienne und Lucien Finot, der Lousteau in das offizielle Redaktionszimmer beiseite nahm.

„Unterzeichnen Sie Ihren Vertrag, damit der neue Chefredakteur glaubt, die Abmachung datiere von gestern,“ sagte Giroudeau und überreichte Lucien zwei gestempelte Bogen.

Während Lucien den Vertrag überlas, hörte er zwischen Etienne und Finot eine ziemlich lebhaftere Auseinandersetzung über die Naturalien, die das Blatt erhielt. Etienne wollte seinen Anteil an diesen Steuern, die Giroudeau erhob. Es kam ohne Frage zwischen Finot und Lousteau zu einer Einigung, denn die beiden Freunde traten sehr einträchtig wieder heraus.

„Um acht Uhr in den Holzgalerien bei Dauriat,“ sagte Etienne zu Lucien.

Ein junger Mann trat mit der schüchternen und verlegenen Miene, die Lucien noch vor kurzem gehabt hatte,

ein und bot seine Mitarbeit an. Lucien sah mit geheimem Vergnügen, wie Giroudeau dem Neuling gegenüber dieselben Scherze anwandte, durch die der alte Offizier auch ihn getäuscht hatte; sein Interesse ließ ihn die Notwendigkeit dieses Verfahrens völlig begreifen, das zwischen den Anfängern und der Dachkammer, in die die Auserwählten eindringen, fast unübersteigbare Schranken errichtete.

„Die Redakteure haben selber noch nicht Geld genug,“ sagte er zu Giroudeau. „Wenn ihr mehr wäret, hätte jeder von euch weniger,“ versetzte der Kapitän. „Also!“

Der pensionierte Offizier schwenkte seinen Stock mit dem Bleiknopf, ging mit seinem üblichen Gebrumm hinaus und machte ein sehr verdutztes Gesicht, als er Lucien in die schöne Equipage steigen sah, die auf dem Boulevard auf ihn gewartet hatte. „Jetzt seid ihr die Offiziere und wir die Zivilisten,“ sagte der Soldat zu ihm.

„Auf Ehrenwort, diese jungen Leute scheinen mir die besten Menschen der Welt zu sein,“ sagte Lucien zu Coralie. „Ich bin also jetzt Journalist, habe die Sicherheit, monatlich sechshundert Franken zu verdienen, wenn ich arbeite wie ein Pferd; aber ich werde meine beiden Bücher unterbringen und werde andere schreiben, denn meine Freunde werden den Erfolg für mich organisieren! Ich sage also wie du, Coralie: es sei gewagt!“ „Es wird alles gut gehen, mein Söhnchen; sei aber ja nicht so gut, wie du schön bist, sonst ruinierst du dich. Sei schlecht zu den Menschen, das ist guter Ton.“

Coralie und Lucien fuhren im Bois de Boulogne spazieren und begegneten dort der Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und dem Baron du Châtelet. Frau von Bargeton richtete einen verführerischen Blick auf Lucien, der für einen Gruß gelten konnte. — Camusot hatte das feinste Diner der Welt bestellt. Coralie, die sich von ihm befreit fühlte, war so liebenswürdig gegen den armen Seiden-

händler, daß er sich nicht erinnerte, sie während der vierzehn Monate ihrer Beziehungen so reizend und anmutig gesehen zu haben.

„Wohlan,“ sagte er sich, „bleiben wir bei ihr, trotzdem!“

Camusot schlug Coralie heimlich eine Eintragung von sechstausend Pfund Rente in das Hauptbuch, das seine Frau nicht kannte, vor, wenn sie unter der Bedingung seine Geliebte bleiben wollte, daß er sich ihre Liebe zu Lucien gefallen ließ.

„Einen so himmlischen Menschen betrügen? . . . Aber sieh ihn dir doch an, und sieh dann dich an!“ sagte sie, indem sie auf den Dichter zeigte, dem Camusot einen leichten Schwips beigebracht hatte.

Camusot beschloß, darauf zu warten, daß ihm das Elend die Frau wiedergeben würde, die ihm das Elend ausgeliefert hatte.

„So werde ich denn nur dein Freund sein,“ sagte er und küßte sie auf die Stirn.

Lucien verließ Coralie und Camusot und begab sich in die Holzgalerien. Welche Veränderung hatte seine Einweihung in die Geheimnisse der Zeitung in seinem Kopf hervorgebracht! Er mischte sich ohne Furcht unter die Menge, die in den Galerien wogte, nahm eine herausfordernde Miene an, weil er eine Geliebte hatte, und trat ungeniert bei Dauriat ein, weil er Journalist war. Er fand dort große Gesellschaft, gab Blondet, Nathan, Finot, der ganzen Literatur, mit der er sich seit einer Woche verbrüdet hatte, die Hand; er hielt sich für eine Persönlichkeit und glaubte sich seinen Kameraden überlegen; der kleine Rausch tat ihm treffliche Dienste, er war geistreich und bewies, daß er mit den Wölfen heulen könne. Trotzdem empfing Lucien nicht die schweigsamen, stummen oder ausgesprochenen Zustimmungen, auf die er gerechnet hatte; er bemerkte zum erstenmal eine Regung von

Eifersucht unter diesen Leuten, die die Angst nicht so sehr stachelte als die Neugierde, zu erfahren, welchen Platz eine neue Größe einnehmen und wieviel bei der allgemeinen Teilung der Erträge der Presse auf sie kommen würde. Finot, der in Lucien eine Mine zum Ausbeuten sah, Lousteau, der Rechte auf ihn zu besitzen glaubte, waren die einzigen, die der Dichter lächeln sah. Lousteau, der schon das Gebaren eines Chefredakteurs angenommen hatte, klopfte energisch an das Fenster von Dauriats Kabinett.

„Im Augenblick, mein Freund,“ antwortete ihm der Buchhändler, der ihn erkannte, und hob den Kopf über die grünen Vorhänge.

Der Augenblick dauerte eine Stunde, nach deren Verlauf Lucien und sein Freund ins Allerheiligste eintraten.

„Nun, haben Sie sich die Sache mit meinem Freund durch den Kopf gehen lassen?“ fragte der neue Chefredakteur. „Gewiß,“ erwiderte Dauriat mit der Haltung eines Sultans. „Ich habe die Sammlung durchgesehen und sie einem Mann von Geschmack, einem guten Beurteiler, zu lesen gegeben, denn ich bilde mir nicht ein, davon allzuviel zu verstehen. Ich kaufe den Ruhm lieber fix und fertig, wie jener Engländer die Liebe. — Sie sind ein ebenso großer Dichter, wie Sie hübsch sind, Kleiner,“ sagte Dauriat. „So wahr ich ein ehrlicher Mann, ich sage nicht, Buchhändler bin, geben Sie acht! Ihre Sonette sind prachtvoll, man merkt nicht die Arbeit; das ist ja auch natürlich bei Inspiration und Feuer. Kurz, Sie verstehen zu reimen, die besondere Kunst der neuen Schule. Ihre ‚Margueriten‘ sind ein schönes Buch, aber es ist kein Geschäft für mich, und ich kann mich nur mit großen Unternehmungen befassen. Auf mein Gewissen, ich will Ihre Sonette nicht nehmen, es wäre mir unmöglich, sie zu lancieren, man kommt nicht auf die Kosten, wenn

man da einen Erfolg in Szene setzt. Im übrigen werden Sie mit der Poesie nicht fortfahren, dieses hier wird ein vereinzelt Buch sein. Sie sind jung, junger Mann! Sie bringen mir die ewige Sammlung der ersten Gedichte, die alle Leute von der Feder, nachdem sie das Gymnasium verlassen, machen, die ihnen zuerst sehr am Herzen liegt, und über die sie sich späterhin lustig machen. Ihr Freund Lousteau muß in seinen alten Strümpfen noch so eine versteckte Dichtung haben. — Hast du nicht eine Dichtung, an die du geglaubt hast, Lousteau?“ sagte Dauriat und warf auf Etienne einen schlaun Blick der Verständigung. „Wie könnte ich denn sonst Prosa schreiben?“ sagte Lousteau. „Nun, Sie sehen, er hat mir nie etwas davon gesagt; unser Freund kennt den Buchhandel und die Geschäfte,“ fing Dauriat wieder an. „Für mich“, sagte er schöntuerisch zu Lucien, „ist die Frage nicht, zu wissen, ob Sie ein großer Dichter sind; Sie haben viel, sehr viel Talent; wenn ich mit dem Buchhandel eben anfinge, würde ich den Fehler begehen, Sie herauszugeben. Aber heute würden mich mal zu allererst meine Teilhaber und Geldgeber im Stich lassen; es genügt, daß ich im vorigen Jahr zwanzigtausend Franken verloren habe, damit sie von Poesie nichts mehr wissen wollen, und sie sind meine Herren. Doch ist dies immer noch nicht der Hauptpunkt. Zugegeben, daß Sie ein großer Dichter sind, werden Sie auch fruchtbar sein? Werden Sie regelmäßig Sonette legen? Werden Sie es zu zehn Bänden bringen? Werden Sie ein Geschäft sein? Keineswegs, Sie werden ein vorzüglicher Prosaschriftsteller werden; Sie haben zu viel Geist, um ihn sich mit Reimflickereien zu verderben. Sie können dreißigtausend Franken jährlich in den Zeitungen verdienen und werden sie nicht gegen dreitausend Franken vertauschen, die Sie mit großer Mühe aus Ihren Hemistischen, Strophen und andern Drechseleien ziehen würden!“ „Sie wissen doch, Dauriat, daß der Herr

zum Blatt gehört,“ sagte Lousteau. „Ja,“ erwiderte Dauriat, „ich habe seinen Artikel gelesen und, wohlverstanden, in seinem eigenen Interesse lehne ich ihm die ‚Margueriten‘ ab. Jawohl, mein Herr, ich werde Ihnen in sechs Monaten von heute ab mehr Geld für die Artikel, die ich bei Ihnen bestellen werde, gegeben haben als für Ihre unverkäufliche Poesie!“ „Und der Ruhm?“ rief Lucien aus.

Dauriat und Lousteau lachten.

„Alle Wetter,“ sagte Lousteau, „das bewahrt sich Illusionen.“ „Der Ruhm,“ ließ sich Dauriat vernehmen, „der ist zehn Jahre Ausdauer und hunderttausend Franken Verlust oder Gewinn für den Buchhändler. Wenn Sie Narren finden, die in einem Jahr Ihre Gedichte drucken, werde ich in Ihrer Achtung steigen, nachdem Sie das Resultat ihrer Unternehmung gesehen haben.“ „Haben Sie das Manuskript da?“ fragte Lucien kühl. „Hier ist es, mein Freund,“ erwiderte Dauriat, dessen Manieren Lucien gegenüber schon auffallend freundlich geworden waren.

Lucien nahm die Rolle, ohne nachzusehen, in welchem Zustand der Bindfaden war, so sehr hatte Dauriat den Anschein, die ‚Margueriten‘ gelesen zu haben. Er war weder bestürzt noch unzufrieden, als er mit Lousteau hinaustrat. Dauriat begleitete die beiden Freunde in den Laden und sprach von seinem und Lousteaus Blatt. Lucien spielte nachlässig mit dem Manuskript der ‚Margueriten‘.

„Du glaubst, daß Dauriat deine Sonette gelesen hat oder sie hat lesen lassen?“ sagte ihm Etienne ins Ohr. „Ja,“ sagte Lucien. „Sieh dir das Siegel an.“

Lucien erblickte Tinte und Bindfaden im Zustand vollkommener Verbindung.

„Welches Sonett hat Ihnen besonders gefallen?“ sagte Lucien zu dem Buchhändler, bleich vor Zorn und Wut. „Sie sind alle bemerkenswert, mein Freund,“ sagte

Dauriat, „aber das auf die Marguerite ist entzückend, es schließt mit einem sehr feinen, sinnreichen Gedanken ab. Daran habe ich gesehen, welchen Erfolg Ihre Prosa haben muß. Ich habe Sie auch sofort an Finot empfohlen. Schreiben Sie uns Artikel, wir werden Sie gut bezahlen. Sehen Sie, an den Ruhm denken, das ist sehr schön, aber vergessen Sie nicht das Solide und nehmen Sie, was sich bietet. Wenn Sie erst reich sind, können Sie Verse machen.“

Der Dichter trat rasch in die Galerien heraus, um nicht loszubrechen, denn er war wütend.

„Aber Kind,“ sagte Lousteau, der ihm folgte, „beruhige dich, nimm die Menschen für das, was sie sind — Mittel. Willst du Revanche haben?“ „Um jeden Preis,“ sagte der Dichter. „Hier ist ein Exemplar des Buches von Nathan, das mir Dauriat soeben gegeben hat; die zweite Ausgabe erscheint morgen, lies es nochmals durch und schustere einen Artikel zusammen, der es herunterreißt. Félicien Vernou kann Nathan nicht leiden, dessen Erfolg, wie er glaubt, dem zukünftigen Erfolg seines Buches schadet. Eine der fixen Ideen dieser kleinen Geister ist es, sich einzubilden, daß zwei Erfolge nebeneinander keinen Platz unter der Sonne haben. Er wird deine Artikel in dem großen Blatt, das er unter sich hat, aufnehmen.“ „Was kann man aber gegen dieses Buch sagen? Es ist schön!“ rief Lucien aus. „Ja, mein Lieber, lerne dein Handwerk,“ sagte Lousteau lachend. „Wäre das Buch gleich ein Meisterwerk, so müßte es unter deiner Feder eine alberne Nichtigkeit, ein gefährliches und ungesundes Machwerk werden.“ „Aber wie?“ „Du verwandelst die Schönheiten in Schwächen.“ „Ich bin unfähig zu solchem Gewaltakt.“ „Mein Lieber, der Journalist ist ein Akrobat, du mußt dich schon an die Unannehmlichkeiten des Standes gewöhnen. Wart mal, ich bin ein guter Kerl! So würde ich

bei einer solchen Gelegenheit verfahren. Gib also acht! Du fängst damit an, das Werk schön zu finden, und du kannst dich dann damit amüsieren, zu schreiben, was du darüber denkst. Das Publikum wird sich sagen: ‚Dieser Kritiker ist ohne Eifersucht, er wird sicher unparteiisch sein.‘ Das Publikum wird also deine Kritik für gewissenhaft halten. Nachdem du dir nun also die Achtung deines Lesers gewonnen hast, sprichst du dein Bedauern aus, daß du das System tadeln muß, wie Bücher der Art in die französische Literatur hineinkommen wollen. Du sagst also etwa: ‚Beherrscht nicht Frankreich die Intelligenz der ganzen Welt? Bis zum heutigen Tage, durch alle Jahrhunderte hindurch, hielten die französischen Schriftsteller Europa auf den Bahnen der Analyse und der philosophischen Untersuchung durch die Macht des Stils und die originelle Form, die sie den Ideen gaben.‘ Hier bringst du für den braven Bürger eine Lobrede auf Voltaire, Rousseau, Diderot, Montesquieu und Buffon an. Du setzt auseinander, wie unbarmherzig in Frankreich die Sprache ist, du beweisest, daß sie ein Lack ist, der den Gedanken völlig bedeckt. Du gibst Grundsätze von dir wie den folgenden: ‚Ein großer Schriftsteller in Frankreich ist immer ein großer Mann, die Sprache zwingt ihn, immer zu denken; das ist in den andern Ländern nicht so usw.‘ Du beweisest deine Behauptung, indem du Rabener, einen deutschen Moralsatiriker, mit Labruyère vergleichst. Nichts steht einem Kritiker so gut an, wie wenn er von einem fremden Autor spricht, den niemand kennt. Kant ist der Sockel von Cousin. Bist du erst einmal auf diesem Boden, so gibst du ein Wort von dir, das den Laien das System unserer genialen Männer des letzten Jahrhunderts zusammenfaßt und erklärt: du nennst ihre Literatur eine Literatur der Metaphysik. Hast du erst einmal dieses Wort, so wirfst du den lebenden Schriftstellern alle

berühmten Toten an den Kopf. Nun gehst du dazu über, darzutun, daß in unsern Tagen eine neue Literatur entsteht, die den Dialog — die leichteste aller literarischen Formen — und Beschreibungen, die ein Ersatzmittel fürs Denken sind, zu ausgiebig anwendet. Du hältst die Romane von Voltaire, Diderot, Sterne, Lesage, die so konkret, so eindringlich sind, dem modernen Roman entgegen, in dem sich alles in Bildern ausdrückt, und den Walter Scott oft in ein Drama verwandelt hat. Er ist eine Literaturgattung, in der nur der Erfinder Platz hat. Du sagst: ‚Der Roman à la Walter Scott ist eine Abart, aber kein System.‘ Du wetterst gegen diese unheilvolle Abart, in der man die Ideen verdünnt, in der sie in Trivialitäten ausgemünzt werden, gegen diese Abart, die niemandem unzugänglich ist, in der jeder ohne viel Unkosten Schriftsteller werden kann, und schließlich nennst du diese Abart die Bilderliteratur. Nun wendest du diese Argumentation gegen Nathan an, indem du zeigst, daß er ein Nachahmer ist und nur scheinbar Talent hat. Der große, gedrängte Stil des achtzehnten Jahrhunderts fehlt seinem Buch, du zeigst, daß sein Verfasser die Ereignisse an die Stelle der Empfindungen gesetzt hat. Die Bewegung ist nicht das Leben, ein Bild ist keine Idee! Gib recht viele Sentenzen der Art von dir, das Publikum wiederholt sie. Das Werk also erscheint dir trotz seiner Verdienste verhängnisvoll und gefährlich, es öffnet der Menge die Pforten des Ruhmestempels, und in der Ferne läßt du ein ganzes Heer kleiner Schriftstellerlein auftauchen, die sich beeilen, diese Form, die so überaus leicht ist, nachzuahmen. Hier kannst du dich donnernden Klagen über den Verfall des Geschmacks überlassen und findest Gelegenheit, das Lob der Herren Etienne, Jouy, Tissot, Gosse, Duval, Jay, Benjamin Constant, Aignan, Baour-Lormian, Villemain einzuschmuggeln, der Koryphäen der bonapartistisch-liberalen Partei, unter

deren Patronat das Blatt Vernous steht. Du zeigst, wie diese heldenhafte Schar dem Eindringen der Romantiker Widerstand leistet, wie sie gegen das Bild und das Geschwätz zur Idee und zum Stil hält, wie sie die Schule Voltaires fortführt und sich der englischen und deutschen Schule widersetzt, genau so wie die siebzehn Redner der Linken den Kampf für die Nation gegen die Ultras der Rechten führen. — Unter dem Schutze dieser Namen, die bei weitem die meisten Franzosen, die immer zur Opposition der Linken halten werden, verehren, kannst du Nathan vernichten, dessen Werk, obwohl es hervorragende Schönheiten enthält, einer Literatur ohne Ideen in Frankreich Bürgerrecht gibt. Von jetzt an handelt es sich nicht mehr um Nathan und sein Buch, verstehst du? sondern um den Ruhm Frankreichs. Es ist Pflicht der ehrenhaften und tapfern Schriftsteller, sich dem Import aus dem Ausland mit ganzer Kraft entgegenzustellen. Hier schmeichelst du den Abonnenten. Du sagst, Frankreich sei eine gewitzte Dame, es sei nicht leicht, sie einzunehmen. Wenn der Verleger aus Gründen, die du nicht erörtern wirst, einen Erfolg erschlichen hat, so hat das wirkliche Publikum den Irrtum bald wieder gutgemacht, den die fünfhundert Tröpfe, die seine Schutztruppe bilden, zustande gebracht haben. Du sagst, der Verleger zeige eine zu große Kühnheit, wenn er eine zweite Auflage herstelle, weil er das Glück gehabt habe, eine Auflage zu verkaufen, und du bedauerst, daß ein so geschickter Buchhändler sich auf die Neigungen des Landes so schlecht verstehe. Da hast du die allgemeinen Umrisse. Bestreue mir diese Sätze mit dem Salz deines Geistes, mache sie mit einem Tropfen Essig pikanter, und Dauriat ist in der Artikelpfanne fertiggebraten. Aber vergiß nicht, zum Schluß die Miene anzunehmen, daß du beklagst, Nathan habe einen bedauerlichen Irrtum begangen, aber er sei ein Mann, dem die

Literatur unserer Zeit, wenn er andere Bahnen einschlägt, noch schöne Werke zu verdanken haben werde.“

Lucien war aufs höchste betroffen, während er Lousteau zuhörte; bei den Worten des Journalisten fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er vernahm literarische Wahrheiten, von denen er noch nie etwas geahnt hatte.

„Aber was du da sagst,“ rief er, „ist sehr begründet und richtig.“ „Könntest du ohne das Nathans Buch zusammenhauen?“ sagte Lousteau. „Das, mein Lieber, ist das erste Beispiel eines Artikels, mit dem man ein Werk vernichten will: die Spitzhacke der Kritik. Aber es gibt sehr viele andere Formen! Du wirst schon weitergebildet werden. Wenn du unbedingt genötigt bist, über einen Mann zu schreiben, den du nicht magst, denn manchmal tut es der Besitzer oder der Chefredakteur eines Blattes nicht anders, dann bedienst du dich für deine negativen Absichten der Gründlichkeit. Als Überschrift des Artikels setzest du den Titel des Buches, mit dem du dich zwangsweise beschäftigen mußt; du beginnst mit allgemeinen Betrachtungen, sprichst von den Griechen und Römern und sagst zuletzt: ‚Diese Betrachtungen führen uns zu dem Buch des Herrn Soundso, von dem in einem zweiten Artikel die Rede sein wird.‘ Und der zweite Artikel erscheint nie. Man erstickt so das Buch zwischen zwei Besprechungen. Diesmal aber handelt es sich nicht um einen Artikel gegen Nathan, sondern gegen Dauriat; du mußt also die Hacke benutzen. Einem schönen Buche schadet die Hacke nichts, während sie einem schlechten bis ins Herz dringt; im ersten Fall verletzt sie nur den Verleger, im zweiten erweist sie dem Publikum einen Dienst. Diese Formen der literarischen Kritik werden in derselben Weise in der Politik angewandt.“

Die grausame Lektion, die Etienne ihm gab, öffnete in der Phantasie Luciens, der dieses Handwerk sehr gut begriff, ganz neue Fächer.

„Wir wollen auf die Redaktion gehen,“ sagte Lousteau, „wir treffen dort unsere Freunde und verabreden einen allgemeinen Angriff gegen Nathan, und du wirst sehen, welches Vergnügen ihnen das macht.“

Als sie in der Rue Saint-Fiacre angelangt waren, stiegen sie zusammen in die Dachstube, in der das Blatt hergestellt wurde, und Lucien war ebenso überrascht wie entzückt, als er die lebhafteste Freude sah, mit der seine Kollegen beschlossen, das Buch Nathans zu vernichten. Hector Merlin nahm ein Blatt Papier und schrieb folgende Zeilen, die er sofort in sein Blatt trug: „Man zeigt eine zweite Auflage des Buches des Herrn Nathan an. Wir wollten über dieses Werk schweigend hinweggehen, aber dieser scheinbare Erfolg zwingt uns, einen Artikel zu veröffentlichen, der sich weniger mit diesem Buch als mit der Tendenz der jungen Literatur beschäftigen soll.“

An die Spitze der Scherze für die Nummer des nächsten Tages stellte Lousteau den Satz: „Der Verleger Dauriat veröffentlicht eine zweite Auflage des Buches des Herrn Nathan. Er scheint den juristischen Grundsatz nicht zu kennen: Ne bis in idem. Ehre dem Mute des Unglücklichen!“

Die Worte Etiennes waren für Lucien wie eine Fackel gewesen, und die Gier, sich an Dauriat zu rächen, vertrat bei ihm die Stelle des Gewissens und der echten Begeisterung. Er blieb drei Tage am Kamin in Coralies Zimmer sitzen, ließ sich von Berenice bedienen und von der achtsamen und schweigenden Coralie in den Augenblicken der Ermattung zärtlich umschmeicheln: dann hatte er einen kritischen Artikel von ungefähr drei Spalten ins Reine geschrieben, in dem er sich zu einer erstaunlichen Höhe gehoben hatte. Er lief auf die Redaktion, es war neun Uhr abends, fand da die Kollegen und las ihnen seine Arbeit vor. Man hörte ihm ernsthaft zu. Félicien

sagte kein Wort, nahm das Manuskript und stürzte die Treppe hinunter.

„Was kommt ihn an?“ rief Lucien. „Er trägt deinen Artikel in die Druckerei!“ erwiderte Hector Merlin; „er ist ein Meisterwerk, von dem nichts wegbleiben darf, und dem keine Zeile hinzugesetzt zu werden braucht.“ „Man muß dir nur den Weg zeigen!“ sagte Lousteau. „Ich möchte das Gesicht sehen, das Nathan morgen macht, wenn er das liest,“ sagte ein anderer Redakteur, auf dessen Miene eine frohe Genugtuung zu lesen war. „Man muß Ihr Freund sein,“ sagte Hector Merlin. „Es ist also gut?“ fragte Lucien lebhaft. „Blondet und Vignon wird es übel zumute werden,“ meinte Lousteau. „Hier habe ich“, fing Lucien wieder an, „einen kleinen Artikel, den ich für euch geschrieben habe, und der, wenn er Erfolg hat, eine Serie ähnlicher Stücke nach sich ziehen kann.“ „Lies es uns vor,“ sagte Lousteau.

Lucien las ihnen nun einen der köstlichen Artikel, die das Glück dieses kleinen Blattes machen sollten, in denen er in zwei Spalten einen kleinen Zug des Pariser Lebens, eine Gestalt, einen Typus, einen gewöhnlichen Vorgang oder irgendeine Absonderlichkeit schilderte. Dieses Probestück, das ‚Die Passanten von Paris‘ hieß, war in der neuen und originellen Manier geschrieben, in der der Gedanke sich aus dem Aneinanderprallen der Worte ergab, in der das Klirren der Adverbien und der Adjektive die Aufmerksamkeit wachrief. Dieser Artikel unterschied sich von dem ernstesten und tiefsten über Nathan ebensowohl wie Montesquieus ‚Perserbriefe‘ von seinem ‚Geist der Gesetze‘.

„Du bist ein geborener Journalist,“ sagte Lousteau zu ihm. „Das kommt morgen. Mache davon, so viel du willst.“ „Hört,“ sagte Merlin, „Dauriat ist wütend über die beiden Kartätschen, die wir ihm in den Laden geschossen haben. Ich komme eben von ihm; er wettete Flüche. er

wütete gegen Finot, der ihm aber ruhig sagte, er hätte dir sein Blatt verkauft. Ich nahm ihn beiseite und flüsterte ihm die Worte ins Ohr: „Die ‚Margueriten‘ kommen Sie teuer zu stehen! Ein talentvoller Mensch kommt zu Ihnen, und Sie schicken ihn weg, wenn wir ihn mit offenen Armen aufnehmen.“ „Dauriat wird von dem Artikel, den wir eben gehört haben, niedergeschmettert sein,“ sagte Lousteau zu Lucien. „Du siehst jetzt, mein Junge, was eine Zeitung ist. Deine Rache ist gut im Gange! Der Baron Châtelet hat heute morgen nach deiner Adresse gefragt; es gab heute einen blutigen Artikel gegen ihn; dem Exgeck ist sehr unwohl, er ist ganz verzweifelt. Du hast das Blatt nicht gelesen? Der Artikel ist lustig. Sieh hier: ‚Der Leichenzug des Reiher, den sein Stockfisch beweint‘. Frau von Bargeton wird in der Gesellschaft nur noch der Stockfisch oder das Fischbein genannt, und Châtelet ist nur noch der Baron Reiher.“

Lucien nahm das Blatt und konnte das Lachen nicht verbeißen, als er dieses kleine Meisterstück der Bosheit, das Vernou verfaßt hatte, las.

„Sie werden kapitulieren,“ sagte Hector Merlin.

Lucien beteiligte sich in vergnügter Stimmung an der Abfassung einiger Scherze und Witze, mit der man die Redaktionstätigkeit für heute beschloß. Man rauchte und plauderte, erzählte die Vorfälle des Tages, unterhielt sich über kleine Lächerlichkeiten der Kollegen oder etliche neue Einzelheiten zur Beleuchtung ihres Charakters. Diese Unterhaltung, die überaus spottlustig, witzig und boshaft geführt wurde, unterrichtete Lucien über die Sitten und Personalien der Literatur.

„Während man das Blatt setzt,“ sagte Lousteau, „will ich mit dir herumgehen, dich in den Theatern, die du zu besuchen hast, mit den Kontrolleuren und hinter den Kulissen bekanntmachen; dann suchen wir Florine und

Coralie im Panorama Dramatique auf und amüsieren uns mit ihnen in ihren Ankleidezimmern.“

So gingen sie also, Arm in Arm, von Theater zu Theater, und Lucien wurde überall als Berichterstatter eingeführt, von den Direktoren beglückwünscht, von den Schauspielerinnen neugierig betrachtet, denn sie hatten alle gehört, welche Bedeutung ein einziger Artikel von ihm Coralie und Florine gegeben hatte, von denen die eine mit zwölftausend Franken jährlich ans Gymnase und die andere mit achttausend ans Panorama engagiert worden war. Das waren lauter kleine Huldigungen, die Lucien in seinen eigenen Augen hoben und ihm das Gefühl seiner Macht gaben. Um elf Uhr langten die beiden Freunde im Panorama Dramatique an, und Lucien hatte nun eine freie und ungezwungene Miene, die Wunder tat. Nathan war da, er streckte Lucien die Hand hin, der sie nahm und drückte.

„Oh! Da sind ja meine Meister,“ sagte er mit einem Blick auf Lucien und Lousteau, „Sie wollen mich also begraben.“ „Warte doch bis morgen, mein Lieber, da sollst du sehen, wie Lucien dich heruntermacht! Mein Wort darauf, du wirst zufrieden sein. Wenn die Kritik so ernsthaft ist, kann ein Buch nur Vorteil davon haben.“

Lucien wurde rot vor Scham.

„Ist es hart?“ fragte Nathan. „Es ist ernst,“ sagte Lousteau. „Es wird also nicht von Schaden sein?“ fragte Nathan nochmals. „Hector Merlin sagte im Foyer des Vaudeville, der Artikel breche mir das Genick.“ „Lassen Sie es ihn sagen, und warten Sie es ab,“ rief Lucien und flüchtete sich in das Ankleidezimmer Coralies, in das die Schauspielerin eben in ihrem entzückenden Kostüm von der Bühne hereingetreten war.

Als Lucien am Tage darauf mit Coralie beim Frühstück saß, hörte er ein Kabriolett anfahren, dessen Rasseln in

der ziemlich verlassenen Straße einen eleganten Wagen verkündete, und dessen Pferd den freien Tritt und die besondere Art anzuhalten hatte, die reine Rasse verraten. Als er ans Fenster ging, sah Lucien in der Tat das prächtige englische Pferd Dauriats und Dauriat, der seinem Groom die Zügel reichte und dann absprang.

„Es ist der Verleger,“ rief Lucien seiner Geliebten zu.
„Er soll warten,“ sagte Coralie sofort zu Berenice.

Lucien lächelte über die Sicherheit dieses jungen Mädchens, das sich so wundervoll mit seinen Interessen identifizierte, und umarmte sie mit wahren Gefühl: sie hatte Geist gezeigt. Die Schnelligkeit, mit der der übermütige Verleger, dieser Fürst der Scharlatane, zu Kreuze kroch, hing mit Umständen zusammen, die heute fast völlig vergessen sind, so sehr hat sich der Buchhandel in den letzten fünfzehn Jahren verändert. Zwischen 1816 und 1827, zu welchem Zeitpunkt die Lesekabinette, die zuerst nur für die Zeitungslektüre eingerichtet waren, erst anfangen, neue Bücher gegen eine Vergütung zu lesen zu geben, und in dem die Verschlechterung der fiskalischen Gesetze über die periodische Presse erst die Annoncen erzeugte, vorher also hatte der Buchhandel keine andern Mittel der Bekanntmachung als die Artikel, die entweder in den Feuilletons oder im Hauptteil der Zeitungen eingerückt wurden. Bis 1822 erschienen die französischen Zeitungen in Bogen von so kleinem Umfang, daß die großen Blätter kaum größer waren als die kleinsten der heutigen Zeitungen. Um der Tyrannei der Journalisten Widerstand leisten zu können, erfanden Dauriat und Ladvoat als die ersten die Plakate, mit denen sie die Aufmerksamkeit von Paris fesselten, indem sie phantastische Schriften, bizarre Farben, Vignetten und später Lithographien anwandten, die aus dem Plakat ein Gedicht für die Augen und oft eine Enttäuschung für den Geldbeutel der Käufer machten. Die

Plakate wurden so originell, daß einer der Monomanen, die man Sammler nennt, eine vollständige Sammlung dieser Plakate besitzt. Dieses Mittel der Ankündigung, das zuerst nur in den Schaufenstern der Läden und auf den Boulevards angewandt wurde, sich aber später über ganz Frankreich ausdehnte, wurde von der Annonce verdrängt. Trotzdem wird es immer Plakate geben, die noch in die Augen stechen, wenn die Annonce und oft das Werk selbst schon vergessen sind, besonders seit man darauf gekommen ist, sie auf die Wände zu malen. Die Annonce, deren sich jeder, der Geld hat, bedienen kann, und die die vierte Seite der Zeitungen in ein Feld verwandelt hat, das für den Fiskus ebenso fruchtbar ist wie für die Spekulanten, entstand infolge der harten Bestimmungen des Stempels, der Post und der Kautionen. Diese Beschränkungen, die in der Zeit des Herrn von Villèle erfunden wurden, die damals die Zeitungen hätten töten können, indem sie sie immer gemeiner machten, schufen im Gegenteil eine Art Privilegien, da sie die Gründung eines Blattes fast unmöglich machten. Im Jahre 1821 hatten also die Zeitungen das Recht über Leben und Tod der Schöpfungen des Gedankens und der Unternehmungen des Buchhandels. Eine Anzeige von wenig Zeilen unter ‚Vermischtes‘ war furchtbar teuer. Die Intrigen in den Redaktionsbureaus und am Abend auf dem Kampfplatz der Druckereien, in der Stunde, wo der Umbruch über die Zulassung oder die Ablehnung eines bestimmten Artikels entschied, waren so vielfältig, daß die großen Verlags-häuser einen Schriftsteller in ihren Diensten hatten, der diese Artikelchen redigierte, in denen man in wenig Worten viel sagen mußte. Diese unbekanntenen Journalisten, die erst nach der Einrückung bezahlt wurden, blieben oft die Nacht über in den Druckereien, um zu sehen, ob die großen Artikel, die sie, Gott weiß wie, durchgesetzt hatten,

oder die paar Zeilen, die seitdem den Namen Reklamen erhielten, auch wirklich unter die Presse kamen. Heutzutage sind die Sitten in der Literatur und dem Verlagsbuchhandel so ganz andere geworden, daß viele geneigt sein möchten, die ungeheuren Anstrengungen, die Verführungskünste, die Erbärmlichkeiten, die Intrigen, deren sich die Buchhändler, die Autoren, die Märtyrer des Ruhmes, alle die Verdammten, die zu lebenslänglichem Erfolg verurteilt worden sind, um dieser Reklamen willen bedienen mußten, für Fabeln zu erklären. Diners, kleine Aufmerksamkeiten, Geschenke, alles das mußte den Journalisten gegenüber versucht werden. Die folgende Anekdote erklärt besser als alle Behauptungen die enge Verbindung zwischen der Kritik und dem Verlagsbuchhandel.

Ein Mann mit großen Aspirationen, der darauf ausging, ein Staatsmann zu werden, war zu der Zeit jung, galant und Redakteur eines großen Blattes. Er wurde der Hausfreund in einem berühmten Verlagshaus. Eines Tages, am Sonntag, auf dem Landsitz, in dem der splendide Buchhändler die Hauptredakteure der Zeitungen bewirtete, führte die Herrin des Hauses, die jung und hübsch war, den berühmten Schriftsteller in ihren Park. Der erste Kommiss, ein kühler, gesetzter und methodischer Deutscher, der nur an die Geschäfte dachte, ging mit einem Feuilletonisten Arm in Arm im Park spazieren und plauderte über ein Unternehmen, über das er sich mit ihm beriet; das Gespräch führt sie aus dem Park heraus und sie betreten ein Gebüsch. Im Dunkel eines Dickichts sieht der Deutsche etwas, was aussieht wie seine Herrin; er nimmt seine Lorgnette, macht dem jungen Redakteur ein Zeichen, still zu sein und sich zurückzuziehen, und entfernt sich dann selbst vorsichtig auf den Fußspitzen. „Was haben Sie gesehen?“ fragte ihn der Schriftsteller. „Fast nichts,“ antwortete er. „Unser großer Artikel geht

durch. Morgen haben wir mindestens drei Spalten in den ‚Débats‘.“

Eine andere Tatsache erklärt die Macht dieser Artikel.

Ein Buch Chateaubriands über den letzten Stuart war in einem Magazin aufgestapelt und ging nicht. Ein einziger Artikel, den ein junger Mann im Journal des Débats schrieb, bewirkte, daß das Buch in einer Woche verkauft war. In einer Zeit, wo man ein Buch, wenn man es lesen wollte, kaufen mußte und es nicht leihen konnte, wurden von gewissen liberalen Werken, die von allen Oppositionsblättern gerühmt wurden, zehntausend Exemplare abgesetzt; aber auch der belgische Nachdruck existierte noch nicht. Die vorläufigen Angriffe von Luciens Freunden und sein Artikel bewirkten, daß der Verkauf des Buches von Nathan ins Stocken kam. Nathan litt nur in seiner Eigenliebe, er hatte nichts zu verlieren, er war bezahlt, aber Dauriat konnte dreißigtausend Franken verlieren. In der Tat ist der Buchhandel, soweit er Neuheiten vertreibt, auf die folgende kaufmännische Formel zu bringen: Ein Ries Papier kostet fünfzehn Franken; ist es bedruckt, ist es je nach dem Erfolg hundert Sous oder hundert Taler wert. Ein Artikel für oder gegen entschied in jener Zeit oft diese Finanzfrage. Dauriat, der fünfhundert Ries zu verkaufen hatte, eilte also herbei, um mit Lucien einen Friedensvertrag zu schließen. Der Verleger verwandelte sich aus einem Sultan in einen Sklaven. Nachdem er einige Zeit brummend gewartet, möglichst viel Lärm gemacht und mit Berenice hin und her verhandelt hatte, setzte er es durch, Lucien sprechen zu dürfen. Der stolze Buchhändler nahm die lächelnde Miene der Höflinge an, wenn sie zu Hofe gehen, aber sein Ausdruck war daneben immer noch eine Mischung aus Überhebung und gutmütiger Herablassung.

„Laßt euch nicht stören, liebe Freunde,“ sagte er. „Was das für zwei reizende Turteltauben sind! Wer würde

glauben, junges Fräulein, daß dieser Mann, der wie ein junges Mädchen aussieht, ein Tiger mit ehernen Klauen ist, der einem den guten Namen zerreißt, wie er Ihren Morgenrock zu zerreißen imstande ist, wenn Sie ihn nicht schnell genug abnehmen.“

Und er fing zu lachen an, ohne seinen Spaß zu vollenden.

„Kleiner,“ fuhr er fort und setzte sich zu Lucien ... Er unterbrach sich und sagte zu Coralie: „Mein Name ist Dauriat.“

Der Buchhändler hielt es für nötig, seinen imponierenden Namen zu nennen, da er fand, daß Coralie ihn nicht so, wie er es gewohnt war, empfing.

„Haben Sie gefrühstückt, Herr Dauriat? Wollen Sie uns Gesellschaft leisten?“ fragte die Schauspielerin. „Sehr gern. Bei Tisch plaudert es sich besser,“ erwiderte Dauriat. „Überdies erlange ich, wenn ich Ihr Frühstück annehme, das Recht, Sie mit meinem Freund Lucien zum Diner einzuladen, denn wir müssen jetzt Freunde werden wie die Hand und der Handschuh.“ „Berenice! Austern, Zitronen, frische Butter und Champagner!“ rief Coralie. „Sie sind klug genug, zu wissen, was mich herführt,“ begann Dauriat und blickte Lucien an. „Sie sind gekommen, um mir meine Sonettensammlung abzukaufen?“ „Ganz richtig,“ antwortete Dauriat. „Legen wir also vor allem beide die Waffen nieder.“

Er nahm ein elegantes Portefeuille aus der Tasche, legte dreitausend Franken auf einen Teller, überreichte sie Lucien mit einer höfischen Miene und sagte: „Ist der Herr nun zufrieden?“ „Ja,“ erwiderte der Dichter, der beim Anblick dieser unerhofften Summe eine ungekannte Seligkeit verspürte. Er hielt sich zurück, aber er hatte Lust zu singen, herumzuspringen, er glaubte an Aladins Wunderlampe, an Zauberer; er glaubte endlich an sein Genie.

„Die ‚Margueriten‘ also gehören mir,“ sagte der Verleger; „aber Sie werden niemals mehr eines meiner Bücher angreifen?“ „Die ‚Margueriten‘ gehören Ihnen; aber ich kann für meine Feder keine Verpflichtungen eingehen, sie gehört meinen Freunden, wie die ihrige mir.“ „Aber Sie werden ja doch einer meiner Autoren. Alle meine Autoren sind meine Freunde. Sie werden also meine Geschäfte nicht mehr schädigen, ohne mich vor dem Angriff zu warnen, damit ich ihm zuvorkommen kann.“ „Abgemacht.“ „Auf Ihren Ruhm!“ sagte Dauriat und hob sein Glas. „Ich sehe wohl, Sie haben die ‚Margueriten‘ gelesen,“ sagte Lucien.

Dauriat ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Kleiner Freund, wenn ein Buchhändler die ‚Margueriten‘ kauft, ohne sie zu kennen, ist das die schönste Schmeichelei, die er zu vergeben hat. Binnen einem halben Jahre sind Sie ein großer Dichter; Sie werden Artikel haben, man fürchtet Sie, ich brauche nichts dazu zu tun, um Ihr Buch zu verkaufen. Ich bin heute derselbe Geschäftsmann wie vor vier Tagen. Ich habe mich nicht verändert, aber Sie: in der vorigen Woche waren Ihre Sonette für mich Kohlblätter; heute sind sie durch die Stellung, die Sie sich erobert haben, zum Rang eines Delavigne emporgerückt.“ „Also,“ sagte Lucien, den das Sultansvergnügen, eine schöne Geliebte zu haben, und die Gewißheit seines Erfolges zum Spott aufgelegt und entzückend frech machten, „wenn Sie meine Sonette nicht gelesen haben, so haben Sie meinen Artikel gelesen.“ „Gewiß, mein Freund, wäre ich sonst so rasch gekommen? Er ist leider sehr schön, dieser schreckliche Artikel. Ah! Sie haben ein großes Talent, mein Bursche. Folgen Sie mir, nutzen Sie Ihre Zugkraft aus,“ fügte er mit einer Gutmütigkeit hinzu, die die starke Unverschämtheit des Wortes verhüllte. „Aber haben Sie das Blatt bekommen, haben Sie es gelesen?“ „Noch nicht,“

versetzte Lucien, „und doch ist es das erstemal, daß ich ein größeres Prosastück veröffentliche; Hector wird es wohl in meine Wohnung nach der Rue Charlot geschickt haben.“ „Hier, lies! . . .“ sagte Dauriat und ahmte Talma im Manlius nach. Lucien nahm das Blatt, aber Coralie entriß es ihm. „Mir gehört die Jungfernschaft Ihrer Feder, Sie wissen doch noch?“ sagte sie lachend.

Dauriat war überaus schmeichlerisch und geschmeidig; er fürchtete Lucien und lud ihn also mit Coralie zu einem großen Diner ein, das er gegen Ende der Woche den Journalisten gab. Er nahm das Manuskript der ‚Margueriten‘ gleich mit und sagte seinem Dichter, er sollte, wenn er wollte, in den Holzgalerien vorsprechen, um den Vertrag zu unterzeichnen, den er bereithalten würde. Immer im Stil der königlichen Manieren, mit denen er oberflächlichen Menschen zu imponieren und mehr als Mäcen wie als Buchhändler zu wirken versuchte, ließ er die dreitausend Franken da, ohne eine Empfangsbestätigung mitzunehmen, lehnte vielmehr die Quittung, die Lucien ihm anbot, mit einer unbekümmerten Geste ab, küßte Coralie die Hand und ging.

„Sage nun selbst, Geliebter, hättest du von diesen Lap-
pen viel gesehen, wenn du in deinem Loch in der Rue de
Cluny geblieben wärest und in deinen alten Schmökern
in der Bibliothèque Sainte-Geneviève studiert hättest?“
fragte Coralie Lucien, der ihr seine ganze Geschichte er-
zählt hatte. „Deine Freunde aus der Rue des Quatre-
Vents scheinen wahrhaftig rechte Gimpel zu sein!“

Seine Freunde vom Zirkel wurden Gimpel genannt!
Und Lucien hörte dieses Urteil lachend mit an. Er hatte
seinen Artikel gedruckt gesehen, hatte die unsägliche
Freude der Schriftsteller gekostet, den ersten Genuß der
Eigenliebe, der dem Geist nur ein einziges Mal in dieser
Weise wohl tut. Als er seinen Artikel wieder und wieder

las, empfand er seine Tragweite und seine Bedeutung besser. Der Druck ist für die Manuskripte, was das Theater für die Frauen ist: er bringt die Schönheiten und die Fehler zutage; er tötet ebenso, wie er lebendig macht: ein Fehler springt ebenso lebhaft in die Augen wie die schönen Gedanken. Lucien war berauscht und dachte nicht mehr an Nathan; Nathan war sein Sprungbrett, er schwamm in Wonne, er sah sich reich. Für einen halben Knaben, der noch vor kurzer Zeit schüchtern die Stufen von Beaulieu nach Angoulême hinabgestiegen und nach Houmeau in die Dachwohnung Postels zurückgekehrt war, wo die ganze Familie von zwölfhundert Franken jährlich lebte, war die Summe, die Dauriat gebracht hatte, ein unerhörter Reichtum. Die Erinnerung, die noch sehr lebhaft war, und die dennoch in den fortgesetzten Vergnügungen des Pariser Lebens bald erlöschen mußte, führte ihn nach der Place du Mûrier. Er dachte an seine schöne, edle Schwester Eva, seinen David und seine arme Mutter, und sofort schickte er Berenice weg, um einen Tausendfrankenschein wechseln zu lassen, und schrieb inzwischen einen kurzen Brief an seine Familie; dann sandte er Berenice zur Post, als ob er fürchtete, jede Verzögerung könnte es unmöglich machen, die fünfhundert Franken wegzuschicken, die er an seine Mutter adressierte. Ihm und Coralie kam diese Zurückgabe wie eine edle Tat vor. Die Schauspielerin umarmte Lucien, sie fand in ihm das Muster eines Sohnes und Bruders, sie überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten: ein Zug dieser Art entzückt diese guten Mädchen, die alle ein weiches Herz haben, stets.

„Wir haben jetzt“, sagte sie zu ihm, „während der ganzen Woche alle Tage ein Diner. Wir wollen uns ein kleines Fest machen, du hast genug gearbeitet.“

Coralie, die eine Frau war, die die Schönheit eines Mannes, um den sie alle Frauen beneiden mußten, ganz

auskosten wollte, führte ihn zu Staub, sie fand ihren Lucien nicht gut genug gekleidet. Von da ging das Liebespaar ins Boulogner Wäldchen und begab sich dann zum Diner bei Frau du Val-Noble, wo Lucien Rastignac, Bixiou, des Lupeaulx, Finot, Blondet, Vignon, den Baron von Nucingen, Beaudenord, Philipp Bridau, den großen Musiker Conti, kurz die ganze Welt der Künstler, der Spekulanten, all der Leute, die sich von großen Arbeiten durch große Erregungen erholen wollten, antraf. Sie nahmen alle Lucien vortrefflich auf. Lucien hatte seine Sicherheit gewonnen und ließ seinen Geist spielen, als ob er keinen Handel damit triebe, er wurde für einen starken Mann erklärt: dieses Lob war damals unter diesen Menschen, die so halb und halb alle einer Clique angehörten, in Mode. „Oh, man muß untersuchen, wie seine Eingeweide beschaffen sind,“ sagte Théodore Gaillard zu einem der Hofpoeten, der damit umging, ein kleines royalistisches Blatt zu gründen, das später den Namen ‚Le Réveil‘ erhielt.

Nach dem Diner begleiteten die beiden Journalisten ihre Geliebten in die Große Oper, wo Merlin eine Loge hatte, und die ganze Gesellschaft ging mit. So erschien Lucien im Triumphe wieder da, wo er vor wenigen Monaten eine so schwere Niederlage erlitten hatte. Er ging im Foyer Arm in Arm mit Merlin und Blondet auf und ab und sah den Stutzern ins Gesicht, die sich vor kurzem über ihn lustig gemacht hatten. Châtelet lag zu seinen Füßen! Herr von Marsay, Vandenesse, Manerville, die die Löwen dieser Zeit waren, warfen ihm jetzt einige hochmütige Blicke zu. Ohne Frage war in der Loge der Frau d'Espard, in der Rastignac einen langen Besuch machte, die Rede von dem schönen und eleganten Lucien, denn die Marquise und Frau von Bargeton betrachteten Coralie durchs Opernglas. Regte sich im Herzen der Frau von Bargeton

ein Bedauern darüber, daß sie Lucien verstoßen hatte? Diese Frage beschäftigte den Dichter; als er die Corinna von Angoulême sah, verspürte er im Herzen wieder wie an dem Tage, wo er der Verachtung dieses Weibes und ihrer Cousine in den Champs Elysées ausgesetzt gewesen war, das Verlangen, sich zu rächen.

„Haben Sie, als Sie aus Ihrer Provinz kamen, ein Amulett mitgebracht?“ fragte Blondet, als er einige Tage später gegen elf Uhr bei Lucien eintrat, der noch nicht aufgestanden war. „Seine Schönheit“, sagte er zu Coralie, die er auf die Stirn küßte, „richtet vom Keller bis zum Dachboden, in den Tiefen und auf den Höhen Verheerungen an. — Ich muß Sie requirieren, mein Lieber,“ sagte er und schüttelte dem Dichter die Hand; „gestern, in der Italienischen Oper, verlangte die Gräfin von Montcornet, daß ich Sie ihr vorstelle. Sie werden doch eine entzückende junge Frau, bei der Sie die Elite der großen Welt finden, nicht abweisen.“ „Wenn Lucien nett ist,“ sagte Coralie, „wird er nicht zu Ihrer Gräfin gehen. Was tut er in der vornehmen Gesellschaft? Er würde sich langweilen.“ „Wollen Sie ihn gefangenhalten?“ fragte Blondet. „Sind Sie auf die vornehmen Frauen eifersüchtig?“ „Ja,“ rief Coralie, „sie sind schlimmer als wir.“ „Woher weißt du das, mein Kätzchen?“ fragte Blondet. „Von ihren Männern,“ erwiderte sie. „Vergessen Sie nicht, daß ich ein halbes Jahr Marsays Geliebte war.“ „Glauben Sie, mein Kind,“ sagte Blondet, „daß mir viel daran liegt, einen Mann, der so schön ist wie der Ihre, bei Frau von Montcornet einzuführen? Wenn Sie es nicht wollen, ist es, als ob ich nichts gesagt hätte. Aber es handelt sich, glaube ich, weniger um Frauen, als vielmehr darum, Lucien zu Frieden und Erbarmen gegen einen armen Teufel, der die Zielscheibe seines Blattes ist, zu bestimmen. Der Baron du Châtelet ist albern genug, Zeitungsartikel ernst

zu nehmen. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und der Salon der Gräfin von Montcornet interessieren sich für den Reiher, und ich habe versprochen, Laura und Petrarca, Frau von Bargeton und Lucien miteinander zu versöhnen.“ „Ah!“ rief Lucien, dem in allen Adern frisches Blut rollte, und der die berauschte Wonne der gestillten Rache kostete, „ich habe sie also unter meinen Füßen! Ihnen verdanke ich es, daß ich meine Feder, meine Freunde, die verhängnisvolle Macht der Presse anbete. Ich habe noch keinen Artikel über das Fischbein und den Reiher geschrieben. Ich werde hingehen, mein Lieber,“ sagte er und legte seinen Arm um Blondet, „ja, ich werde hingehen, aber erst, wenn dieses Paar das ganze Gewicht dieses leichten Dinges verspürt hat!“

Er nahm die Feder, mit der er den Artikel über Nathan geschrieben hatte, und schwang sie in der Luft.

„Morgen schleudere ich ihnen zwei kleine Spalten an den Kopf. Nachher werden wir sehen. Beunruhige dich nicht, Coralie: es handelt sich nicht um Liebe, sondern um Rache, und ich will sie ganz.“ „Du bist ein Mann,“ sagte Blondet. „Wenn du wüßtest, Lucien, wie selten es ist, einen solchen Ausbruch in der blasierten Welt von Paris zu erleben, würdest du dich erst fühlen. Du bist ein stolzer Kerl,“ sagte er, wobei er sich eines noch stärkeren Ausdruckes bediente, „du bist auf dem Wege, der zur Macht führt.“ „Er wird ans Ziel kommen,“ sagte Coralie. „Aber er hat in sechs Wochen schon einen hübschen Weg zurückgelegt.“ „Und wenn er von seinem Zepter nur von einem Raum noch getrennt ist, der nicht größer ist als ein Leichnam, so kann er sich aus dem Körper Coralies eine Stufe machen.“ „Ihr liebt einander wie im goldenen Zeitalter,“ sagte Blondet. „Ich gratuliere dir zu deinem großen Artikel,“ fuhr er zu Lucien gewandt fort. „Es stehen viel neue Dinge darin. Du bist jetzt unser Meister geworden.“

Lousteau kam mit Hector Merlin und Vernou, um Lucien zu besuchen, der sich überaus geschmeichelt fühlte, Gegenstand ihrer Aufmerksamkeiten zu sein. Félicien brachte Lucien hundert Franken als Honorar für seinen Artikel; die Zeitung hatte es für richtig gehalten, eine so treffliche Arbeit zu honorieren, um den Verfasser an sich zu ziehen. Als Coralie diese Journalistenversammlung sah, schickte sie nach dem Cadran bleu, dem nächsten Restaurant, um dort ein Dejeuner holen zu lassen; dann, als Berenice meldete, daß alles bereitstand, lud sie alle ein, in ihr schönes Speisezimmer hinüberzugehen. Als sie eine Weile bei Tische saßen und der Champagner ihnen zu Kopf gestiegen war, kam der Grund zu dem Besuch, den seine Kollegen Lucien machten, an den Tag.

„Du willst dir doch“, sagte Lousteau zu ihm, „Nathan nicht zum Feinde machen? Nathan ist Journalist, er hat Freunde, er könnte dir bei deinem ersten Buche einen schlimmen Streich spielen. Hast du nicht den ‚Bogenshützen Karls IX.‘ zu verkaufen? Wir haben Nathan heute morgen gesehen, er ist in Verzweiflung; aber du mußt jetzt einen Artikel schreiben, in dem du ihn tüchtig herausstreichst.“ „Wie? Nach meinem Artikel gegen sein Buch wollt ...?“

Emil Blondet, Hector Merlin, Etienne Lousteau, Félicien Vernou unterbrachen allesamt Lucien mit lautem Gelächter.

„Hast du ihn nicht zu übermorgen zum Souper hierher geladen?“ fragte ihn Blondet. „Dein Artikel“, sagte Lousteau zu ihm, „ist nicht gezeichnet. Félicien, der kein solcher Neuling ist wie du, hat nicht verfehlt, ein C. darunterzusetzen, mit dem du nun in Zukunft deine Artikel in seinem Blatt, das ausgesprochen zur Linken gehört, unterzeichnen kannst. Wir gehören alle zur Opposition. Félicien war zartfühlend genug, deine künftige Partei-

richtung nicht festzulegen. In der Bude Hectors, dessen Blatt zum rechten Zentrum gehört, kannst du mit einem L. zeichnen. Zum Angriff ist man anonym, aber es sieht sehr gut aus, wenn man das Lob unterzeichnet.“ „Die Unterschriften stören mich nicht,“ sagte Lucien; „aber ich weiß nichts zugunsten des Buches zu sagen.“ „Du denkst also so, wie du geschrieben hast?“ fragte Hector Lucien. „Ja.“ „Ach, mein Lieber,“ sagte Blondet, „ich hielt dich für stärker! Wahrhaftig, mein Ehrenwort! Wenn ich deine Stirne ansah, dachte ich, du hättest eine Allmacht wie die großen Geister, die alle stark genug gebaut sind, um jedes Ding in seiner zwiefachen Gestalt zu sehen. Junger Freund, in der Literatur hat jede Idee ihre Vorderseite und ihre Rückseite: niemand kann mit Bestimmtheit sagen, welches ihre Vorderseite ist. Alles auf dem Gebiete des Gedankens hat zwei Seiten. Die Ideen sind paarig. Janus ist die mythische Gestalt der Kritik und das Symbol des Geistes. Nur Gott ist dreieckig! Was anders stellt Molière und Corneille so hoch über alle, als daß sie die Gabe besitzen, Alceste ‚ja‘ und Philinte, Octave und Cinna ‚nein‘ sagen zu lassen. Rousseau hat in seiner ‚Neuen Heloise‘ einen Brief für und einen gegen das Duell geschrieben, wagst du es zu sagen, welches seine wahre Meinung war? Wer von uns kann zwischen Clarissa und Lovelace, zwischen Hector und Achilles entscheiden? Welcher ist der Held Homers? Was war die Absicht Richardsons? Die Kritik muß die Werke von ihren sämtlichen Seiten betrachten. Kurz, wir sind große Bericht-erstatte.“ „Sie legen also Wert auf das, was Sie schreiben?“ fragte ihn Vernou mit spöttischer Miene. „Aber wir treiben mit unsern Sätzen Handel und leben von diesem Geschäft. Wenn Sie ein großes, schönes Werk schreiben, ein Buch, dann können Sie Ihre Gedanken und Ihre Seele hineinlegen, sich damit verbunden fühlen und es ver-

teidigen; aber Artikel werden heute gelesen und sind morgen vergessen; das Zeug ist in meinen Augen nicht mehr wert, als daß man es bezahlt. Wenn Sie auf solche Dummheiten Wert legen, dann bekreuzen Sie sich wohl und rufen den heiligen Geist an, bevor Sie einen Prospekt schreiben!“

Alle schienen erstaunt, bei Lucien Skrupel zu finden, und es gelang ihnen schließlich, seine unschuldige Kinder toga in Stücke zu reißen und ihm das Mannesgewand des Journalisten anzuziehen.

„Weißt du, mit welchem Wort sich Nathan getröstet hat, nachdem er deinen Artikel gelesen hatte?“ fragte Lousteau. „Wie soll ich es wissen?“ „Nathan hat gerufen: ‚Die kleinen Artikel sind vergänglich, die großen Werke bleiben!‘ Dieser Mann kommt in zwei Tagen hierher zum Souper, er muß vor dir niederfallen, deinen Fuß küssen und dir sagen, du seiest ein großer Mann.“ „Das wäre komisch,“ rief Lucien. „Komisch!“ versetzte Blondet, „es ist nötig.“ „Liebe Freunde, ich will schon,“ sagte Lucien, der ein wenig bezechet war. „Aber wie soll ich es anstellen?“ „Nun,“ sagte Lousteau, „schreibe für das Blatt Merlins drei schöne Spalten, worin du dich selbst widerlegst. Nachdem wir uns an der Wut Nathans geweidet haben, sagen wir ihm, daß er uns bald für die gedrängte Polemik Dank wissen soll, vermittelt welcher sein Buch in acht Tagen vergriffen sein wird. Vorläufig bist du in seinen Augen ein Spion, ein Hundsfott, ein Schlingel; übermorgen wirst du ein großer Mann, ein starker Geist, ein Mann Plutarchs sein! Nathan wird dich als seinen besten Freund umarmen. Dauriat ist gekommen, du hast drei Scheine von tausend Franken: der Streich ist gelungen. Nun bedarfst du der Achtung und der Freundschaft Nathans. Der Hereingefallene darf nur der Buchhändler sein. Nur unsere Feinde dürfen wir hinschlachten und verfolgen. Wenn es sich um einen Mann handelte,

der ohne uns einen Namen erlangt hätte, um ein unbequemes Talent, das man totmachen müßte, würden wir eine solche Widerlegung nicht für nötig halten; aber Nathan ist einer unserer Freunde, Blondet hatte ihn nur im ‚Mercure‘ angreifen lassen, um sich das Vergnügen zu machen, in den ‚Débats‘ zu antworten. Auch ist die erste Auflage des Buches vergriffen!“ „Meine Freunde, auf Ehrenwort, ich bin unfähig, zwei Worte des Lobes über dieses Buch zu schreiben...“ „Du verdienst noch hundert Franken,“ sagte Merlin, „Nathan wird dir schon zehn Louisdor eingebracht haben, abgesehen davon, daß du einen Artikel in Finots Zeitschrift bringen kannst, für den dir Dauriat hundert Franken bezahlt und die Zeitschrift hundert Franken: zusammen zwanzig Louisdor!“ „Aber was soll ich sagen?“ fragte Lucien. „Du kannst dich folgendermaßen aus der Klemme ziehen, mein Kind,“ sagte Blondet, sich sammelnd: ‚Der Neid, der, wie der Wurm an guten Früchten, an allen schönen Werken nagt, hat auch dieses Buch zu zerfressen versucht,‘ wirst du sagen. ‚Um es mit Fehlern zu behaften, hat die Kritik eigens für dieses Buch Theorien erfinden müssen, in denen sie zwei Gattungen der Literatur unterscheidet: die eine, die sich den Ideen widmet, und die andere, die sich den Bildern hingibt.‘ Hier kannst du sagen, daß es der Gipfel der literarischen Kunst ist, die Idee im Bilde auszudrücken. Indem du zu beweisen suchst, daß das Bild die ganze Poesie ist, beklagst du dich über das Geringe an Poesie, das unsere Sprache zuläßt, sprichst von den Vorwürfen, die uns die Ausländer über den Positivismus unseres Stils machen, und lobst Herrn von Canalis und Nathan für die Dienste, die sie Frankreich damit erweisen, daß sie seine Sprache poetisch gestalten. Übertrumpfe deine vorige Beweisführung, indem du zeigst, daß wir über das neunzehnte Jahrhundert hinausgeschritten sind. Erfinde den Fort-

schritt — eine wundervolle Mystifikation für den Bourgeois! Unsere junge Literatur stellt Gemälde hin, in denen alle Gattungen der Komödie und des Dramas, die Schilderungen, die Charaktere, der Dialog, von den Verschlingungen einer interessanten Fabel gehalten, zusammengefaßt sind. Der Roman, der das Gefühl, den Stil und das Bild verlangt, ist die eminenteste moderne Schöpfung. Er folgt auf die Komödie, die mit ihren alten Gesetzen bei unsern modernen Sitten nicht mehr möglich ist. Er umfaßt die Tatsache und die Idee in seinen Erfindungen, und sie erfordern den Geist von la Bruyère und seine einschneidende Moral, eine Behandlung der Charaktere, wie sie Molière hinstellte, und wie wir sie aus den kolossalen Geisteswerken Shakespeares kennen, und die Wiedergabe der zartesten Stürme der Leidenschaft, die der einzige Schatz ist, den uns unsere Vorgänger hinterlassen haben. Auch ist der Roman der kalten und mathematischen Diskussion, der trockenen Analyse des achtzehnten Jahrhunderts weit überlegen. ‚Der Roman‘, so kannst du sentenziös sagen, ‚ist ein amüsanter Epos.‘ Zitiere Corinna, stütze dich auf Madame de Staël. Das achtzehnte Jahrhundert hat alles in Frage gestellt, das neunzehnte hat die Aufgabe, Schlußfolgerungen zu ziehen: es schließt mit Wirklichkeiten, und zwar mit Wirklichkeiten, die lebendig und in Bewegung sind; es läßt die Leidenschaft spielen, ein Element, das Voltaire unbekannt war. Hier eine Tirade gegen Voltaire. Was Rousseau angeht, so hat er nur verkleidete Systeme und Beweisführungen hingestellt. Julie und Clara sind Entelechien, sie haben weder Fleisch noch Knochen. Hier kannst du abspringen und sagen, daß wir dem Frieden, den Bourbonen eine junge und originelle Literatur verdanken, denn du schreibst für ein Blatt des rechten Zentrums. Mache dich über diejenigen lustig, die Systeme aufstellen. Zuletzt kannst du mit einer schönen Regung

ausrufen: ‚Welche Irrtümer und Verhüllungen der Wahrheit bei unserm Kollegen! Und warum? Um ein so schönes Werk herabzusetzen, das Publikum zu täuschen und zu der Schlußfolgerung zu kommen: ein Buch, das gut gekauft wird, ist unverkäuflich! Proh Pudor!‘ Schrei: Proh Pudor! Dieser biedere Fluch nimmt den Leser gefangen. Proklamiere schließlich den Verfall der Kritik! Schlußfolgerung: ‚Es gibt nur eine einzige Literatur: die Unterhaltungsliteratur. Nathan hat einen neuen Weg eingeschlagen, er versteht seine Zeit und entspricht ihren Bedürfnissen. Das Bedürfnis der Zeit ist das Drama. Das Drama ist der Wunsch eines Jahrhunderts, in dem die Politik ein unaufhörliches Mimodrama ist. Haben wir nicht‘, fragst du, ‚in zwanzig Jahren die vier Dramen der Revolution, des Direktoriums, des Kaiserreichs und der Restauration aufhören sehen?‘ Von da kommst du ganz von selbst in die überschwenglichsten Lobeserhebungen, und die zweite Auflage ist weg. Nämlich so: Am nächsten Sonnabend schreibst du einen Bogen in unserer Zeitschrift und unterzeichnest den Artikel mit deinem vollen Namen von Rubempré. In diesem letzten Artikel sagst du: ‚Es ist das Eigentümliche schöner Bücher, daß sie tiefgehende Diskussionen hervorrufen. In dieser Woche hat das und das Blatt das und das über das Buch von Nathan gesagt, das und das andere hat ihm lebhaft erwidert.‘ Du kritisierst die beiden Kritiken C. und L., du sagst mir im Vorübergehen ein freundliches Wort über den ersten Artikel, den ich in den ‚Débats‘ gebracht habe, und du sagst am Schluß, ‚das Buch Nathans sei das schönste Buch der Zeit‘. Das ist gerade so viel, wie wenn du nichts gesagt hättest. Man sagt das von allen Büchern. Dabei hast du in einer Woche vierhundert Franken verdient und hast überdies noch das Vergnügen, an irgendeiner Stelle die Wahrheit gesagt zu haben. Gescheite Menschen werden entweder C. oder L.

oder Rubempré oder vielleicht auch allen dreien recht geben! Die Mythologie, die sicher eine der größten Erfindungen der Menschheit ist, hat die Wahrheit auf den Grund eines Brunnens verwiesen; braucht man nicht Eimer, um sie herauszuholen? Du gibst dem Publikum drei für einen. Da hast du, was du brauchst, mein Junge, und nun los!“

Lucien war wie betäubt, Blondet küßte ihn auf beide Backen und verabschiedete sich: „Ich gehe in meine Bude.“

Alle gingen sie nun in ihre Buden. Für diese ‚starken‘ Männer war die Zeitung nur eine Bude. Sie wollten sich alle am Abend in den Holzgalerien wiedersehen, wo Lucien seinen Vertrag mit Dauriat unterzeichnen sollte. Florine und Lousteau, Lucien und Coralie, Blondet und Finot dinierten im Palais Royal, wo du Bruel dem Direktor des Panorama Dramatique ein Diner gab.

„Sie haben recht,“ rief Lucien, als er mit Coralie allein war, „die Menschen dürfen in den Händen der Starken nur Mittel sein. Vierhundert Franken für drei Artikel! Doguereau wollte mir kaum so viel für ein Buch geben, zu dem ich zwei Jahre Arbeit gebraucht habe.“ „Schreibe Kritiken,“ versetzte Coralie, „und amüsiere dich. Bin ich nicht heute abend in Andalusien und morgen eine Zigeunerin und an einem andern Tag ein Mann? Mach es wie ich. Gib ihnen Grimassen für ihr Geld und laß uns glücklich sein.“

Dieses paradoxe Wort gefiel Lucien, und er ließ seinen Geist auf diesen launigen Maulesel, den Sohn von Pegasus und Bileams Eselin, steigen. Während seines Spazierganges im Wäldchen galoppierte er so auf den Gefilden des Gedankens und entdeckte in der These Blondets originelle Schönheiten. Er dinierte, wie es glückliche Menschen tun, unterzeichnete bei Dauriat einen Vertrag, durch den er ihm das Manuskript der ‚Margueriten‘ zu unbeschränktem

Eigentum abtrat, ohne dagegen etwas einzuwenden zu finden; dann ging er für ein Weilchen auf die Redaktion, schrieb rasch zwei Spalten hin und kehrte in die Rue de Vendôme zurück. Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß die Gedanken vom Tage vorher in seinem Kopfe gekeimt hatten, wie es mit allen Geistern geht, die voller Jugendfrische sind, und deren Gaben noch wenig benutzt worden sind. Lucien machte es Vergnügen, diesen neuen Artikel auszuarbeiten, er ging mit glühendem Eifer daran. Unter seiner Feder entstanden die Schönheiten, die der Widerspruch gebiert. Er war witzig und ironisch, er erhob sich sogar zu neuen, feinen Bemerkungen über die Empfindung, die Idee und das Bild in der Literatur. Er war klug und gewitzt genug, daß er, als er daranging, Nathan zu loben, seine ersten Eindrücke wiederfand, die er bei der Lektüre des Buches in jenem Lesekabinett gehabt hatte. Aus einem scharfen und herben Kritiker, aus einem lustigen Spötter verwandelte er sich in den Schlußsätzen in einen Dichter, und dieser poetische Abschnitt am Schluß hatte einen so majestätischen Schwung wie ein duftendes Weihrauchgefäß vor dem Altar.

„Hundert Franken, Coralie!“ sagte er und wies auf die acht Blätter Papier, die er beschrieben hatte, während sie sich ankleidete. In dem Schwung, in dem er gerade war, schrieb er nun gleich langsam und bedächtig den schrecklichen Artikel, den er Blondet gegen Châtelet und Frau von Bargeton in Aussicht gestellt hatte. Er kostete an diesem Vormittag eine der stärksten geheimen Wonnen des Journalisten, die Bosheit zuzuspitzen, ihre kalte Klinge, die im Herzen des Opfers ihre Scheide finden soll, blank zu putzen, und den Griff für das Publikum zu schmücken. Das Publikum bewundert die witzige Arbeit dieses Dolches, es merkt keine Bosheit, es weiß nicht, daß die Schärfe des Witzwortes von der Rache zugespitzt ist, daß der Dolch

das Innere eines Menschen, das erst gierig durchsucht worden ist, mit tausend Streichen trifft. Dieser furchtbare Genuß, der düster und einsiedlerisch ist, wenn er ohne Zeugen gekostet wird, ist wie ein Duell mit einem Abwesenden, der aus der Entfernung mit einer Federspule getötet wird, wie wenn der Journalist eine Zauberkraft hätte, wie sie in den arabischen Märchen die Wünsche derer erfüllt, die Talismane besitzen. Die Bosheit ist der Geist des Hasses, der der Erbe aller schlimmen Leidenschaften des Menschen ist, wie die Liebe alle seine guten Eigenschaften in sich schließt. Und daher gibt es keinen Menschen, der nicht Geist hätte, wenn er sich rächt, ebenso wie es keinen gibt, dem Liebe nicht Wollust verleiht. Trotz der Leichtigkeit und Gewöhnlichkeit dieses Geistes ist er in Frankreich immer willkommen. Der Artikel Luciens mußte den Ruf, den das Blatt wegen seiner Bosheit und Bösartigkeit genoß, auf den Gipfel bringen und tat es auch; er verwundete diese beiden Herzen, Frau von Bargeton, seine gewesene Laura, und den Baron du Châtelet, seinen Nebenbuhler, tödlich.

„Fahren wir ins Wäldchen spazieren, die Pferde sind angespannt und stampfen vor Ungeduld,“ sagte Coralie zu ihm; „du darfst dich nicht totarbeiten.“ „Fahren wir bei Hector vorbei, ich will ihm den Artikel über Nathan bringen. Wahrhaftig, die Zeitung ist wie die Lanze des Achilles, die die Wunden heilte, die sie geschlagen hatte,“ sagte Lucien, während er noch einige stilistische Änderungen vornahm.

Die zwei Liebenden fuhren los und zeigten sich jenem Paris, das Lucien vor kurzem erst zurückgestoßen hatte, und das jetzt anfang, sich mit ihm zu beschäftigen, in ihrem Glanze. Paris mit sich zu beschäftigen, wenn man erst begriffen hat, was diese Stadt bedeutet, und wie schwer es ist, in ihr etwas zu sein, das erfüllt den Menschen mit Wonne, und Lucien war berauscht.

„Lieber,“ sagte die Schauspielerin, „wir wollen bei deinem Schneider vorfahren und darauf dringen, daß du deinen Anzug bekommst, oder du kannst ihn gleich probieren, wenn er so weit ist. Wenn du zu deinen vornehmen Damen gehst, will ich, daß du diesen gräßlichen Marsay, den kleinen Rastignac, die Ajuda-Pinto, die Maxime de Trailles, die Vandenesse, kurz all diese Stutzer ausstichst. Denk daran, daß Coralie deine Geliebte ist! Aber du wirst mir doch keine Streiche machen, was?“

Zwei Tage später, am Tage vor dem Souper, das Lucien und Coralie ihren Freunden gaben, wurde im Ambigu ein neues Stück aufgeführt, über das Lucien berichten sollte. Nach ihrem Diner gingen Lucien und Coralie zu Fuß über den Boulevard du Temple, auf der Seite des Türkischen Cafés, die damals bei den Spaziergängern beliebt war, von der Rue de Vendôme nach dem Panorama Dramatique. Lucien hörte, wie man sein Glück und die Schönheit seiner Geliebten pries. Die einen nannten Coralie die schönste Frau von Paris, die andern fanden, Lucien verdiene sie. Der Dichter fühlte sich in seinem Element. Das war sein Leben. Er dachte kaum mehr an den Zirkel seiner früheren Freunde. Er fragte sich, ob diese großen Geister, die er noch vor zwei Monaten so sehr bewundert hatte, mit ihren Ideen und ihrem Puritanismus nicht ein wenig albern wären. Das Wort Gimpel, das Coralie so unbekümmert ausgesprochen hatte, war im Geiste Luciens aufgegangen und trug schon seine Früchte. Er brachte Coralie in ihr Ankleidezimmer und spazierte dann wie ein Sultan hinter den Kulissen auf und ab, und alle Schauspielerinnen umschmeichelten ihn mit ihren brennenden Blicken und freundlichen Worten.

„Ich muß ins Ambigu gehen und mein Handwerk verrichten,“ sagte er.

Im Ambigu war der Zuschauerraum besetzt. Es fand sich kein Platz mehr für Lucien. Lucien ging auf die

das Innere eines Menschen, das erst gierig durchsucht worden ist, mit tausend Streichen trifft. Dieser furchtbare Genuß, der düster und einsiedlerisch ist, wenn er ohne Zeugen gekostet wird, ist wie ein Duell mit einem Abwesenden, der aus der Entfernung mit einer Federspule getötet wird, wie wenn der Journalist eine Zauberkraft hätte, wie sie in den arabischen Märchen die Wünsche derer erfüllt, die Talismane besitzen. Die Bosheit ist der Geist des Hasses, der der Erbe aller schlimmen Leidenschaften des Menschen ist, wie die Liebe alle seine guten Eigenschaften in sich schließt. Und daher gibt es keinen Menschen, der nicht Geist hätte, wenn er sich rächt, ebenso wie es keinen gibt, dem Liebe nicht Wollust verleiht. Trotz der Leichtigkeit und Gewöhnlichkeit dieses Geistes ist er in Frankreich immer willkommen. Der Artikel Luciens mußte den Ruf, den das Blatt wegen seiner Bosheit und Bösartigkeit genoß, auf den Gipfel bringen und tat es auch; er verwundete diese beiden Herzen, Frau von Bargeton, seine gewesene Laura, und den Baron du Châtelet, seinen Nebenbuhler, tödlich.

„Fahren wir ins Wäldchen spazieren, die Pferde sind angespannt und stampfen vor Ungeduld,“ sagte Coralie zu ihm; „du darfst dich nicht totarbeiten.“ „Fahren wir bei Hector vorbei, ich will ihm den Artikel über Nathan bringen. Wahrhaftig, die Zeitung ist wie die Lanze des Achilles, die die Wunden heilte, die sie geschlagen hatte,“ sagte Lucien, während er noch einige stilistische Änderungen vornahm.

Die zwei Liebenden fuhren los und zeigten sich jenem Paris, das Lucien vor kurzem erst zurückgestoßen hatte, und das jetzt anfang, sich mit ihm zu beschäftigen, in ihrem Glanze. Paris mit sich zu beschäftigen, wenn man erst begriffen hat, was diese Stadt bedeutet, und wie schwer es ist, in ihr etwas zu sein, das erfüllt den Menschen mit Wonne, und Lucien war berauscht.

„Lieber,“ sagte die Schauspielerin, „wir wollen bei deinem Schneider vorfahren und darauf dringen, daß du deinen Anzug bekommst, oder du kannst ihn gleich probieren, wenn er so weit ist. Wenn du zu deinen vornehmen Damen gehst, will ich, daß du diesen gräßlichen Marsay, den kleinen Rastignac, die Ajuda-Pinto, die Maxime de Trailles, die Vandenesse, kurz all diese Stutzer ausstichst. Denk daran, daß Coralie deine Geliebte ist! Aber du wirst mir doch keine Streiche machen, was?“

Zwei Tage später, am Tage vor dem Souper, das Lucien und Coralie ihren Freunden gaben, wurde im Ambigu ein neues Stück aufgeführt, über das Lucien berichten sollte. Nach ihrem Diner gingen Lucien und Coralie zu Fuß über den Boulevard du Temple, auf der Seite des Türkischen Cafés, die damals bei den Spaziergängern beliebt war, von der Rue de Vendôme nach dem Panorama Dramatique. Lucien hörte, wie man sein Glück und die Schönheit seiner Geliebten pries. Die einen nannten Coralie die schönste Frau von Paris, die andern fanden, Lucien verdiene sie. Der Dichter fühlte sich in seinem Element. Das war sein Leben. Er dachte kaum mehr an den Zirkel seiner früheren Freunde. Er fragte sich, ob diese großen Geister, die er noch vor zwei Monaten so sehr bewundert hatte, mit ihren Ideen und ihrem Puritanismus nicht ein wenig albern wären. Das Wort Gimpel, das Coralie so unbekümmert ausgesprochen hatte, war im Geiste Luciens aufgegangen und trug schon seine Früchte. Er brachte Coralie in ihr Ankleidezimmer und spazierte dann wie ein Sultan hinter den Kulissen auf und ab, und alle Schauspielerinnen umschmeichelten ihn mit ihren brennenden Blicken und freundlichen Worten.

„Ich muß ins Ambigu gehen und mein Handwerk verrichten,“ sagte er.

Im Ambigu war der Zuschauerraum besetzt. Es fand sich kein Platz mehr für Lucien. Lucien ging auf die

Bühne und beklagte sich heftig, daß er keinen Platz hätte. Der Regisseur, der ihn nicht kannte, sagte ihm, man hätte seinem Blatt zwei Logen gesandt, und schickte ihn weg.

„Ich werde über das Stück so schreiben, wie ich es gehört habe,“ sagte Lucien mit gekränkter Miene. „Sie sind wohl nicht bei Trost!“ sagte die erste Liebhaberin zu dem Regisseur, „das ist der Liebhaber Coralies!“

Sofort wandte sich der Regisseur zu Lucien.

So bewiesen die kleinsten Einzelheiten Lucien die ungeheure Macht der Zeitung und schmeichelten seiner Eitelkeit. Der Direktor kam und ersuchte den Herzog von Rhétoré und Tullia, die erste Ballerina, die sich in einer Proszeniumsloge befanden, sie möchten Lucien einen Platz einräumen. Der Herzog erkannte Lucien und willigte ein.

„Sie haben zwei Menschen in Verzweiflung gebracht,“ sagte der junge Mann zu ihm und sprach ihm von dem Baron du Châtelet und Frau von Bargeton. „Wie wird es erst morgen sein?“ erwiderte Lucien. „Bis jetzt haben meine Freunde die Rolle der Tirailleure gegen sie gespielt, aber heute nacht schieße ich mit glühenden Kugeln gegen sie. Morgen sollen Sie sehen, warum wir über Potelet spotten. Der Artikel ist überschrieben: ‚Potelet von 1811 an Potelet von 1821‘. Ich stelle Châtelet als den Typus der Leute hin, die ihren Wohltäter verleugneten und sich mit den Bourbonen versöhnten. Ich werde sie meine ganze Macht fühlen lassen, und dann gehe ich zu Frau von Montcornet.“

Lucien führte mit dem jungen Herzog eine geistprühende Unterhaltung; es lag ihm viel daran, dem vornehmen Herrn zu zeigen, wie gröblich sich die Marquise d'Espard und Frau von Bargeton getäuscht hatten, als sie ihn mißachteten; aber die Stelle, an der er empfindlich war, trat zutage, als der Herzog von Rhétoré ihn

mit leichter Bosheit Chardon nannte, und er versuchte, sein Anrecht auf den Namen von Rubempré zu verfechten.

„Sie sollten Royalist werden,“ sagte der Herzog zu ihm. „Sie haben sich als einen Mann von Geist gezeigt, zeigen Sie sich jetzt als einen Mann von Verstand. Der einzige Weg, eine Ordonnanz des Königs zu erlangen, die Ihnen den Titel und den Namen Ihrer mütterlichen Vorfahren gibt, ist, sie als Belohnung für Dienste zu erbitten, die Sie dem Schlosse erweisen. Die Liberalen werden Sie niemals zum Grafen machen! Sehen Sie, die Restauration wird schließlich der Presse, der einzigen Macht, die zu fürchten ist, den Garaus machen. Man hat schon zu lange gewartet. Sie müßte einen Maulkorb bekommen. Benutzen Sie die letzten Augenblicke ihrer Freiheit, damit man Sie fürchtet. Binnen wenigen Jahren sind ein Name und ein Titel in Frankreich sicherere Reichtümer als das Talent. Sie können also alles haben: Geist, Adel und Schönheit; Sie werden alles bekommen. Seien Sie also in diesem Augenblick nur liberal, um Ihren Royalismus vorteilhaft zu verkaufen.“

Der Herzog bat Lucien, er möchte doch die Einladung zum Diner annehmen, die ihm der Minister, mit dem er bei Florine soupiert hatte, zugehen lassen würde. Lucien war in einem Augenblick von den Bemerkungen des Edelmannes verführt und war entzückt, daß er die Türen der Salons sich vor ihm öffnen sah, aus denen er sich vor wenigen Monaten verbannt geglaubt hatte. Er staunte über die Macht des Gedankens. Die Presse und die Intelligenz waren also das Mittel der heutigen Gesellschaft. Lucien begriff, daß Lousteau es vielleicht bereute, ihm die Pforten des Tempels geöffnet zu haben, er empfand schon für seine eigene Person die Notwendigkeit, den Ehrgeizigen, die aus der Provinz nach Paris strömten, Schranken entgegenzustellen, die schwer zu übersteigen wären. Wenn

zu ihm ein Dichter gekommen wäre, wie er sich Etienne in die Arme geworfen hatte, wahrlich, er wagte sich nicht zu fragen, welchen Empfang er ihm bereitet hätte. Der junge Herzog sah an Lucien den Ausdruck tiefen Nachdenkens und täuschte sich nicht über die Ursache: er hatte diesem Ehrgeizigen, ohne bestimmten Plan, aber nicht ohne Absicht, den ganzen Horizont der Politik geöffnet, wie die Journalisten ihm von der Höhe des Tempels, wie es der Verführer gegenüber Jesus getan, die Welt der Literatur und ihre Schätze gezeigt hatten. Lucien wußte nichts von der kleinen Verschwörung, die eben die Menschen gegen ihn angezettelt hatten, die in diesem Augenblick seine Zeitung beleidigte, und in deren Welt Herr von Rhétoré zu Hause war. Der junge Herzog hatte die Gesellschaft von Frau d'Espard erschreckt, als er ihnen von Luciens Geist berichtete. Frau von Bargeton hatte ihn ersucht, den Journalisten auszuhorchen, und er hatte gehofft, ihn im *Ambigu Comique* zu treffen. Weder die Gesellschaft noch die Journalisten hatten übrigens große Pläne gemacht. So ist es nicht um sie bestellt, ihr *Macchiavellismus* lebt sozusagen von der Hand in den Mund und besteht darin, immer auf dem Posten und zu allem bereit zu sein, bereit, das Schlimme ebenso wie das Gute auszunutzen und auf die Augenblicke zu lauern, wo die Leidenschaft ihnen einen Menschen überliefert. Während Florinens Souper hatte der junge Herzog Luciens Charakter kennen gelernt, er nahm ihn bei seiner Eitelkeit und versuchte sich an ihm als künftiger Diplomat.

Als das Stück aus war, eilte Lucien nach der *Rue Saint-Fiacre*, um dort seinen Bericht zu schreiben. Seine Kritik war absichtlich scharf und beißend, es gefiel ihm, seine Macht zu zeigen. Das Melodrama war besser als das vom *Panorama Dramatique*; aber er wollte wissen, ob er wirklich, wie man ihm gesagt hatte, ein gutes Stück vernichten

und einem schlechten zum Erfolg verhelfen könnte. Als er am nächsten Morgen mit Coralie beim Frühstück saß, öffnete er die Zeitung, nachdem er ihr gesagt hatte, er hätte das Ambigu Comique gehörig heruntergemacht. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er nach seinem Artikel über Frau von Bargeton und Châtelet einen Bericht über das Ambigu las, der über Nacht so süß gemacht worden war, daß er zwar seine witzige Inhaltsangabe beibehielt, aber trotzdem zu einem günstigen Schluß kam. Das Stück mußte dem Theater volle Häuser machen. Seine Wut war unbeschreiblich; er nahm sich vor, ein Wörtchen mit Lousteau zu reden. Er hielt sich schon für unentbehrlich und faßte den Vorsatz, sich nicht wie ein beliebiger Tropf unterdrücken und ausbeuten zu lassen. Um seine Macht endgültig zu begründen, schrieb er den Artikel, in dem er für die Zeitschrift Dauriats und Finots alle Anschauungen, die über das Buch von Nathan zutage getreten waren, zusammenfaßte und abwog. Dann verfaßte er noch, da er einmal im Zuge war, eine der geistreichen Schilderungen, die er dem Blättchen zugesagt hatte. In ihrer ersten Hitze schreiben die jungen Journalisten ihre Artikel mit Liebe und verbrauchen dabei unvorsichtig genug die schönsten Blüten ihres Geistes. Der Direktor des Panorama Dramatique führte heute ein Vaudeville zum erstenmal auf, um Florine und Coralie ihren Abend zu lassen. Das Stück mußte vor dem Souper zu Ende sein. Lousteau kam, um den Artikel, den Lucien über dieses kleine Stück nach der Generalprobe im voraus verfaßt hatte, zu holen; er wollte über die kommende Nummer völlig beruhigt sein. Als Lucien ihm einen der reizenden kleinen Artikel aus dem Pariser Leben vorgelesen hatte, küßte ihn Etienne auf beide Augen und nannte ihn den guten Engel der Zeitungen.

„Warum machst du dir denn aber ein Vergnügen daraus, den Sinn meiner Artikel zu verändern?“ fragte Lucien,

der diesen glänzenden kleinen Artikel nur geschrieben hatte, um seinen Beschwerden mehr Nachdruck zu geben. „Ich?“ rief Lousteau. „Ja, wer hat denn meinen Artikel verändert?“ „Mein Lieber,“ versetzte Etienne lachend, „du bist in den Geschäften noch nicht recht zu Hause. Das Ambigu nimmt uns zwanzig Abonnements ab, von denen nur neun dem Direktor, dem Dirigenten, dem Regisseur, ihren Geliebten und drei Miteigentümern des Theaters zugestellt werden. Jedes der Boulevardtheater zahlt dem Blatt auf diese Weise achthundert Franken. Aber noch einmal so viel Geld wird Finot in Form von Logen gegeben, ohne die Abonnements der Schauspieler und der Autoren zu rechnen. Der Kerl holt also achttausend Franken aus den Boulevardtheatern. SchlieÙe aus diesen kleinen Theatern auf die großen! Verstehst du? Wir müssen also sehr nachsichtig sein.“ „Ich verstehe, daß ich nicht frei bin und nicht schreiben kann, was ich denke.“ „Aber was liegt denn dir daran, wenn du dein Schäfchen dabei scherst?“ rief Lousteau. „Sag einmal, mein Lieber, was für eine Beschwerde hast du gegen das Theater? Du mußt doch einen Grund haben, um das Stück von gestern zu zerreißen. Wollten wir zerreißen, um zu zerreißen, würden wir das Blatt kompromittieren. Wenn sich das Blatt in seinen Hieben nach der Gerechtigkeit richtete, würde es keine Wirkung erzielen. Hat es der Direktor an etwas fehlen lassen?“ „Er hatte mir keinen Platz reserviert.“ „Schön,“ erwiderte Lousteau. „Ich werde dem Direktor deinen Artikel zeigen, ich werde ihm sagen, wie ich dich gemildert habe, und du stellst dich besser, als wenn er erschienen wäre. Verlange morgen Billete von ihm, er wird dir vierzig monatlich in blanco bewilligen, und ich führe dich dann zu einem Manne, der sie dir unterbringt; er kauft sie dir alle miteinander mit fünfzig Prozent Ermäßigung auf den Preis der Plätze ab. Mit den

Theaterbilleten wird derselbe Handel getrieben wie mit den Büchern. Du sollst einen zweiten Barbet kennen lernen, einen Chef der Claque, er wohnt nicht weit von hier, wir haben Zeit, komm.“ „Aber, lieber Freund, Finot treibt doch ein niederträchtiges Gewerbe, wenn er so auf dem Felde des Denkens indirekte Steuern erhebt. Früher oder später...“ „Aber woher kommst du denn?“ entgegnete Lousteau. „Wofür hältst du Finot? Unter seiner falschen Gutmütigkeit, unter seiner Miene eines Turcaret, unter seiner Unwissenheit und Dummheit birgt sich alle Schlaueit eines kleinen Krämers, der mit Hüten handelt, und von so einem stammt er ja auch. Hast du nicht in seinem Verschlag im Bureau des Blattes einen alten kaiserlichen Offizier gesehen, den Onkel Finots? Dieser Onkel ist nicht nur ein Ehrenmann, er hat auch das Glück, für einen Dummkopf zu gelten. Er ist der Mann, der sich in allen Geldgeschäften kompromittiert. In Paris ist ein Ehrgeiziger sehr glücklich zu preisen, wenn er ein Wesen neben sich hat, das bereit ist, sich kompromittieren zu lassen. Es gibt in der Politik wie im Journalismus eine Menge Fälle, von denen die Chefs nie etwas wissen dürfen. Wenn Finot eine politische Persönlichkeit würde, verwandelte sich sein Onkel in seinen Sekretär und empfinde für seine Rechnung die Tribute, die in den Bureaus, in denen es sich um die Staatsangelegenheiten handelt, erhoben werden. Giroudeau, den man zuerst für einen Dummkopf zu halten geneigt ist, ist genau so pfiffig, wie es für einen Helfershelfer, aus dem nichts herauszubekommen ist, nötig ist. Er steht auf Posten, um zu verhindern, daß wir durch Geschrei, durch die Debütanten, die Beschwerden belästigt werden, und ich glaube nicht, daß es in einem andern Blatt seinesgleichen gibt.“ „Er spielt seine Rolle gut,“ sagte Lucien, „ich habe ihn bei der Arbeit gesehen.“

Etienne und Lucien begaben sich in die Rue du Faubourg-du-Temple, wo der Chefredakteur vor einem stattlichen Hause stehen blieb.

„Ist Herr Braulard zu Hause?“ fragte er den Portier.

„Wie, hier wohnt der Chef der Claque?“ fragte Lucien erstaunt. „Mein Lieber, Braulard hat zwanzigtausend Livres Einkommen, er hat die Boulevarddramatiker in den Händen, die alle ein Konto bei ihm haben wie bei einem Bankier. Die Freibillete der Autoren und der Begünstigten müssen verkauft werden. Diesen Handel betreibt Braulard. Nimm ein wenig Statistik zu Hilfe, das ist eine recht nützliche Wissenschaft, wenn man sie nicht mißbraucht. Wenn du für jedes Theater fünfzig Freibillete annimmst, so kommst du auf täglich zweihundertfünfzig Billete; wenn sie, durchschnittlich gerechnet, jedes fünfzig Sous wert sind, so zahlt Braulard hundertfünfundzwanzig Franken täglich an die Autoren und kann ebensoviel daran verdienen. Also die Billete der Autoren allein verschaffen ihm mehr als viertausend Franken monatlich, in Summa achtundvierzigtausend Franken jährlich. Nimm zwanzigtausend Franken Verlust an, denn er kann seine Billete nicht immer unterbringen.“ „Warum?“ „Oh, es gibt Leute, die ihre Plätze an der Kasse kaufen; die haben vor den Freibilleteden den Vorzug, daß sie reserviert sind. Überdies gibt es Tage mit gutem Wetter und mit schlechten Stücken. So verdient Braulard vielleicht dreißigtausend Franken jährlich an diesem Artikel. Dann hat er seine Claque, das ist eine weitere Industrie. Florine und Coralie sind ihm tributpflichtig; wenn sie ihn nicht bezahlten, hätten sie bei ihrem Auftreten und ihrem Abgehen keinen Beifall.“

Lousteau gab diese Erklärung halblaut, während sie die Treppe hinaufgingen.

„Paris ist ein seltsames Land,“ sagte Lucien; in allen Winkeln lauerten interessante Dinge auf ihn.

Ein schmuckes Zimmermädchen führte die beiden Journalisten zu Herrn Braulard. Der Billethändler, der auf einem Schreibtischstuhl vor einem großen Zylinderbureau saß, erhob sich, als er Lousteau sah. Braulard trug einen Rock aus grauem Molton, Strumpfhosen und rote Pantoffeln, völlig wie ein Arzt oder ein Advokat. Lucien sah in ihm das Urbild des reichen Emporkömmelings: ein gemeines Gesicht, überaus schlaue graue Augen, Hände eines Claqueurs, einen Teint, den die Ausschweifungen zugerichtet hatten wie der Regen die Dächer, ergrauende Haare und eine recht unterdrückte Stimme.

„Sie kommen ohne Zweifel für Fräulein Florine, und der Herr für Fräulein Coralie?“ sagte er. „Ich kenne Sie gut. Seien Sie ruhig, lieber Herr,“ sagte er zu Lucien, „ich kaufe die Praxis des Gymnase, ich werde Ihre Geliebte gut bedienen und werde sie warnen, wenn gegen sie Streiche geplant werden.“ „Wir wollen das nicht ablehnen, mein lieber Braulard,“ sagte Lousteau; „aber eigentlich kommen wir wegen der Bilette der Zeitung für alle Boulevardtheater: ich als Chefredakteur und der Herr als Berichtstatter über all diese Theater.“ „Ach ja, Finot hat sein Blatt verkauft. Ich hörte von dem Geschäft. Er macht seine Sache gut, der Finot. Ich gebe ihm Ende der Woche ein Diner. Wenn Sie mir die Ehre und das Vergnügen machen wollten, zu kommen, können Sie Ihre Damen mitbringen; es wird lustig zugehen. Es werden da sein: Adèle Dupuis, Ducange, Frédéric du Petit-Méré, Fräulein Millot, meine Geliebte; wir werden viel lachen und noch mehr trinken.“ „Ducange muß es schlecht gehen, er hat seinen Prozeß verloren.“ „Ich habe ihm zehntausend Franken geliehen, der Erfolg des ‚Calas‘ wird mir sie wiedergeben: ich habe tüchtig eingeheizt! Ducange ist ein geistvoller Mann, er kann etwas...“

Lucien glaubte zu träumen, als er hörte, wie dieser Mann kritisch über das Talent von Schriftstellern sprach.

„Coralie hat sich gebessert,“ sagte Braulard zu ihm mit der Miene eines kompetenten Richters. „Wenn sie nett ist, werde ich sie heimlich bei ihrem ersten Auftreten im Gymnase gegen die Ränke unterstützen. Hören Sie: ich will gut angezogene Männer für sie auf die Galerien setzen, die lächeln und leise beifällig murmeln, um den Applaus hervorzurufen. Das ist eine Veranstaltung, die einer Schauspielerin eine Stellung verschafft. Coralie gefällt mir, und Sie dürfen mit ihr zufrieden sein, sie hat Empfindung. Ah, wenn ich will, kann ich jede durchfallen lassen ...“ „Aber kommen wir auf das Geschäft mit den Billeten,“ fiel Lousteau ein. „Nun, ich werde sie an den ersten Tagen jedes Monats bei dem Herrn abholen. Der Herr ist Ihr Freund, ich werde ihn behandeln wie Sie. Sie haben fünf Theater, man wird Ihnen dreißig Billete geben: das wird so beiläufig fünfundsiebzig Franken im Monat machen. Vielleicht wünschen Sie einen Voranschuß?“

Damit ging der Billethändler zu seinem Sekretär und zog eine Kasse hervor, die voller Taler war.

„Nein, nein,“ sagte Lousteau, „wir bewahren uns diese Quelle für die schlimmen Tage auf ...“

Braulard wandte sich jetzt wieder zu Lucien: „Ich werde in diesen Tagen mit Coralie arbeiten, wir werden uns gut verständigen.“

Lucien sah sich nicht ohne tiefes Staunen im Arbeitszimmer Braulards um, in dem er einen Bücherschrank, Stiche und gute Möbel gewahrte. Als er durch den Salon fortging, sah er, daß auch hier die Möbel gleichweit von der Dürftigkeit wie von übertriebenem Luxus entfernt waren. Das Speisezimmer schien ihm noch am besten eingerichtet; er machte einen Scherz darüber.

„Aber Braulard ist ein Feinschmecker,“ sagte Lousteau, „seine Diners sind in der dramatischen Literatur berühmt,

sie stehen im Einklang mit seiner Kasse.“ „Ich habe gute Weine,“ versetzte Braulard bescheiden. „Ah! da kommen meine Truppen,“ rief er, als er heisere Stimmen und den Lärm von Tritten auf der Treppe hörte.

Beim Verlassen des Hauses sah Lucien die übelduftende Rotte der Claqueure und Billetverkäufer, lauter Leute mit Mützen, abgetragenen Hosen, fadenscheinigen Röcken, mit blauen oder grünlichen, schmutzigen oder durch Krankheit entstellten Gesichtern, mit langen Bärten, mit Augen, die zugleich wild und listig dreinblickten: ein gräßlicher Menschenschlag, wie er auf den Boulevards von Paris wächst; am Vormittag verkaufen sie Sicherheitsketten und goldene Schmucksachen für fünfundzwanzig Sous; am Abend sitzen sie auf dem Olymp und klatschen, und im übrigen übernehmen sie alle schmutzigen Geschäfte, die es in Paris gibt.

„Das sind die Herren Kenner!“ sagte Lousteau lachend, „der Ruhm der Schauspielerinnen und der Dramatiker. Aus der Nähe gesehen ist der auch nicht schöner als unserer.“ „Es ist schwer,“ erwiderte Lucien, der langsam zu sich kam, „in Paris über irgend etwas Illusionen zu bewahren. Es wird hier alles besteuert, man verkauft alles, man fabriziert alles, selbst den Erfolg.“

Die Gäste Luciens waren Dauriat, der Direktor des Panorama, Matifat und Florine, Camusot, Lousteau, Finot, Nathan, Hector Merlin und Frau du Val-Noble, Félicien Vernou, Blondet, Vignon, Philipp Bridau, Mariette, Giroudeau, Cardot und Florentine, Bixiou. Er hatte auch seine Freunde vom Zirkel eingeladen. Die Tänzerin Tullia, die, wie man sagte, die Freundin du Bruels war, war auch dabei, aber ohne ihren Herzog, und ferner die Besitzer der Zeitungen, für die Nathan, Merlin, Vignon und Vernou schrieben. Es waren zusammen dreißig Personen, das Speisezimmer Coralies hatte nicht für mehr Platz. Gegen

acht Uhr nahmen beim Glanze der hellen Kronleuchter die Möbel, Tapeten und Blumen in dieser Wohnung das festliche Aussehen an, das dem Pariser Luxus den Anschein des Traumes gibt. Lucien empfand das undefinierbare Gemisch aus Glück, befriedigter Eitelkeit und Hoffnung, als er sich als den Herrn dieser Räume sah, er gab sich keine Rechenschaft mehr darüber, wie oder durch wen dieser Zauber geschehen sei. Florine und Coralie, die mit dem entzückenden Geschmack und dem künstlerischen Luxus der Schauspielerinnen gekleidet waren, lächelten unserem Provinzdichter wie zwei Engel zu, die das Amt hatten, ihm die Tore zum Schloß der Träume zu öffnen. Lucien glaubte fast zu träumen. In den paar Monaten hatte sein Leben so plötzlich ein neues Aussehen bekommen, er war so schnell vom äußersten Elend zum größten Luxus übergegangen, daß ihn manchmal, wie die Menschen, die im Schläfe wissen, daß sie nur träumen, Unruhe überkam. Nichtsdestoweniger drückte sein Blick, wenn er auf diese schöne Wirklichkeit sah, eine Zuversicht aus, die von Neidischen vielleicht als abgeschmackter Hochmut bezeichnet worden wäre. Er selbst hatte sich auch verändert. Da er alle Tage in Wonne schwamm, war er blaß geworden, sein Blick hatte den feuchten Ausdruck des Schmachts angenommen; kurz, er sah, wie Frau d'Espard sagte, wie ein Mann aus, der geliebt wird. Aber seine Schönheit siegte über alles. Das Bewußtsein seiner Macht und seiner Stärke sprach sich in seinen Zügen aus, die von der Liebe und von der Erfahrung hell geworden waren. Er sah endlich die literarische Welt und die Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht und glaubte, sich darin als Herr bewegen zu können. Diesem Dichter, den nur die Last des Unglücks zum Nachdenken brachte, schien die Gegenwart keine Sorge zu bergen. Der Erfolg blähte die Segel seines Bootes, er hatte die Werkzeuge zu

seiner Verfügung, die für seine Pläne notwendig waren, ein vornehm eingerichtetes Haus, eine Geliebte, um die ganz Paris ihn beneidete, eine Equipage und schließlich unberechenbare Summen in seinem Tintenfass. Seine Seele, sein Herz und sein Geist hatten sich in gleicher Weise gewandelt: er dachte angesichts so schöner Resultate nicht mehr daran, sich über die Mittel Skrupel zu machen. Das Leben, das er führte, und sein kostspieliger Haushalt wird den Ökonomen, die die Tatsachen des Pariser Lebens kennen, mit Recht unglaublich vorkommen, und so wird es nicht unnütz sein, die allerdings sehr gebrechliche Grundlage aufzuzeigen, auf der der materielle Wohlstand der Schauspielerin und ihres Dichters beruhte. Ohne für sich eine Verpflichtung einzugehen, hatte Camusot die Lieferanten Coralies dazu gebracht, ihr wenigstens während eines Vierteljahrs Kredit zu geben. Die Pferde, die Leute, das ganze Leben also ging für diese beiden Kinder, die auf den Genuß aus waren und die mit Wonne alles genossen, wie durch Hexerei. Coralie nahm Lucien bei der Hand und zeigte ihm schon jetzt den Speisesaal mit seinen glänzenden Gedecken, seinen Kandelabern, die vierzig Kerzen trugen, die ausgesuchten Leckerbissen, des Nachtisches und der Tischkarte, die Chevet entworfen hatte. Lucien küßte Coralie auf die Stirn und schloß sie an sich.

„Ich hoffe, Geliebte,“ sagte er zu ihr, „ich werde dich einmal für so viel Liebe und Aufopferung belohnen können.“ „Bah!“ sagte sie, „bist du zufrieden?“ „Ich wäre sehr undankbar, wenn ich es nicht wäre.“ „Dieses Lächeln ist mir Lohn genug,“ erwiderte sie und brachte mit einer geschmeidigen Schlangenbewegung ihres Leibes ihre Lippen auf die seinen.

Sie fanden Florine, Lousteau, Matifat und Camusot gerade dabei, die Spieltische aufzustellen. Die Freunde Luciens langten an, denn alle diese Leute nannten sich

Gegen zwölf Uhr setzten sich die Gäste zu Tisch, und das Gelage begann. Die Unterhaltung war bei Lucien freier als bei Matifat, denn niemand ahnte, wie verschieden geartet die drei Abgesandten des Zirkels und die Vertreter des Journalismus waren. Diese jungen Geister, die von der Gewohnheit des Für und des Gegen so verderbt waren, gerieten miteinander ins Streiten und warfen einander die schrecklichsten Ausdrücke an den Kopf, die der Journalismus damals erzeugte. Claude Vignon, der der Kritik einen strengen Charakter bewahren wollte, wandte sich gegen die Neigung der kleinen Blätter zum persönlichen Kampf und sagte, die Schriftsteller würden bald so weit sein, daß sie sich selbst in Mißkredit brächten. Lousteau, Merlin und Finot übernahmen nunmehr offen die Verteidigung dieses Systems, das im Journalistenjargon die ‚Blague‘ heißt, und behaupteten, das sei wie ein Stempel, mit dem man das Talent zeichnete.

„Nur wer dieser Probe standhält, ist ein wahrhaft starker Mann,“ sagte Lousteau. „Und überdies“, rief Merlin, „bedarf es während der Huldigungen, die großen Männern dargebracht werden, wie bei den Triumphen der Römer, eines Schimpfkonzertes.“ „Ha, ha,“ lachte Lucien, „alle, die man verspottet, werden glauben, sie seien Triumphatoren.“ „Könnte man nicht sagen, das sei dein Fall?“ rief Finot. „Und unsere Sonette?“ sagte Michel Chrestien, „sollten sie uns nicht so viel wert sein wie der Triumph Petrarcas?“ „Faciamus experimentum in anima vili,“ erwiderte Lucien lächelnd. „Und wehe denen, die in der Zeitung nicht heruntergemacht werden, und denen sie bei ihrem ersten Auftreten Kränze flicht! Sie werden verworfen sein wie Heilige in ihrer Nische, und niemand wird ihnen die geringste Aufmerksamkeit schenken,“ rief Vernou. „Man wird ihnen sagen, was Champcenetz dem Marquis von Genlis sagte, als der seine Frau zu verliebt

ansah: „Gehen Sie weiter, guter Mann, man hat Ihnen schon gegeben,“ sagte Blondet. „In Frankreich tötet der Erfolg,“ meinte Finot. „Wir sind in unserm Lande zu eifersüchtig aufeinander, als daß wir nicht die Triumphe der andern vergessen und in Vergessenheit bringen möchten.“ „Der Widerspruch ist es in der Tat, was in der Literatur Leben gibt,“ sagte Claude Vignon. „Wie in der Natur, wo es aus zwei einander feindlichen Prinzipien entsteht,“ rief Fulgence. „Der Sieg des einen über den andern ist der Tod.“ „Wie in der Politik,“ fügte Michel Chrestien hinzu. „Wir sind eben dabei, es zu beweisen,“ sagte Lousteau. „Dauriat wird in dieser Woche zweitausend Exemplare von Nathans Buch verkaufen. Warum? Das Buch, das angegriffen wurde, wird gut verteidigt werden.“ „Wie sollte ein solcher Artikel“, sagte Merlin und zog den Korrekturbogen seines Blattes aus der Tasche, „nicht eine Auflage wegbringen?“ „Lesen Sie mir den Artikel vor,“ rief Dauriat. „Ich bin überall Buchhändler, selbst beim Souper.“

Merlin verlas den glänzenden Artikel Luciens, der von der ganzen Versammlung mit dem größten Beifall aufgenommen wurde.

„Hätte nun dieser Artikel ohne den ersten geschrieben werden können?“ fragte Lousteau.

Dauriat zog den Druckbogen des dritten Artikels aus der Tasche und las ihn vor. Finot folgte der Verlesung dieses Artikels, der für die zweite Nummer seiner Zeitschrift bestimmt war, sehr aufmerksam, und in seiner Eigenschaft als Chefredakteur legte er eine übertriebene Begeisterung an den Tag.

„Meine Herren,“ sagte er, „wenn Bossuet in unserem Jahrhundert lebte, hätte er nicht anders geschrieben.“ „Ich glaube es gern,“ sagte Merlin. „Bossuet wäre heutzutage Journalist.“ „Auf Bossuet II.!“ rief Claude Vignon,

hob sein Glas und trank Lucien ironisch zu. „Auf meinen Kolumbus!“ versetzte Lucien und hob sein Glas gegen Dauriat. „Bravo!“ rief Nathan. „Ist das ein Spitzname?“ fragte Merlin boshaft und blickte dabei Finot und Lucien an. „Wenn Sie so fortfahren,“ sagte Dauriat, „können wir Ihnen nicht folgen, und diese Herren“, fügte er hinzu und wies auf Matifat und Camusot hin, „können Sie nicht mehr verstehen. Der Scherz ist wie das Garn, das, wie Bonaparte gesagt hat, zerreißt, wenn es zu fein gesponnen wird.“ „Meine Herren,“ sagte Lousteau, „wir sind Zeugen einer ernsten, unbegreiflichen, unerhörten, wahrhaft überraschenden Tatsache. Bewundern Sie nicht die Geschwindigkeit, mit der unser Freund sich aus einem Provinzialen in einen Journalisten verwandelt hat?“ „Er ist als Journalist geboren,“ sagte Dauriat. „Liebe Kinder,“ sagte jetzt Finot, der sich erhoben hatte und in der Hand eine Flasche Champagner hielt, „wir haben alle miteinander die Anfänge unseres lebenswürdigen Wirtes in der Laufbahn, in der er unsere Erwartungen übertroffen hat, unterstützt. In diesen zwei Monaten hat er mit den schönen Artikeln, die wir kennen, sein Probestück abgelegt: ich schlage vor, ihn jetzt feierlich als Journalisten zu taufen.“ „Einen Kranz aus Rosen, um seinen doppelten Sieg zu feiern,“ rief Bixiou mit einem Blick auf Coralie.

Coralie gab Berenice einen Wink, die in den Behältnissen der Schauspielerin alte künstliche Blumen suchen ging. So wie das dicke Kammermädchen sie gebracht hatte, wurde schnell ein Kranz aus Rosen geflochten, und mit den übrigen schmückten sich die in der Gesellschaft, die am betrunkensten waren, grotesk genug heraus. Finot goß als Hohepriester einige Tropfen Champagner auf Luciens schönen Blondkopf und sprach dabei mit entzückender Würde die folgenden Einsetzungsworte: „Im Namen des Stempels, der Kaution und der Buße, ich taufe dich zum Journa-

listen. Mögen deine Artikel dir leicht sein!“ „Und mögen sie dir ohne Abzug der Zwischenräume bezahlt werden!“ fügte Merlin hinzu.

In diesem Augenblick bemerkte Lucien die verdüsterten Gesichter von Michel Chrestien, Joseph Bridau und Fulgence Ridal, die ihre Hüte nahmen und fortgingen. Ein Sturm von Verwünschungen folgte ihnen.

„Kuriose Heilige,“ sagte Merlin. „Fulgence war ein guter Junge,“ versetzte Lousteau, „aber sie haben ihn mit Moral verdorben.“ „Wer?“ fragte Claude Vignon. „Ernst junge Männer, die sich in einem philosophischen und religiösen Lokal in der Rue des Quatre-Vents versammeln; man grübelt dort über den allgemeinen Sinn der Menschheit,“ antwortete Blondet. „Oh! oh! oh!“ „Man untersucht dort,“ fuhr Blondet fort, „ob sie sich um sich selbst dreht oder ob sie im Fortschreiten ist. Sie schwankten sehr lange zwischen der geraden und der gekrümmten Linie, sie fanden den Unsinn des biblischen Dreiecks, bis ihnen irgendein Prophet, ich weiß nicht welcher, erschien, der sich für die Spirale aussprach.“ „Wenn Menschen sich vereinigen, können sie noch gefährlichere Dummheiten aushecken,“ rief Lucien, der den Zirkel verteidigen wollte. „Du nimmst diese Theorien für müßige Worte,“ sagte Félicien Vernou, „aber es kommt der Augenblick, wo sie sich in Flintenschüsse oder in die Guillotine verwandeln.“ „Vorläufig sind sie nur dabei, zu erforschen, welchen Zweck die Vorsehung mit dem Champagnerwein verfolgte, oder welcher humanitäre Gedanke im Tragen langer Hosen liegt, oder das Geheimnis zu finden, das die Welt in Bewegung setzt. Sie richten große gefallene Männer wieder auf, Vico, Saint-Simon, Fourier. Ich habe große Angst, daß sie meinem braven Joseph Bridau den Kopf verdrehen.“ „Sie sind schuld,“ sagte Lousteau, „daß mein Landsmann und Studienfreund Bianchon mich links liegen läßt...“ „Lehrt

man dort die Gymnastik und Orthopädie der Geister?“ fragte Merlin. „Schon möglich,“ meinte Finot, „da Bianchon auf ihre Phantastereien eingeht.“ „Nun, er wird nichtsdestoweniger ein großer Arzt werden,“ sagte Lousteau. „Ist ihr sichtbares Haupt nicht d'Arthez,“ sagte Nathan, „ein junger Mensch, der uns einmal alle in den Sack steckt?“ „Er ist ein Genie,“ rief Lucien. „Ein Glas Sherry ist mir lieber,“ sagte Claude Vignon lächelnd.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo jeder seinem Nachbarn seinen Charakter erklären wollte. Wenn Leute von Geist erst dahin gekommen sind, sich selbst zu erklären, den Schlüssel ihres Herzens zu geben, so steht es fest, daß die Betrunkenheit Herr über sie geworden ist. Eine Stunde später waren alle Gäste die besten Freunde der Welt und behandelten sich gegenseitig als große Männer, als starke Geister, als solche, denen die Zukunft gehört. Lucien hatte sich, in seiner Eigenschaft als Gastgeber, noch einige Helligkeit des Denkens bewahrt: er hörte Sophismen an, die sein Inneres trafen und das Werk seines moralischen Verfalles vollendeten.

„Kinder,“ rief Finot, „die liberale Partei ist genötigt, ihre Polemik wieder anzufachen, und sie befindet sich in einer großen Verlegenheit, weil zurzeit nichts gegen die Regierung zu sagen ist. Wer von euch will eine Broschüre schreiben, um die Wiederherstellung des Erstgeburtsrechts zu verlangen, damit wir gegen die geheimen Absichten des Hofes losziehen können? Die Broschüre soll gut bezahlt werden.“ „Ich,“ sagte Hector Merlin, „das trifft sich mit meinen Ansichten.“ „Deine Partei wird sagen, du kompromittierst sie,“ erwiderte Finot. „Übernimm du diese Broschüre, Félicien, Dauriat wird sie herausgeben, und wir wahren das Geheimnis.“ „Wieviel wird dafür bezahlt?“ sagte Vernou. „Sechshundert Franken! Du zeichnest, Graf C...“ „Schön!“ sagte Vernou. „Ihr erhebt also die Ente bis

in die Politik?“ ließ sich Lousteau vernehmen. „Das heißt, den Fall Chabot auf das Gebiet der Ideen übertragen,“ nahm Finot das Wort wieder auf. „Man schiebt der Regierung Absichten unter und entfesselt die öffentliche Meinung gegen sie.“ „Es ist doch eine erstaunliche Sache, daß wir eine Regierung haben, die es uns Käuzen überläßt, die öffentliche Meinung zu machen,“ sagte Claude Vignon. „Wenn das Ministerium die Dummheit begeht, in die Arena hinabzusteigen, wird die Trommel gerührt; nimmt es sich zuviel heraus, dann wird der Unwille geschürt, man stachelt die Massen auf. Die Zeitung riskiert nie etwas, während die Macht alles zu verlieren hat.“ „Frankreich ist null und nichtig bis zu dem Tage, wo die Zeitung geknebelt wird,“ fing Vignon wieder an. „Ihr macht von Stunde zu Stunde Fortschritte. Ihr seid die neuen Jesuiten, nur daß ihr keinen Glauben, keinen bleibenden Gedanken, keine Disziplin, keine Einigkeit habt.“

Alle machten sich wieder an die Spieltische. Die Morgendämmerung machte bald die Kerzen erblassen.

„Deine Freunde aus der Rue des Quatre-Vents waren trübselig wie zum Tod Verurteilte,“ sagte Coralie zu ihrem Geliebten. „Sie waren die Richter,“ erwiderte der Poet. „Richter pflegen amüsanter zu sein,“ meinte Coralie.

Lucien lebte einen Monat unter Soupers, Diners, Dejeuners und Abendgesellschaften und wurde in einen unbezähmbaren Wirbel von Vergnügungen und leichter Arbeit hineingerissen. Er rechnete nicht mehr. Die Gabe, inmitten der Wirrnisse des Lebens rechnen zu können, ist die Eigenschaft der Intelligenzen von starkem Willen, die den Dichtern, den Schwachen und denen, die bloß Esprit haben, abgeht. Wie die meisten Journalisten lebte Lucien von der Hand in den Mund, gab mehr Geld aus, als er einnahm, und dachte nicht an die regelmäßig wiederkehrenden Anforderungen des Pariser Lebens, die für diese

Zigeuner so niederdrückend sind. Seine Kleidung und sein Auftreten wetteiferten mit denen der berühmtesten Dandys. Coralie setzte, leidenschaftlich verliebt, wie sie war, ihren Stolz darein, ihren Abgott zu schmücken. Sie gab ihr Letztes, um ihrem teuern Dichter all den Luxus der eleganten jungen Leute zu verschaffen, den er bei seinem ersten Spaziergang in den Tuileries sich so sehnsüchtig gewünscht hatte. Er besaß nun wunderbare Spazierstöcke, eine entzückende Lorgnette, diamantenbesetzte Knöpfe, Ringe für seine Morgenkrawatte, Siegelringe und eine große Anzahl kostbarer Westen, um stets zu den Farben des Anzugs, den er trug, eine aussuchen zu können. Er galt bald für einen Dandy. An dem Tage, da er der Einladung des deutschen Diplomaten folgte, erregte seine Metamorphose bei den jungen Leuten der Gesellschaft, die im Reich der Mode den Ton angaben, wie bei Marsay, Vandenesse, Ajuda-Pinto, Maxime de Trailles, Rastignac, dem Herzog von Maufrigneuse, Beaudenord, Manerville und anderen, eine Art verhaltenen Neid. Die Männer der Welt sind untereinander wie Frauen eifersüchtig. Die Gräfin von Montcornet und die Marquise d'Espard nahmen Lucien in ihre Mitte und überhäuften ihn mit Koketterien.

„Warum haben Sie der Welt den Rücken gekehrt?“ fragte ihn die Marquise. „Sie war so sehr geneigt, Sie gut aufzunehmen und zu feiern. Ich muß Ihnen Vorwürfe machen! Sie waren mir einen Besuch schuldig, und ich erwarte ihn noch immer. Ich sah Sie neulich in der Oper, Sie haben mich nicht begrüßt.“ „Ihre Cousine, gnädige Frau, hat mir so unverkennbar den Abschied gegeben...“

„Sie kennen die Frauen nicht,“ unterbrach Frau d'Espard Lucien. „Sie haben das edelste Herz und die zarteste Seele verletzt, die ich kenne. Sie wissen nicht, was Louise alles für Sie tun wollte, und wie fein sie sich ihren Plan ausgedacht hatte. Oh! es wäre ihr geglückt,“ sagte sie, als

Lucien eine abwehrende Bewegung machte. „Mußte ihr nicht ihr Mann, der nun wirklich, wie zu erwarten stand, an einer Verdauungsstörung gestorben ist, früher oder später ihre Freiheit wiedergeben? Glauben Sie, daß sie Frau Chardon heißen wollte? Der Titel einer Gräfin von Rubempré war es wert, daß man ihn eroberte. Sehen Sie, die Liebe ist eine große Eitelkeit, die sich, besonders wenn es sich um die Ehe handelt, mit allen übrigen Eitelkeiten verständigen muß. Wenn ich Sie wahnsinnig liebte, das heißt genug, um Sie zu heiraten, so würde es mich doch schwer ankommen, Frau Chardon zu heißen. Geben Sie das zu? Jetzt haben Sie die Schwierigkeiten des Pariser Lebens kennen gelernt, Sie wissen, wie viele Umwege man machen muß, um zum Ziel zu gelangen: nun, gestehen Sie, daß Louise auf eine fast unmögliche Gunst für einen Unbekannten ohne Vermögen hoffte, und daß sie nichts außer acht lassen durfte. Sie haben viel Geist, aber wenn wir lieben, haben wir noch mehr als der geistreichste Mann. Meine Cousine wollte diesen lächerlichen Châtelet dazu gebrauchen . . . Ich bin Ihnen Dank schuldig, Ihre Artikel gegen ihn haben mich zum Lachen gebracht,“ unterbrach sie sich.

Lucien wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er kannte die Tücken und Verrätereien des Journalismus, aber die der großen Welt waren ihm noch nicht vertraut. Er sollte trotz seiner Klugheit denn auch harte Lektionen bekommen.

„Wie denn, gnädige Frau,“ sagte der Dichter, dessen Neugierde stark gereizt war, „steht der ‚Reiher‘ nicht unter Ihrem Schutz?“ „Ich bitte Sie, in der Welt muß man oft seinen schrecklichsten Feinden Höflichkeiten erweisen, muß sich den Anschein geben, als amüsierten einen die, die einem langweilig sind, muß oft die Freunde scheinbar opfern, um ihnen besser zu Diensten zu sein.

Sie sind also noch ein rechter Neuling. Was! Sie wollen schreiben, und die gangbaren Betrügereien der großen Welt sind Ihnen unbekannt? Wenn meine Cousine Sie anscheinend dem ‚Reiher‘ geopfert hat, mußte sie nicht so handeln, um seinen Einfluß zu Ihren Gunsten auszunutzen? Sie müssen wissen, daß unser Mann beim jetzigen Ministerium sehr gern gesehen ist. Im übrigen haben wir ihm klargemacht, daß ihm bis zu einem gewissen Grade Ihre Angriffe nützlich waren, damit man Sie beide eines Tages versöhnen kann. Man hat Châtelet für Ihre Verfolgungen schadlos gehalten. Wie des Lupeaulx zu den Ministern sagte: ‚Während die Zeitungen Châtelet lächerlich machen, lassen sie das Ministerium in Ruhe.‘“ „Herr Blondet hat mich hoffen lassen, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie bei mir zu sehen,“ sagte die Gräfin Montcornet, während die Marquise Lucien seinen Gedanken überließ. „Sie werden einige Künstler bei mir finden, Schriftsteller, und eine Frau, die den lebhaftesten Wunsch hat, Sie kennen zu lernen, Fräulein des Touches, eins der seltensten Talente unter uns Frauen, bei der Sie sicher verkehren werden. Fräulein des Touches, Camille Maupin mit ihrem Schriftstellernamen, hat einen der bedeutendsten Salons in Paris, sie ist außerordentlich reich. Man hat ihr gesagt, daß Sie ebenso schön als geistreich sind, und sie stirbt vor Verlangen, Sie zu sehen.“

Lucien erging sich in Danksagungen und warf einen neidischen Blick auf Blondet. Es war ein so großer Unterschied zwischen einer Frau von der Art der Gräfin von Montcornet und Coralie wie zwischen Coralie und einem Mädchen der Straße. Diese Gräfin, jung und geistreich, hatte als besondere Schönheit den schimmernd weißen Teint der nordischen Frauen; ihre Mutter war eine geborene Prinzessin Scherbeloff; auch hatte ihr der Minister vor dem Diner besonders respektvolle Aufmerksamkeiten

bezeigt. — Die Marquise hatte währenddessen mit verächtlicher Miene an einem Hühnerflügel genagt.

„Meine liebe Louise“, sagte sie zu Lucien, „hatte so viel Neigung für Sie. Ich war in ihr Vertrauen eingeweiht, welch schöne Zukunft sie für Sie erträumte! Sie hätte vieles für Sie ertragen, aber was haben Sie ihr für eine Verachtung gezeigt, als Sie ihr ihre Briefe zurückschickten! Grausamkeiten verzeihen wir — um uns zu verwunden, muß man noch an uns glauben —, aber die Gleichgültigkeit! Die Gleichgültigkeit ist wie das Eis an den Polen, sie tötet alles. Geben Sie es zu, Sie haben sich durch eigene Schuld um Schätze gebracht. Warum brechen? Selbst wenn Sie verachtet worden wären, haben Sie denn nicht Ihr Glück zu machen, Ihren Namen zu erobern? Louise dachte an all dies.“ „Warum hat man mir nichts davon gesagt?“ sagte Lucien. „Ich selbst habe ihr geraten, Sie nicht ins Vertrauen zu ziehen. Als ich sah, wie schlecht Sie sich in die Welt zu schicken verstanden, hatte ich Angst um Sie! Ich fürchtete, daß Ihre Unerfahrenheit, Ihr unbesonnener Eifer ihre Absichten und unsere Pläne vereiteln könnten. Können Sie sich heute noch an Ihre eigene Person von damals erinnern? Sagen Sie selbst, Sie würden meiner Meinung sein, wenn Sie Ihr Ebenbild heute sähen. Sie sehen sich nicht mehr ähnlich. Darin liegt unser einziges Unrecht. Aber unter tausend findet sich nicht einer, der mit so viel Geist eine so merkwürdige Fähigkeit der Anpassung verbindet. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie eine solche Ausnahme sind. Sie haben sich so rasch verwandelt, sich der Pariser Art und Weise so leicht angeschmiegt, daß ich Sie vor einem Monat im Bois de Boulogne nicht erkannt habe.“

Lucien hörte dieser großen Dame mit unsagbarem Vergnügen zu. Sie brachte ihre schmeichelhaften Worte in einem so zutraulichen, kindlichen, schmollenden Ton vor,

schien sich so angelegentlich für ihn zu interessieren, daß er an ein Wunder, ähnlich dem im Panorama Dramatique, glaubte. Seit jenem glücklichen Abend lächelte ihm alle Welt zu, er vermeinte, in seiner Jugend einen Talisman zu besitzen. So wollte er denn die Marquise auf die Probe stellen und nahm sich vor, sich keinerlei Überraschung anmerken zu lassen.

„Und welches waren diese Pläne, gnädige Frau, die heute hinfällig geworden sind?“ „Louise wollte vom König eine Ordonnanz erlangen, die Ihnen gestattet hätte, den Namen und Titel ‚von Rubempré‘ zu tragen. Sie wollte den Chardon aus der Welt schaffen. Dieser Erfolg, der damals so leicht zu erlangen gewesen wäre, und den Ihre Überzeugungen jetzt fast unmöglich gemacht haben, wäre ein großes Glück für Sie gewesen. Sie werden dieser Auffassung keinen großen Wert beilegen, aber wir kennen das Leben ein wenig und wissen, welche solide Grundlage ein Grafentitel bildet, der von einem eleganten, schönen jungen Mann getragen wird. Je nachdem hier vor ein paar jungen englischen Millionärinnen oder Erbinnen ‚Herr Chardon‘ oder ‚Herr Graf von Rubempré‘ angemeldet wird, werden sich zwei verschiedene Bewegungen zeigen. Der Graf würde, wenn er verschuldet ist, offene Herzen finden, seine ins rechte Licht gesetzte Schönheit wäre wie ein Diamant in prächtiger Fassung; Herrn Chardon würde man überhaupt nicht bemerken. Wir haben diese Ideen nicht hervorgerufen, wir finden sie überall herrschend, selbst in der Bürgerklasse. Sie wenden in diesem Augenblick dem Glück den Rücken zu. Sehen Sie sich diesen hübschen jungen Mann, den Vicomte Félix von Vandenesse an, er ist einer der beiden Privatsekretäre des Königs. Der König liebt junge Leute von Talent, und dieser hatte, als er aus der Provinz kam, ein ebenso leichtes Gepäck wie Sie, Sie haben tausendmal mehr Geist als er; aber

gehören Sie einer großen Familie an? Haben Sie einen Namen? Sie kennen des Lupeaulx, sein Name ist ähnlich wie der Ihre, er heißt Chardin; aber er würde sein Landgut des Lupeaulx nicht für eine Million verkaufen, denn er wird eines Tages Graf des Lupeaulx heißen, und sein Enkel wird vielleicht ein großer Herr sein. Wenn Sie auf dem falschen Wege weitergehen, in den Sie hineingeraten sind, sind Sie verloren. Sehen Sie, Herr Emil Blondet ist so viel vernünftiger als Sie; er ist an einem Blatt, das die regierende Partei stützt, er ist bei allen Machthabern wohlgelitten, er kann sich ohne Gefahr unter die Liberalen mengen, denn er denkt, wie sich's gehört; er wird auch eines Tages zum Ziele kommen, er hat seine Überzeugung und seine Gönner gut ausgewählt. Die hübsche Person, Ihre Nachbarin, ist ein Fräulein von Troisville, die zwei Pairs von Frankreich und zwei Deputierte in ihrer Familie hat, sie hat durch ihren Namen eine reiche Heirat gemacht; sie empfängt viel, hat großen Einfluß und wird die politische Welt für diesen kleinen Herrn Blondet in Bewegung setzen. Zu welchem Ende führt Sie eine Coralie? Dazu, daß Sie in einigen Jahren von Schulden zugrunde gerichtet und von Vergnügungen erschöpft sein werden. Sie vergeben Ihre Liebe sehr verkehrt und führen Ihr Leben verkehrt. Das sagte mir neulich in der Oper die Frau, die zu kränken Ihnen Vergnügen zu machen scheint. Sie beklagte den Mißbrauch, den Sie mit Ihrem Talent und Ihrer schönen Jugend treiben, aber sie dachte dabei nicht an sich, sondern an Sie.“ „Ach, wenn Sie die Wahrheit sagten, Frau Marquise,“ rief Lucien. „Und was sollte ich für ein Interesse daran nehmen, zu lügen?“ versetzte die Marquise und warf Lucien einen hochmütigen und kalten Blick zu, der ihn ins Nichts zurückschleuderte.

Lucien war bestürzt und knüpfte die Unterhaltung nicht wieder an, die Marquise tat beleidigt und sprach nicht

mehr. Er ärgerte sich, aber er mußte einsehen, daß er ungeschickt gewesen war, und nahm sich vor, es wieder gutzumachen. Er wandte sich Frau von Montcornet zu und sprach mit ihr über Blondet, wobei er das Verdienst dieses jungen Schriftstellers übertrieb. Er wurde von der Gräfin freundlich behandelt und auf ein Zeichen, das ihr Frau d'Espard gab, von ihr zu ihrem nächsten Gesellschaftsabend eingeladen; dabei fragte sie ihn, ob er Frau von Bargeton, die trotz ihrer Trauer da sein würde, nicht gern träfe: es handelte sich nicht um eine große Gesellschaft, es wäre ihr kleiner Empfang, und man wäre unter Freunden.

„Die Frau Marquise“, sagte Lucien, „behauptet, das ganze Unrecht sei auf meiner Seite; wäre es nicht an ihrer Cousine, mit den Freundlichkeiten zu beginnen?“ „Sorgen Sie dafür, daß die lächerlichen Angriffe, deren Zielscheibe sie ist, und die sie noch dazu mit einem Manne kompromittieren, über den sie sich lustig macht, aufhören, und der Friede wird bald hergestellt sein. Sie haben geglaubt, sie hätte Sie schlecht behandelt, hat man mir gesagt; aber ich habe sie sehr traurig darüber gesehen, daß Sie sie verlassen haben. Ist es wahr, daß sie mit Ihnen und um Ihretwillen ihr Provinznest verlassen hat?“

Lucien sah die Gräfin lächelnd an, wagte aber nicht, eine Antwort zu geben.

„Wie konnten Sie Mißtrauen gegen eine Frau hegen, die solche Opfer für Sie gebracht hat! Und überdies hätten Sie eine Frau, die so schön und geistvoll ist, auch trotzdem noch lieben müssen. Frau von Bargeton liebte weniger Ihre Person als Ihre Talente. Glauben Sie mir, die Frauen lieben den Geist, ehe sie die Schönheit lieben,“ sagte sie und blickte dabei Emil Blondet verstohlen an.

Lucien lernte in diesem Ministerhotel den Unterschied zwischen der großen Welt und der Ausnahmswelt, in der er seit einiger Zeit lebte, kennen. Die Üppigkeit dieser beiden

Welten war einander durchaus unähnlich, es gab keine Berührung zwischen ihnen. Die Höhe und die Einteilung der Zimmer in dieser Wohnung, die eine der reichsten im Faubourg Saint-Germain war, die alten Vergoldungen der Salons, die Pracht der Schmuckstücke, der ernste Reichtum all der vielen Kleinigkeiten, all das war ihm fremd und neu; aber es lag in seiner Natur, sich an Luxus jeglicher Art sehr schnell zu gewöhnen, und so machte er nicht den Eindruck des Staunens. Seine Haltung war ebenso weit entfernt von Dreistigkeit und Geckenhaftigkeit wie von Demut und Unterwürfigkeit. Der Dichter hatte ein gutes Benehmen und gefiel denen, die nicht Grund hatten, ihm feindlich gesinnt zu sein wie die jungen Leute, die auf seine plötzliche Einführung in die vornehme Welt, seine Erfolge und seine Schönheit eifersüchtig waren. Als man vom Tisch aufstand, bot er der Marquise d'Espard den Arm, und sie nahm ihn an. Als Rastignac sah, wie Lucien von der Marquise ausgezeichnet wurde, trat er an ihn heran, erinnerte ihn, daß sie Landsleute seien und sprach von ihrem ersten Zusammentreffen bei Frau du Val-Noble. Der junge Patrizier schien sich den großen Mann seiner Provinz verbinden zu wollen und lud ihn ein, bei ihm an einem Vormittag zu frühstücken; er erbot sich, Lucien sollte dabei die jungen Modeherren kennen lernen. Lucien nahm gerne an.

„Der liebe Blondet wird auch da sein,“ sagte Rastignac.

Der Minister trat zu der Gruppe, die aus dem Marquis von Ronquerolles, dem Herzog von Rhétoré, Herrn von Marsay, dem General von Montriveau, Rastignac und Lucien bestand.

„Das freut mich sehr,“ sagte er zu Lucien mit der deutschen Gutmütigkeit, unter der er seine furchtbare Schlaueit verbarg, „daß Sie mit der Marquise d'Espard Frieden geschlossen haben. Sie ist von Ihnen entzückt,

und wir wissen alle,“ sagte er und blickte dabei die Männer, die im Kreise herumstanden, an, „wie schwer es ist, ihr zu gefallen.“ „Ja, aber sie betet den Geist an,“ sagte Rastignac, „und mein berühmter Landsmann hat so viel davon, daß er ihn verkauft.“ „Er wird bald merken, was für ein schlechtes Geschäft er damit macht,“ sagte Blondet lebhaft; „er wird zu uns kommen, er wird bald einer der Unserigen sein.“

Über dieses Thema sprach nun der ganze Chor der Umstehenden auf Lucien ein. Die ernstesten Männer sprachen einige schwerwiegende Sätze im Tone von Despoten, die jungen Leute scherzten über die liberale Partei.

„Ich zweifle nicht,“ sagte Blondet, „er ist aufs Geratewohl zur Linken gekommen, wie er ebensogut zur Rechten hätte kommen können; aber er wird jetzt wählen.“

Lucien mußte lachen; er erinnerte sich an die Szene mit Lousteau im Luxembourg. „Sein Treiber“, fuhr Blondet fort, „war ein gewisser Etienne Lousteau, ein Revolverjournalist, der in einer Zeitungsspalte nur ein Hundertsousstück erblickt und dessen ganze Politik darin besteht, an die Rückkehr Napoleons und, was mir noch dümmerscheint, an die Dankbarkeit und den Patriotismus der Herren von der Linken zu glauben. Wenn Lucien ein Rubempré sein will, müssen seine Neigungen aristokratisch sein, und als Journalist muß er für die Regierung sein, sonst wird er kein Rubempré und kein Generalsekretär.“

Der Diplomat schlug Lucien vor, mit ihm Whist zu spielen, und der junge Dichter erregte das größte Erstaunen, als er gestand, das Spiel nicht zu kennen.

„Lieber Freund,“ sagte Rastignac ihm ins Ohr, „kommen Sie recht früh an dem Tage, wo Sie bei mir ein schlechtes Frühstück einnehmen sollen, ich werde Ihnen das Whist beibringen; Sie sind eine Schande für unsere königliche Stadt Angoulême, und ich wiederhole ein Wort Talley-

rands, wenn ich Ihnen sage: Ihrer wartet ein sehr unglückliches Alter, wenn Sie dieses Spiel nicht kennen.“

Man meldete des Lupeaulx an, einen vortragenden Rat, der in Gunst stand und dem Ministerium allerlei geheime Dienste leistete; er war ein schlauer und ehrgeiziger Mann, der sich überall Zutritt verschaffte. Er grüßte Lucien, den er schon bei Frau du Val-Noble getroffen hatte, und sein Gruß schien so freundschaftlich zu sein, daß Lucien getäuscht werden mußte. Als dieser Mann, der sich als Politiker zu jedermanns Freund machte, damit niemand es zu etwas bringen konnte, ohne daß er es wußte, den jungen Journalisten in dieser Gesellschaft fand, leuchtete es ihm sofort ein, daß Lucien in der vornehmen Welt ebensoviel Erfolg erringen würde wie in der Literatur. Er sah in diesem Dichter einen Ehrgeizigen und überschüttete ihn mit so viel Beteuerungen seiner Freundschaft und seines Interesses, als ob sie alte Freunde wären, und täuschte so Lucien über den Wert seiner Versprechungen und seiner Reden. Des Lupeaulx hatte das Prinzip, die, die er verderben wollte, wenn er in ihnen Nebenbuhler fand, gründlich kennen zu lernen.

So wurde Lucien in der vornehmen Welt gut aufgenommen. Er begriff, was er dem Herzog von Rhétoré, dem Minister, Frau d'Espard, Frau von Montcornet schuldig war. Er plauderte mit all diesen Frauen ein paar Augenblicke, bevor er sich verabschiedete, und entfaltete die ganze Anmut seines Geistes für sie.

„Was für ein Geck!“ sagte des Lupeaulx zur Marquise, als Lucien gegangen war. „Er wird verderben, ehe er reif ist,“ sagte Herr von Marsay lächelnd zur Marquise. „Sie müssen geheime Gründe haben, daß Sie ihm den Kopf so verdrehen.“

Lucien fand in seinem Wagen, der im Hof auf ihn wartete, Coralie vor. Er war von dieser Aufmerksamkeit gerührt

und erzählte ihr die Ereignisse des Abends. Zu seinem großen Erstaunen billigte die Schauspielerin die neuen Ideen, die schon in seinem Kopfe spukten, und ermunterte ihn mit Entschiedenheit, ins Lager der Ministeriellen überzugehen.

„Bei den Liberalen hast du nichts Gutes zu erwarten, sie zetteln Verschwörungen an, sie haben den Herzog von Berry getötet. Werden sie die Regierung stürzen? Niemals! Durch sie bringst du es zu nichts, während du auf der andern Seite Graf von Rubempré wirst. Du kannst dich verdient machen, zum Pair von Frankreich ernannt werden, eine reiche Frau heiraten. Sei Ultra. Überdies gehört das zum guten Ton,“ fügte sie hinzu, und gebrauchte damit ein Wort, das für sie die entscheidende Motivierung war. „Die Val-Noble, bei der ich zum Diner war, hat mir gesagt, daß Théodore Gaillard bestimmt sein kleines royalistisches Blatt, das er den ‚Réveil‘ nennt, herausgeben wird, um den Bosheiten eures Blattes und des ‚Miroir‘ etwas entgegenzustellen. Wenn man ihn hört, werden Herr von Villèle und seine Partei, bevor ein Jahr um ist, am Ministerium sein. Suche diesen Umschwung zu benutzen und verbinde dich mit ihnen, solange sie noch nichts sind; aber sage Etienne und deinen Freunden nichts; sie wären imstande, dir einen schlimmen Streich zu spielen.“

Acht Tage später fand sich Lucien bei Frau von Montcornet ein. Er war heftig bewegt, als er die Frau wieder sah, die er so geliebt hatte, und die er mit seinen Bosheiten ins Herz getroffen hatte. Auch Louise war eine andere geworden. Sie hatte sich in das verwandelt, was sie ohne ihren Aufenthalt in der Provinz immer gewesen wäre: eine große Dame. Sie hatte in ihrer Trauer eine Grazie und zeigte so viel ausgesuchten Geschmack, daß man wohl merkte, sie war eine glückliche Witwe. Lucien

glaubte, an dieser Koketterie nicht unbeteiligt zu sein und täuschte sich nicht; aber er hatte, wie der Riese im Märchen, frisches Fleisch gekostet und schwankte während des ganzen Abends zwischen der schönen, hingebenden, wollüstigen Coralie und der trockenen, hochmütigen und grausamen Louise. Er konnte keinen Entschluß fassen, konnte nicht die Schauspielerin der großen Dame zum Opfer bringen. Dieses Opfer erwartete Frau von Bargeton, die jetzt Liebe für Lucien empfand, als sie ihn so geistvoll und so schön sah, während des ganzen Abends; aber sie kam mit ihren versteckten Worten und koketten Mienen nicht auf ihre Kosten und als sie dann den Salon verließ, hatte sie den unwiderruflichen Vorsatz gefaßt, sich zu rächen.

„Sieh da, lieber Lucien,“ sagte sie zu ihm mit einer pariserisch anmutigen Liebenswürdigkeit und Vornehmheit, „Sie hätten mein Stolz sein sollen, und Sie haben aus mir Ihr erstes Opfer gemacht. Ich habe Ihnen verziehen, mein Kind, da ich meinte, in solch einer Rache müßte ein Rest Liebe versteckt sein.“

Frau von Bargeton hatte durch diesen schönen Satz, den sie mit dem Lächeln einer Königin begleitete, den Sieg gewonnen. Lucien, der tausendmal recht zu haben geglaubt hatte, sah sich ins Unrecht versetzt. Es war keine Rede mehr von dem schrecklichen Abschiedsbrief, mit dem er gebrochen hatte, noch von den Motiven zu dem Bruch. Die Frauen der großen Welt haben ein wunderbares Talent, das Unrecht, das sie begangen haben, wegzuscherzen. Sie können alles mit einem Lächeln, mit einer Frage, mit der sie die Erstaunte spielen, wieder auslöschen. Sie erinnern sich an nichts, sie erklären alles, sie sind erstaunt, sie fragen, sie kommentieren, sie werden weit-schweifig, sie streiten, und schließlich haben sie ihr Unrecht entfernt, wie man einen Flecken mit ein bißchen

Seife auswäscht: sie waren ohne Zweifel schwarz gewesen, aber in einem Augenblick werden sie weiß und unschuldig. Und der Mann ist dann immer sehr glücklich, daß das Verbrechen, das er begangen hat, nicht unverzeihlich ist. In einem Augenblick hatten Lucien und Louise ihre Illusionen über sich selbst wiederbekommen, sie sprachen wieder die Sprache der Freundschaft; aber Lucien, der von befriedigter Eitelkeit und von Coralie trunken war, die, geben wir es zu, ihm das Leben bequem machte, brachte es nicht über sich, auf die Frage, die Louise mit einem versteckten Seufzer begleitete: „Sind Sie glücklich?“ eine entscheidende Antwort zu geben. Ein melancholisches ‚Nein‘ hätte sein Glück gemacht. Er glaubte etwas recht Gescheites zu tun, als er zur Antwort anfang, über Coralies Wesen zu reden; er sagte, er würde um seiner selbst willen geliebt, kurz, brachte all die Dummheiten des Verliebten vor. Frau von Bargeton biß sich auf die Lippen. Alles war entschieden. Frau d’Espard trat mit Frau von Montcornet an ihre Cousine heran. Lucien sah sich sozusagen als Helden des Abends: er wurde von diesen drei Frauen, die ihn mit überaus großer Kunst umgarnten, umschmeichelt und gefeiert. Sein Erfolg in dieser Welt der Schönheit und des Glanzes war nicht geringer als in der Welt des Journalismus. Das schöne Fräulein des Touches, das unter dem Namen Camille Maupin so berühmt war, und dem die Marquise d’Espard und Frau von Bargeton Lucien vorstellten, lud ihn zu einem ihrer Mittwoch zum Diner ein und schien von seiner berühmten Schönheit einen starken Eindruck zu haben. Lucien versuchte zu zeigen, daß sein Geist noch größer war als seine Schönheit. Fräulein des Touches drückte ihre Bewunderung mit der naiven Freude und den hübschen oberflächlichen Freundschaftsbezeigungen aus, auf die alle die hereinfallen, die das Pariser Leben, in dem man sich fortwährend aus

den Genüssen nach dem Genuß sehnt, nicht von Grund aus kennen.

„Wenn ich ihr so gut gefiele, wie sie mir,“ sagte Lucien zu Rastignac und Herrn von Marsay, „könnte der Roman schnell zustande kommen.“ „Sie schreiben beide zu gut Romane, als daß Sie einen miteinander erleben wollten,“ erwiderte Rastignac. „Können sich Schriftsteller und Schriftstellerin lieben? Es kommt immer ein Augenblick, wo man sich kleine Bosheiten sagt.“ „Die Sache wäre gar nicht so übel,“ sagte Herr von Marsay lachend zu ihm. „Das reizende Mädchen ist allerdings dreißig Jahre alt; aber es hat fast achtzigtausend Livres Jahreseinkommen. Sie ist entzückend launisch, und sie hat eine Schönheit von der Art, die sich lange hält. Coralie ist eine kleine Närrin, lieber Freund, und ist nur dazu gut, Ihnen ein gewisses Ansehen zu geben; denn ein hübscher Junge darf nicht ohne Geliebte sein; aber wenn Sie keine Schönheit in der vornehmen Welt eroberten, müßte die Schauspielerin Ihnen auf die Länge von Schaden sein. Also drauf, mein Lieber! Stechen Sie Conti aus, der mit Camille Maupin singen wird. Zu allen Zeiten hat die Poesie vor der Musik den Vortritt gehabt.“

Als Lucien Fräulein des Touches und Conti zusammen nennen hörte, verflogen seine Hoffnungen.

„Conti singt zu gut,“ sagte er zu des Lupeaulx.

Lucien trat wieder zu Frau von Bargeton, die ihn in den Salon führte, in dem die Marquise d'Espard sich befand.

„Nun, wollen Sie sich nicht für ihn interessieren?“ fragte Frau von Bargeton ihre Cousine. „Aber Herr Chardon“, erwiderte die Marquise mit einem Gesicht, das zugleich hochmütig und freundlich war, „muß sich erst in die Lage bringen, daß man ihn protegieren kann, ohne Unannehmlichkeiten zu haben. Muß er nicht, wenn er die Ordonnanz

erlangen will, die ihm gestattet, den armseligen Namen seines Vaters mit dem seiner Mutter zu vertauschen, wenigstens einer der Unserigen sein?“ „Vor Ablauf von zwei Monaten habe ich alles in Ordnung gebracht,“ erwiderte Lucien. „Schön,“ sagte die Marquise, „ich besuche meinen Vater und meinen Onkel, die im Dienste des Königs stehen, sie werden mit dem Kanzler von Ihnen sprechen.“

Der Diplomat und die beiden Frauen hatten Luciens empfindliche Stelle gut herausgefunden. Dieser Dichter, der von dem aristokratischen Glanz geblendet war, fühlte sich unglaublich gedemütigt, wenn er sich Chardon nennen hörte, während er in diesen Salons nur Männer sah, die klangvolle Namen trugen, die in hohe Titel eingerahmt waren. Dieser Schmerz wiederholte sich seit einigen Tagen überall, wo er sich zeigte. Er verspürte übrigens ein ebenso unangenehmes Gefühl, wenn er in der großen Welt gewesen war, in der er mit der Equipage und den Leuten Coralies stattlich auftreten konnte, und dann am nächsten Tage wieder zu den Geschäften seines Handwerks hinuntersteigen mußte. Er nahm Reitunterricht, um neben den Wagen der Marquise d'Espard, des Fräuleins des Touches und der Gräfin Montcornet einhergaloppieren zu können, um welches Vorrecht er die vornehmen jungen Männer bei seiner Ankunft in Paris so beneidet hatte. Finot verschaffte seinem Hauptmitarbeiter mit Vergnügen freien Zutritt in der Großen Oper, in der Lucien nunmehr viele Abende vergeudete. Aber er gehörte von jetzt an zur eleganten Welt dieser Zeit. Als der Dichter sich bei Rastignac und seinen Freunden mit einem glänzenden Dejeuner revanchierte, beging er den Fehler, es bei Coralie zu geben; denn er war zu jung, zu sehr Dichter und zu vertrauensselig, um sich auf gewisse Schattierungen des Benehmens zu verstehen: und konnte eine Schau-

spielerin, die ein treffliches Mädchen war, aber keine Bildung besaß, ihn das Leben kennen lehren? Der Provinziale verriet so diesen jungen Leuten, die alle im Herzen schlecht auf ihn zu sprechen waren, die untrennbare Gemeinschaft auch in Geldangelegenheiten, die zwischen der Schauspielerin und ihm bestand, worauf jeder junge Mann heimlich neidisch ist, und worüber sie untereinander alle schimpfen. Der noch am nämlichen Abend am grausamsten darüber spottete, war Rastignac, der sich zwar durch ähnliche Mittel in der großen Welt hielt, aber den äußern Anstand so gut zu wahren wußte, daß er die böse Nachrede als Verleumdung hinstellen konnte. Lucien hatte das Whist rasch erlernt. Das Spiel wurde bei ihm zur Leidenschaft. Coralie wollte jede Eifersucht vermeiden und hütete sich, Lucien zu tadeln; so begünstigte sie seine Ausschweifungen mit der Blindheit, wie sie den leidenschaftlichen Naturen eigen ist, die nie etwas anderes sehen als die Gegenwart, und dem Genuß des Augenblicks alles, selbst die Zukunft, zum Opfer bringen. Die wahre Liebe hat in allen Stücken die größte Ähnlichkeit mit der Kindheit: sie hat alle ihre Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit, ihre Verschwendung, ihr Lachen und Weinen.

Zu der Zeit gab es eine Gesellschaft von jungen Leuten, die bald reich, bald arm, aber alle Müßiggänger waren, die Lebemänner genannt wurden, und die in der Tat mit einer unglaublichen Unbekümmertheit lebten, starke Esser und noch stärkere Trinker waren. Sie waren alle Verschwender und führten eine wahnsinnige Existenz; die stärksten Späße waren ihnen gerade gut genug; sie schreckten vor keiner Unmöglichkeit zurück, prahlten mit ihren schlimmsten Streichen, die indessen doch in einer Hinsicht eine Grenze fanden: was sie auch taten, in allem war origineller Geist, und es war unmöglich, ihnen irgend etwas nicht zu verzeihen. Nichts spricht so deutlich von

dem Helotentum, zu dem die Restauration die Jugend verdammt hatte. Die jungen Leute, die nicht wußten, was sie mit ihrer Kraft anfangen sollten, warfen sie nicht nur in den Journalismus, die Verschwörungen, die Literatur und die Kunst, sie verschwendeten sie auch in den absonderlichsten Ausschweifungen; so viel Jugendmut, Feuer und schäumende Kraft gab es im jungen Frankreich. Wenn sie arbeitete, wollte diese Jugend Macht und Vergnügen; war sie künstlerisch tätig, wollte sie Schätze; war sie müßig, wollte sie ihre Leidenschaften beleben; auf jede Weise wollte sie einen Platz für sich haben, und die Politik gab ihr keinen. Die Lebemänner besaßen fast alle ungewöhnliche Gaben; einige haben sie in diesem aufreibenden Leben verloren, andere haben ihm Widerstand geleistet. Der berühmteste dieser Lebemänner und der geistvollste, Rastignac, ist schließlich unter der Leitung Marsays in eine ernsthafte Laufbahn eingelenkt, in der er sich ausgezeichnet hat. Die Späße, denen sich diese jungen Leute überließen, sind so berühmt geworden, daß sie zu mehreren Vaudevilles den Stoff geliefert haben. Lucien, der durch Blondet in diese Gesellschaft von Verschwendern eingeführt worden war, glänzte dort neben Bixiou, einem der boshaftesten Geister und unermüdlichsten Spötter dieser Zeit. Während des ganzen Winters war so das Leben Luciens eine fortwährende Trunkenheit, die nur von den leichten Arbeiten des Journalismus unterbrochen wurde; er führte die Reihe seiner kleinen Artikel fort und gab sich die größte Mühe, von Zeit zu Zeit ein paar schöne kritische Seiten, die er ernsthaft überlegt hatte, zu schreiben. Aber es war eine Ausnahme, wenn er zum Studium kam, der Dichter gab sich ihm nur hin, wenn die Notwendigkeit ihn zwang; die Dejeuners, die Diners, die Vergnügungen, die Abendgesellschaften der vornehmen Welt, das Spiel nahmen seine ganze Zeit in Anspruch, und was

übrig blieb, nahm Coralie. Lucien verbot sich, an den kommenden Tag zu denken. Er sah übrigens, daß seine vermeinten Freunde ihr Leben ebenso führten wie er; die Kosten trugen Buchhändlerprospekte, die hoch bezahlt wurden, Prämien, die für gewisse Artikel bezahlt wurden, wenn sie für waghalsige Spekulationen gebraucht wurden; man lebte von der Hand in den Mund und kümmerte sich wenig um die Zukunft. Nachdem Lucien in den Journalismus und die Literatur aufgenommen worden war und auf dem Fuße der Gleichheit behandelt wurde, bemerkte er, wie ungeheuer schwer der Sieg wäre, wenn er sich erheben wollte: jeder war damit einverstanden, ihn als Gleichen neben sich zu sehen, keiner wollte ihn über sich sehen. Unmerklich verzichtete er also auf den literarischen Ruhm; er glaubte, in der Politik wäre das Glück leichter zu erlangen.

„Die Intrige erregt weniger die Leidenschaft gegen sich als das Talent, ihre unterirdischen Schleichwege erregen niemandes Aufmerksamkeit,“ sagte eines Tages Châtelet, mit dem Lucien sich wieder versöhnt hatte, zu ihm. „Die Intrige ist überdies dem Talent überlegen: sie macht aus nichts etwas, während meistens die ungeheuren Kräfte des Talents den Menschen nur unglücklich machen.“

In diesem Leben, in dem eine Ausschweifung der andern folgte und die Arbeit immer auf den nächsten Tag verschoben wurde, verfolgte Lucien also seinen Hauptgedanken: er war fortwährend in der großen Welt, machte Frau von Bargeton, der Marquise d'Espard, der Gräfin von Montcornet den Hof und versäumte keinen Abend bei Fräulein des Touches; vor einem Vergnügen oder nach einem Diner, das von Schriftstellern oder Verlegern veranstaltet wurde, war er in der vornehmen Welt; er verließ die Salons und ging zu einem Souper, das die Frucht irgendeiner Wette war; die Unkosten der Pariser Kon-

versation und das Spiel nahmen die paar Gedanken und Kräfte, die seine Ausschweifungen ihm ließen, in Anspruch. Der Dichter hatte nicht mehr den hellen Geist und den kühlen Kopf, der nötig ist, um seine Umgebung zu beobachten und den ausgesuchten Takt anzuwenden, den die Emporkömmlinge in jedem Augenblick gebrauchen; es war ihm unmöglich, zu erkennen, wann Frau von Bargeton sich ihm näherte oder sich verletzt von ihm entfernte, ihm verzieh oder ihn von neuem verdamnte. Châtelet bemerkte die Aussichten, die sein Nebenbuhler immer noch hatte, und machte sich zu Luciens Freund, um ihn bei dem verschwenderischen Leben zu halten, in dem seine Energie verloren gehen mußte. Rastignac, der auf seinen Landsmann eifersüchtig war und überdies in dem Baron einen sichereren und nützlicheren Bundesgenossen fand als in Lucien, schloß sich der Rache Châtelets an. Daher hatte Rastignac wenige Tage, nachdem der Petrarca und die Laura von Angoulême wieder zusammengekommen waren, den Dichter und den alten Gecken aus der Kaiserzeit bei Gelegenheit eines üppigen Soupers im Rocher de Cancale miteinander versöhnt. Lucien, der immer morgens nach Hause ging und mitten am Tag aufstand, hatte in sich keine Kraft des Widerstandes gegen eine Liebe, die er zu Hause vorfand, und die immer auf ihn wartete. Daher wurde seine Energie immer wieder von der Trägheit geschwächt. Er vergaß die guten Vorsätze, welche er in den Augenblicken faßte, wo er seine Lage in ihrem wahren Lichte sah, bald genug und konnte sich bald auch dem stärksten Druck des Elends nicht mehr entgegenstemmen. Coralie war anfangs sehr glücklich gewesen, daß Lucien sich so gut amüsierte; sie sah in dieser Zerstreuung ein Unterpfand für die Dauer seiner Neigung und fand in ihr auch äußerliche Bande durch die Notwendigkeiten, die sie schuf, und hatte ihn so auf seinen Wegen ermuntert;

aber nunmehr fand dieses sanfte, zarte Mädchen den Mut, ihrem Geliebten anzuempfehlen, er sollte die Arbeit nicht vergessen, und war öfters genötigt, ihm zu sagen, er hätte in diesem Monat wenig Einnahmen gehabt. Der Dichter und seine Geliebte stürzten sich mit erschreckender Geschwindigkeit in Schulden. Die fünfzehnhundert Franken, der Rest von dem Honorar der ‚Margueriten‘, und die ersten fünfhundert Franken, die Lucien eingenommen hatte, waren rasch verzehrt gewesen. In einem Vierteljahr brachten ihm seine Artikel nur tausend Franken, und er glaubte riesig gearbeitet zu haben. Aber Lucien hatte schon die heitere Weisheit der Lebemänner über die Schulden sich zu eigen gemacht. Schulden sind reizend bei jungen Leuten von fünf und zwanzig Jahren; später verzeiht sie ihnen niemand. Es ist zu bemerken, daß gewissen wahrhaft poetischen Gemüthern, in denen aber die Willenskraft schwach ist, deren Beruf das Empfinden ist, damit sie ihre Empfindungen in Bildern gestalten können, der moralische Sinn, der jede Beobachtung begleiten muß, fast ganz fehlt. Die Dichter empfangen lieber in sich Eindrücke, als daß sie sich in andere hineinversetzen, um dort den Mechanismus der Empfindungen zu studieren. So gab sich Lucien keine Rechenschaft über solche Lebemänner, die verschwinden mußten, er sah nicht die Zukunft dieser vermeinten Freunde, von denen die einen Erbschaften in Aussicht, die andern gewisse Hoffnungen, diese anerkannte Talente, jene den unerschütterlichsten Glauben an ihr Schicksal und den wohlüberlegten Plan hatten, die Gesetze zu umgehen. Lucien glaubte an seine Zukunft, indem er den tiefen Sprüchen Blondets vertraute: ‚Alles macht sich schließlich. Bei den Leuten, die nichts haben, ist alles in Ordnung. Wir können nur das Vermögen verlieren, das wir suchen! Wer mit dem Strom schwimmt, kommt schließlich irgendwohin. Ein Mann

von Geist, der in der großen Welt Fuß gefaßt hat, macht sein Glück, wann er will!

Diesen Winter, der so mit Vergnügungen ausgefüllt war, brauchten Théodore Gaillard und Hector Merlin, um die Kapitalien zu finden, die zur Gründung des ‚Réveil‘ erforderlich waren, dessen erste Nummer erst im März 1822 erschien. Dieses Geschäft wurde bei Frau du Val-Noble erledigt. Diese elegante und geistvolle Kurtisane übte einen gewissen Einfluß auf die Bankiers, die vornehmen Herren und die Schriftsteller der royalistischen Partei aus, die alle daran gewöhnt waren, in ihren prächtigen Räumen zusammenzukommen, um gewisse Geschäfte zu machen, die nur hier erledigt werden konnten. Hector Merlin, dem der Chefredakteurposten des ‚Réveil‘ versprochen worden war, sollte Lucien, der sein intimer Freund geworden war, zu seiner rechten Hand machen; und ebenso war Lucien das Feuilleton eines der ministeriellen Blätter zugesagt worden. Diese Frontänderung Luciens bereitete sich langsam vor, während er sich den Genüssen des Lebens hingab. Der junge Mensch, der fast noch ein Kind war, hielt sich für einen Politiker, wenn er diese plötzliche Schwenkung verheimlichte, und rechnete stark auf die ministerielle Freigiebigkeit, um seine Schulden bezahlen und die geheimen Sorgen Coralies verscheuchen zu können. Die Schauspielerin lächelte immer und verbarg ihren Kummer; aber Berenice war kühner und schenkte Lucien reinen Wein ein. Wie alle Dichter, wurde das angehende Genie einen Augenblick lang trostlos über dies Mißgeschick, versprach zu arbeiten, vergaß sein Versprechen wieder und ertränkte seinen flüchtigen Kummer in Ausschweifungen. Sowie Coralie Wolken auf der Stirn ihres Geliebten bemerkte, schalt sie mit Berenice und sagte ihrem Dichter, es würde alles in Ordnung kommen. Frau d’Espard und Frau von Bargeton wollten, wie sie sagten, die Schwenkung Luciens

abwarten, um den Minister durch Châtelet um die ersehnte Ordonnanz zum Zweck der Namensänderung bitten zu lassen. Lucien hatte versprochen, seine ‚Margueriten‘ der Marquise d’Espard zu widmen, und sie schien über eine Auszeichnung, die die Schriftsteller nur noch selten gewähren, seit sie eine Macht geworden sind, sehr erfreut. Wenn Lucien abends zu Dauriat ging und sich erkundigte, wie es mit seinem Buche stünde, sagte ihm der Verleger schwerwiegende Gründe, warum die Drucklegung verzögert werden müßte. Dauriat hatte die und die Unternehmung vor, die alle seine Zeit in Anspruch nahm: ein neuer Band von Canalis sollte herauskommen, und er durfte nicht gleichzeitig kommen; die zweiten ‚Meditationen‘ des Herrn von Lamartine waren unter der Presse, und zwei bedeutsame Gedichtbücher durften nicht zur selben Zeit erscheinen; überhaupt sollte der Dichter sich völlig auf seinen geschickten Verleger verlassen. Indessen wurden die Bedürfnisse Luciens so dringend, daß er seine Zuflucht zu Finot nahm, der ihm etwas Vorschuß auf Artikel gab. Als der Dichterjournalist am Abend beim Souper seinen Freunden, den Lebemännern, seine Lage darlegte, ertränkten sie seine Besorgnisse in Strömen Champagner, den sie mit Späßen kühlten. Schulden! Es gibt keine starken Männer ohne Schulden! Schulden repräsentieren befriedigte Bedürfnisse, unumgängliche Laster. Ein Mann setzt sich nur durch, wenn er von der eisernen Hand der Notwendigkeit vorwärts getrieben wird.

„Den großen Männern das dankbare Leihhaus!“ rief Blondet ihm zu. „Alles wollen heißt: alles schulden,“ sagte Bixiou. „Nein. Alles schulden heißt: alles gehabt haben,“ erwiderte des Lupeaulx.

Die Lebemänner bewiesen diesem Knaben, seine Schulden wären der goldene Sporn, mit dem er die Pferde, die vor den Wagen seines Glücks gespannt wären, stachelte.

Dann kam Cäsar mit seinen vierzig Millionen Schulden, und Friedrich II., der von seinem Vater einen Dukaten monatlich bekam, und immer die berühmten, verderblichen Beispiele der großen Männer, die in ihren Fehlern gezeigt werden und nicht in der Allmacht ihres Mutes und ihrer Gedankenwelt! Schließlich wurden der Wagen, die Pferde und die Möbel Coralies von mehreren Gläubigern gepfändet; die Summen, um die es sich handelte, beliefen sich auf viertausend Franken. Als Lucien zu Lousteau eilte, um ihn um die tausend Franken zu ersuchen, die er ihm geborgt hatte, zeigte Lousteau ihm Stempelpapiere, aus denen hervorging, daß es Florine ebenso ging wie Coralie; aber der dankbare Lousteau schlug ihm vor, die nötigen Schritte zu unternehmen, ihm den ‚Bogenschützen Karls IX.‘ unterzubringen.

„Wie ist Florine in diese Lage gekommen?“ fragte Lucien. „Der Matifat wollte nicht mehr mitmachen,“ erwiderte Lousteau, „wir haben ihn verloren; aber wenn Florine will, wird er seinen Verrat teuer bezahlen! Ich erzähle dir die Geschichte später.“

Drei Tage nach dem vergeblichen Schritt, den Lucien bei Lousteau versucht hatte, frühstückten die beiden Liebenden traurig am Kamin ihres schönen Schlafzimmers; Berenice hatte ihnen auf der Kaminplatte Eier gekocht, denn die Köchin, der Kutscher, alle Leute waren weg. Es war unmöglich, die gepfändeten Möbel einzulösen. Es war in der Wohnung kein Stück von Gold oder Silber und nichts mehr, was Wert hatte; all das hatte sich in Pfandscheine verwandelt, die ein kleines, sehr lehrreiches Oktavbändchen bildeten. Berenice hatte zwei Bestecke zurückbehalten. Das kleine Blatt leistete Lucien und Coralie unschätzbare Dienste, indem es durch seine Existenz dafür sorgte, daß der Schneider, die Schneiderin und die Modistin, die alle davor zitterten, es mit dem Jour-

nalisten zu verderben, der imstande war, ihre Etablissements in schlechten Ruf zu bringen, nicht abtrünnig wurden. Während des Frühstücks kam Lousteau und rief: „Hurra! Es lebe der ‚Bogenschütze Karls IX.‘! Ich habe für hundert Franken Bücher verklopft, Kinder. Hier! Wir wollen teilen.“

Er übergab Coralie fünfzig Franken und schickte Berenice weg, damit sie ein etwas kräftigeres Frühstück holte.

„Gestern haben Hector Merlin und ich mit Verlegern diniert, und wir haben den Verkauf deines Romans durch piffige Erfindungen vorbereitet. Du stehst also in Unterhandlungen mit Dauriat; aber er knickert, er will nicht mehr als viertausend Franken für zweitausend Exemplare geben, und du willst sechstausend. Wir haben dich doppelt so groß als Walter Scott gemacht. Oh! Du hast unvergleichliche Romane in den Eingeweiden! Du bietest nicht ein Buch an, sondern ein Geschäft; du bist nicht der Verfasser eines mehr oder minder vorzüglichen Romans: du bist eine ganze Serie! Dieses Wort Serie hat eingeschlagen. Also vergiß nicht deine Rolle. Du hast in deinem Schreibtisch: ‚Die Prinzessintochter oder Frankreich unter Ludwig XIV.‘; ‚Cotillon I. oder die ersten Tage Ludwigs XIV.‘; ‚Die Königin und der Kardinal oder Paris zur Zeit der Fronde‘; ‚Der Sohn Concinis oder eine Intrige Richelieus!‘ . . . Diese Romane werden auf dem Umschlag angekündigt. Wir nennen dieses Manöver: den Erfolg in die Höhe schnellen. Man läßt seine Bücher auf den Umschlägen tanzen, bis sie berühmt sind, und man ist dann viel größer durch die Werke, die man nicht schreibt, als durch die, die man gemacht hat. Das ‚Unter der Presse‘ ist die literarische Hypothek! Also Kinder, wir wollen vergnügt sein! Hier ist Champagner. Weißt du, Lucien, die Leute haben Augen gemacht, so groß wie deine Untertassen . . . Du hast doch

noch Untertassen?“ „Sie sind gepfändet,“ sagte Coralie. „Ich verstehe und bedaure,“ entgegnete Lousteau. „Die Buchhändler glauben an alle deine Manuskripte, wenn sie ein einziges davon sehen. Im Verlagsbuchhandel will man das Manuskript sehen, man tut so, als ob man es liest. Lassen wir den Verlegern ihre Afferei: nie lesen sie Bücher, sonst würden sie nicht so viele veröffentlichen! Hector und ich haben durchblicken lassen, daß du für fünftausend Franken dreitausend Exemplare in zwei Auflagen bewilligen wirst. Gib mir das Manuskript des ‚Bogens schützen‘; übermorgen frühstücken wir bei den Verlegern und seifen sie ein!“ „Was sind es für welche?“ fragte Lucien. „Zwei Kompagnons, tüchtige Burschen, recht gewiegt im Geschäft, namens Fendant und Cavalier. Der eine ist ein früherer erster Gehilfe des Hauses Vidal & Porchon, der andere ist der geschickteste Reisende vom Quai des Augustins; sie sind seit einem Jahr etabliert. Erst haben sie etliches Kapital bei der Herausgabe von Romanen aus dem Englischen verloren; jetzt wollen es die guten Menschen mit einheimischer Ware versuchen. Es geht das Gerücht, diese beiden Händler in bedruckten Papieren riskierten nur die Kapitalien anderer Leute; aber ich denke, es ist dir ziemlich gleichgültig, wem das Geld gehört, das man dir gibt.“

Zwei Tage nachher waren die beiden Journalisten zum Frühstück in der Rue Serpente eingeladen, in dem Stadtviertel, wo Lucien früher gewohnt hatte, und in dem Lousteau noch immer sein Zimmer in der Rue de la Harpe beibehalten hatte. Und Lucien, der seinen Freund dort abholte, sah die Kammer noch in dem nämlichen Zustand, in der sie an dem Abend seiner Einführung in die literarische Welt gewesen war; aber er wunderte sich nicht mehr darüber: seine Erziehung hatte ihn mit den Wechselfällen im Leben der Journalisten vertraut gemacht, und

er verstand das jetzt alles. Unser großer Mann aus der Provinz hatte das Honorar für mehr als einen Artikel bekommen und im Spiel verloren und damit auch die Lust verloren, sie zu schreiben; er hatte mehr als eine Spalte nach dem trefflichen Rezept geschrieben, das Lousteau ihm angegeben hatte, während sie von der Rue de la Harpe nach dem Palais Royal hinabgegangen waren. Er war in Abhängigkeit von Barbet und Braulard gekommen, er handelte mit Büchern und Theaterbilleten; er schreckte jetzt vor keinem Lob und vor keinem Angriff mehr zurück; er empfand sogar in diesem Augenblick eine Art Freude, aus Lousteau noch jeden möglichen Vorteil zu ziehen, bevor er den Liberalen den Rücken kehrte, die er sich vornahm, so trefflich anzugreifen, wie er sie gründlich kennen gelernt hatte. Lousteau seinerseits erhielt zu Luciens Nachteil von Fendant & Cavalier die Summe von fünfhundert Franken in bar als Kommissionsgebühr, weil er den beiden Verlegern, die auf der Suche nach einem französischen Scott waren, diesen künftigen Walter Scott zuführte.

Das Haus Fendant & Cavalier war eine der Verlagsbuchhandlungen, die sich ohne das geringste Kapital etablieren, wie es damals öfter geschah, und wie es immer geschehen wird, solange die Papierlieferanten und Drucker dem Verlagsbuchhandel in der Zeit, die für sieben oder acht dieser Kartenspiele, die man Buchveröffentlichungen nennt, erforderlich ist, Kredit geben. Damals wie heute wurden die Werke den Schriftstellern mit Wechseln auf sechs, neun oder zwölf Monate Ziel abgekauft; und diese Zahlung ist in der Natur des Geschäfts begründet, wie es sich zwischen den Buchhändlern abspielt, die noch länger auf Zahlung warten müssen. Diese Buchhändler bezahlten die Papierlieferanten und die Drucker mit derselben Münze, und sie hatten so ein Jahr lang gratis

einen ganzen Verlag in Händen, der aus zwölf oder zwanzig Werken bestand. Gab es zwei oder drei Erfolge, so bezahlte der Erlös der guten Geschäfte die schlechten, und sie hielten sich, indem sie Buch auf Buch pflanzten. Waren die Unternehmungen alle zweifelhaft oder bekamen sie es zu ihrem Unglück mit guten Büchern zu tun, die erst verkauft werden konnten, nachdem das wahre Publikum auf den Geschmack gekommen war; wurde es schwer, ihre Wechsel einzulösen, machten sie selbst Bankrott, so zeigten sie unbesorgt ihre Zahlungseinstellung an; die Bilanz war im voraus für dieses Ende eingerichtet worden. So waren alle Chancen zu ihren Gunsten, sie spielten auf dem grünen Tuche der Spekulation mit den Geldern anderer, nicht mit ihren eigenen. Fendant & Cavalier waren in dieser Lage; Cavalier hatte seine Geschicklichkeit eingebracht, Fendant hatte seinen Fleiß dazugelegt. Das Gesellschaftskapital verdiente diesen Namen durchaus, denn es bestand aus einigen tausend Franken, mühsam zusammengebrachten Ersparnissen ihrer Geliebten, von denen sie sich beide sehr ansehnliche Gehälter vorbehielten, die peinlich in Dinars für Journalisten und Schriftsteller und im Besuch der Theater angelegt wurden, wo die Geschäfte, wie sie sagten, gemacht wurden. Diese halben Spitzbuben galten beide für gerieben; aber Fendant war schlauer als Cavalier. Cavalier war, wie es sich für einen Mann seines Namens in dieser Firma gehörte, auf Reisen, Fendant erledigte die Geschäfte in Paris. Dieses Kompagniegeschäft war, was es zwischen zwei Buchhändlern immer sein wird: ein Duell. Die Kompagnons hatten ihr Geschäft in einem Erdgeschoß eines jener alten, vornehmen Häuser der Rue Serpente, und das Kontor der Firma erreichte man, nachdem man geräumige Salons durchschritten hatte, die in Magazine umgewandelt worden waren. Sie hatten schon viele Romane veröffentlicht, wie zum Beispiel den „Turm

des Nordens', den ‚Kaufmann von Benares‘, den ‚Born des Grabmals‘, ‚Tekeli‘, die Romane von Galt, einem englischen Schriftsteller, der in Frankreich nicht eingeschlagen hat. Die Erfolge Walter Scotts lenkten die Aufmerksamkeit des Buchhandels so stark nach England, daß die Buchhändler als richtige normannische Räuber alle mit der Eroberung Englands beschäftigt waren; sie suchten dort nach einem Walter Scott, wie man später in den kieselhaltigen Erdschichten Asphalt, in den Sümpfen Erdpech suchte und aus den projektierten Eisenbahnen Gewinn schlagen wollte. Zu den größten Dummheiten des Pariser Handels gehört es, daß er den Erfolg im Ähnlichen sucht, wenn er im Entgegengesetzten zu finden ist. Nirgends so wie in Paris tötet der Erfolg den Erfolg. Wenn also Fendant & Cavalier einen Roman des Namens ‚Die Strelitzen oder Rußland vor hundert Jahren‘ ankündigten, fügten sie in großen Lettern hinzu: ‚Nach Art Walter Scotts‘. Fendant & Cavalier dürsteten nach einem Erfolg: ein gutes Buch konnte ihnen dazu verhelfen, ihre aufgehäuften Stöße Papier los zu werden, und sie waren mit der Aussicht geködert worden, daß sie Artikel in die Zeitungen bekämen. Wir wissen, daß das damals die große Bedingung des Absatzes war, denn es ist überaus selten, daß ein Buch wegen seines eigenen Wertes gekauft wird; es wird fast immer aus Gründen veröffentlicht, die mit seinem Verdienst nichts zu tun haben. Fendant & Cavalier sahen in Lucien den Journalisten und in seinem Buch eine brauchbare Ware, denn der Verkauf der ersten Exemplare würde ihnen über ein Ultimo hinweghelfen. Die Journalisten fanden die Kompagnons in ihrem Kontor, den Vertrag fix und fertig und die Wechsel unterzeichnet. Diese Schnelligkeit setzte Lucien in Erstaunen. Fendant war ein kleiner, magerer Mann mit einem düstern Gesicht: er sah aus wie ein Kalmücke, hatte eine niedrige Stirn,

eine platte Nase, einen zugekniffenen Mund, kleine, funkelnde Augen, gequälte Züge, einen galligen Teint, eine Stimme wie der Klang einer zersprungenen Glocke, alles in allem, das ganze Äußere eines ausgemachten Spitzbuben; aber er wog diese Nachteile durch seine honigsüßen Reden wieder auf und erreichte in der Unterhaltung, was er wollte. Cavalier war ein rundlicher Bursche, den man eher für einen Postschaffner gehalten hätte als für einen Buchhändler; er hatte malefizblonde Haare, das rote Gesicht, die plumpe Figur und das ewige Geschwätz eines Geschäftsreisenden.

„Wir werden nicht viel zu verhandeln haben,“ sagte Fendant zu Lucien und Lousteau. „Ich habe das Werk gelesen, es ist sehr literarisch und gefällt uns so gut, daß ich das Manuskript schon in die Druckerei gegeben habe. Der Vertrag ist nach den vereinbarten Bedingungen abgefaßt worden; übrigens gehen wir nie über die Punkte hinaus, die darin festgelegt sind. Unsere Wechsel laufen auf sechs, neun und zwölf Monate, Sie können sie leicht diskontieren, und wir ersetzen Ihnen den Diskont. Wir haben uns das Recht vorbehalten, dem Werk einen andern Titel zu geben: ‚Der Bogenschütze Karls IX.‘ gefällt uns nicht, er reizt die Neugier der Leser nicht genug, es gibt mehrere Könige, die Karl geheißen haben, und im Mittelalter hatte man so viele Bogenschützen. Oh, wenn es hieße: ‚Der Soldat Napoleons‘! Aber, ‚Der Bogenschütze Karls IX.‘!... Cavalier müßte für jedes Exemplar, das er in der Provinz losschlägt, einen Geschichtsvortrag halten.“ „Wenn Sie die Leute kannten, mit denen wir Geschäfte machen!“ rief Cavalier. „‚Die Bartholomäusnacht‘ wäre besser,“ schlug Fendant vor. „‚Katharina von Medici oder Frankreich unter Karl IX.‘“, sagte Cavalier, „klänge mehr wie ein Titel von Walter Scott.“ „Na, wir können das festsetzen, wenn das Werk gedruckt ist,“ meinte Fendant.

„Wie Sie wollen,“ versetzte Lucien, „vorausgesetzt, daß der Titel mir gefällt.“

Der Vertrag wurde gelesen, unterschrieben, jeder Teil erhielt sein Exemplar, und Lucien steckte mit größter Befriedigung die Wechsel in die Tasche. Dann begaben sie sich alle vier zu Fendant, wo sie ein sehr gewöhnliches Frühstück einnahmen: Austern, Beefsteaks, Nieren in Champagner und Fromage de Brie; aber zu diesen Gerichten gab es köstliche Weine, die Cavalier, der mit einem Weinreisenden bekannt war, beschafft hatte. Im Augenblick, wo man sich zu Tisch setzte, trat der Drucker ein, dem der Druck des Romans anvertraut war, und überraschte Lucien mit den zwei ersten Druckbogen seines Buches.

„Wir wollen schnell machen,“ sagte Fendant zu Lucien; „wir rechnen auf Ihr Buch, wir haben den Erfolg ver-teufelt nötig.“

Das Frühstück, das gegen zwölf Uhr mittags begonnen hatte, zog sich bis fünf Uhr hin.

„Wo finde ich Geld?“ fragte Lucien, als er mit Lousteau wegging. „Suchen wir Barbet auf,“ erwiderte Etienne, „ich gehe mit.“

Die beiden Freunde begaben sich ein wenig erhitzt und vom Wein erregt zum Quai des Augustins.

„Coralie ist über den Ruin Florinens aufs äußerste überrascht. Florine hat ihr erst gestern davon gesprochen und hat dir die Schuld an diesem Unglück zugeschrieben; sie schien so zornig, daß sie sich von dir trennen wollte,“ sagte Lucien zu Lousteau. „Es ist wahr,“ erwiderte Lousteau, den seine Vorsicht verließ. „Mein Freund, denn du bist mein Freund, du bist ein guter Kerl, du hast mir tausend Franken geliehen und hast sie nur ein einziges Mal zurückverlangt: hüte dich vor dem Spiel. Wenn ich nicht spielte, wäre ich glücklich. Ich bin Gott und dem

Teufel Geld schuldig. Ich habe in diesem Augenblick die Häscher des Schuldgerichts auf meinen Fersen; und wenn ich ins Palais Royal gehe, bin ich genötigt, um höchst gefährliche Vorgebirge zu segeln.“

In der Sprache der Lebemänner bedeutet ‚in Paris um ein Vorgebirge segeln‘ einen Umweg machen, entweder, um nicht bei einem Gläubiger vorbeizugehen, oder um den Ort zu vermeiden, wo man ihn treffen könnte. Lucien, der auch nicht unterschiedslos durch alle Straßen ging, hatte das Manöver gekannt, ohne seinen Namen zu wissen.

„Du hast also große Schulden?“ „Eine schreckliche Menge,“ erwiderte Lousteau. „Tausend Taler könnten mich retten. Ich habe mich rangieren und nicht mehr spielen wollen, und um meine Schulden zu tilgen, habe ich ein wenig Chantage gemacht.“ „Was ist Chantage?“ fragte Lucien, dem dieses Wort unbekannt war. „Die Chantage ist eine Erfindung der englischen Presse und ist vor kurzem nach Frankreich importiert worden. Die ‚Chanteure‘ sind Leute, die eine Stellung haben, kraft deren sie über Zeitungen verfügen können. Niemals wird sich der Besitzer eines Blattes oder ein Chefredakteur in den Verdacht bringen lassen, daß er sich mit Chantage abgibt. Man hat seine Giroudeau, seine Philipp Bridau. Diese Bravi gehen auf die Suche nach einem Menschen, der gewisse Gründe zu dem Wunsche hat, daß man sich nicht mit ihm beschäftigt. Viele Leute haben mehr oder weniger schlimme kleine Sünden auf dem Gewissen. Es gibt viele Vermögen in Paris, die auf bedenklichen Wegen mit mehr oder weniger gesetzlichen Mitteln, oft durch strafbare Manöver, erlangt worden sind, und von denen man reizende Anekdoten erzählen könnte, wie die Geschichte von der Gendarmerie Fouchés, die die Häscher des Polizeipräfekten umstellte, welche nichts von dem Geheimnis der Fabri-

kation der falschen Noten der Bank von England wußten und eben die geheimen Drucker festnehmen wollten, die im Dienste des Ministers standen; oder die Geschichte von den Diamanten des Fürsten Galathione, die Affäre Maubreuil, die Erbschaftssache Pombretton usw. Der Chanteur hat sich irgendein Beweisstück, ein wichtiges Dokument verschafft und ersucht den Reichen um eine Besprechung. Wenn der Kompromittierte nicht eine bestimmte Summe gibt, winkt ihm der Chanteur mit der Presse, die bereit ist, ihn anzugreifen und seine Geheimnisse zu enthüllen. Der Reiche hat Angst und blecht. Der Streich ist gelungen. Es unternimmt jemand eine gewagte Spekulation, sie kann durch ein paar Artikel zu Fall gebracht werden, man schickt ihm einen Chanteur, der ihm den Rückkauf der Artikel vorschlägt. Es gibt Minister, denen man Chanteure schickt, und die mit einem ausmachen, daß die Zeitung ihre politischen Akte, aber nicht ihre Person angreift, oder die ihre Person preisgeben und Gnade für ihre Geliebte verlangen. Des Lupeaulx, der reizende vortragende Rat, den du kennst, ist dauernd mit dieser Art Verhandlungen mit den Journalisten beschäftigt. Der Bursche hat sich durch seine Beziehungen bei den Machthabern eine wunderbare Stellung geschaffen: er ist zugleich der Geschäftsträger der Presse und der Botschafter der Minister, er treibt ein richtiges Roßtäuschergeschäft mit Eitelkeiten; er dehnt sogar diesen Handel auf politische Angelegenheiten aus, er verlangt von den Zeitungen ihr Schweigen über eine Anleihe oder über eine Konzession, die ohne Ausschreiben und ohne Öffentlichkeit vergeben worden sind, und von denen die liberalen Wucherer und Bankiers einen Teil abbekommen. Du hast mit Dauriat ein klein bißchen Chantage getrieben, er hat dir tausend Taler gegeben, um dich zu verhindern, Nathan herunterzumachen. Im achtzehnten Jahrhundert, wo der Jour-

nalismus noch in den Windeln lag, machte man die Chantage mit Hilfe von Flugschriften, deren Vernichtung man sich dann von Mätressen und vornehmen Herren abkaufen ließ. Der Erfinder der Chantage ist Aretino, ein sehr großer Mann Italiens, der die Könige besteuerte, wie in unseren Tagen eine Zeitung Steuern von den Schauspielern erhebt.“ „Was hast du gegen den Matifat gemacht, um zu deinen tausend Talern zu kommen?“ „Ich habe Florine in sechs Zeitungen angreifen lassen, und Florine hat sich bei Matifat beklagt. Matifat hat Braulard gebeten, den Grund dieser Angriffe herauszufinden. Braulard ist von Finot hinters Licht geführt worden. Finot, zu dessen Gunsten ich die Chantage machte, hat dem Drogisten gesagt, du rissest Florine im Interesse Coralies herunter. Giroudeau hat Matifat aufgesucht und hat ihm vertraulich gesagt, daß alles in Ordnung käme, wenn er sein Sechstel, den Anteil an Finots Zeitschrift, für zehntausend Franken verkaufen wollte. Finot sollte mir für den Fall des Erfolges tausend Taler geben. Matifat wollte den Handel abschließen und war glücklich, von seinen dreißigtausend Franken, die ihm sehr riskant angelegt schienen, zehntausend wiederzubekommen; denn seit einigen Tagen sagte ihm Florine, die Zeitschrift Finots ginge nicht, es sollte keine Dividende verteilt werden, es sei im Gegenteil die Rede davon, das Kapital zu erhöhen. Nun hatte der Direktor des Panorama Dramatique, bevor er seine Insolvenz erklärte, das Bedürfnis, einige Gefälligkeitswechsel unterzubringen; und damit Matifat sie ihm unterbrachte, erzählte er ihm den Streich, den Finot ihm spielen wollte. Matifat, der ein guter Kaufmann ist, hat Florine verlassen, sein Sechstel behalten und lacht uns jetzt aus. Finot und ich heulen vor Verzweiflung. Wir haben das Unglück gehabt, einen Mann anzugreifen, der nicht zu seiner Geliebten hält, einen Elenden ohne Herz und ohne

Seele. Zum Unglück gehört das Geschäft, das Matifat betreibt, nicht zum Gerichtsstand der Presse. Er ist in seinen Interessen unangreifbar. Man kritisiert einen Dro- gisten nicht, wie man Hüte, Modeartikel, Theater und Kunst kritisiert. Der Kakao, der Pfeffer, die Farben, die Farbhölzer, das Opium können nicht entwertet werden. Florine ist in Verzweiflung, das Panorama schließt morgen, sie weiß nicht, was werden soll.“ „Infolge der Schließung des Theaters tritt Coralie in einigen Tagen am Gymnase auf,“ sagte Lucien, „vielleicht könnte sie Florine nützlich sein.“ „Niemals,“ erwiderte Lousteau. „Coralie ist nicht sehr gescheit, aber so dumm ist sie doch nicht, daß sie sich eine Rivalin gibt! Unsere Sachen sind greulich ver- pfuscht! Aber Finot hat es dermaßen eilig, sein Sechstel wiederzubekommen . . .“ „Warum eigentlich?“ „Mein Lieber, es ist ein vorzügliches Geschäft. Es ist Aussicht, das Blatt für dreimalhunderttausend Franken zu ver- kaufen. Finot hätte dann ein Drittel und dazu noch eine Kommissionsgebühr, die ihm seine Kompagnons bewilligt haben, und die er mit des Lupeaulx teilen müßte. Ich will ihm daher ein Chantagestückchen vorschlagen.“ „Aber Chantage, das ist ja dasselbe wie: die Börse oder das Leben?“ „Nein, es ist besser,“ sagte Lousteau. „Es ist: die Börse oder die Ehre. Vorgestern hat ein kleines Blatt, dessen Besitzer man einen Kredit verweigert hatte, ge- schrieben, die diamantenbesetzte Repetieruhr, die einem berühmten Manne der Hauptstadt gehörte, wäre auf überaus seltsame Weise in die Hände eines Soldaten der königlichen Garde gekommen, und versprach die Erzäh- lung dieses Abenteuers, von dem es sagte, es klinge wie ein Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht‘. Der berühmte Mann hat sich beeilt, den Chefredakteur zum Diner ein- zuladen. Der Chefredakteur hat sicher bei der Sache etwas gewonnen, aber die Geschichte unserer Zeit hat die

Anekdote mit der Uhr eingebüßt. Jedesmal, wenn du siehst, daß die Presse hinter ein paar mächtigen Leuten her ist, mußt du wissen, daß es sich um Anleihen handelt, die abgelehnt worden sind, oder sonst um Dienste, die man nicht erweisen wollte. Diese Chantage hinsichtlich des Privatlebens fürchten die reichen Engländer am meisten; sie spielt in den geheimen Einkünften der englischen Presse, die unendlich viel korrumpierter ist als unsere, eine große Rolle. Wir sind Kinder! In England bezahlt man für einen kompromittierenden Brief fünf- bis sechstausend Franken, um ihn zurückzubekommen.“

„Was für ein Mittel hast du gefunden, um Matifat schlechtzumachen?“ sagte Lucien. „Lieber Freund,“ versetzte Lousteau, „dieser elende Krämer hat Florine die seltsamsten Briefe geschrieben: Orthographie, Stil, Gedanken, alles ist von vollendeter Komik. Matifat hat furchtbare Angst vor seiner Frau; wir können, ohne ihn zu nennen, ohne daß er klagen kann, ihn im Schoß seiner Laren und seiner Penaten treffen, wo er sich in Sicherheit glaubt. Stelle dir seine Wut vor, wenn er den ersten Abschnitt eines kleinen Sittenromans liest, der den Titel hat: ‚Die Liebschaften eines Drogisten‘, wenn man ihm in durchaus loyaler Weise von dem Zufall Mitteilung macht, der den Redakteuren irgendeines Blattes Briefe in die Hände gespielt hat, in denen er von seinem kleinen Cupido spricht, wo er von ‚Romego und Guliga‘ schwärmt, wo er von Florine sagt, er durchquere mit ihr die Wüste des Lebens, was so klingt, als nähme er sie für ein Kamel. Kurz, die Abonnenten können sich vierzehn Tage lang über diese hervorragend komische Korrespondenz totlachen. Und man läßt ihn einen anonymen Brief fürchten, durch den seine Frau die Tatsachen erfährt, die dem Spaß zugrunde liegen. Aber wird Florine es auf sich nehmen wollen, daß es so aussieht, als ob sie Matifat verfolge? Sie hat noch

Prinzipien, das heißt Hoffnungen. Vielleicht behält sie die Briefe für sich, vielleicht will sie einen Anteil. Sie ist schlau, sie ist meine Schülerin. Aber wenn sie merkt, daß das Schuldgefängnis kein Spaß ist, wenn Finot ihr ein anständiges Geschenk macht oder die Hoffnung auf ein Engagement gibt, wird sie mir die Briefe aushändigen, und ich überlasse sie Finot gegen harte Taler. Finot übergibt die Korrespondenz seinem Onkel, und Giroudeau wird den Drogisten zur Kapitulation bringen.“

Diese vertraulichen Mitteilungen ernüchterten Lucien; sein erster Gedanke war, daß er überaus gefährliche Freunde hatte, und dann dachte er, man dürfte sich nicht mit ihnen veruneinigen, denn er konnte ihren schrecklichen Einfluß für den Fall nötig haben, daß Frau d'Espard, Frau von Bargeton und Châtelet nicht Wort hielten. Etienne und Lucien waren jetzt auf dem Kai vor dem elenden Laden Barbets angelangt.

„Barbet,“ sagte Etienne zu dem Buchhändler, „wir haben fünftausend Franken von Fendant & Cavalier auf sechs, neun und zwölf Monate. Wollen Sie uns ihre Wechsel diskontieren?“ „Ich nehme sie für tausend Taler,“ sagte Barbet mit unerschütterlicher Ruhe. „Tausend Taler!“ rief Lucien. „Kein Mensch wird Ihnen so viel geben,“ erwiderte der Buchhändler. „Diese Herren machen noch vor einem Vierteljahr Bankrott; aber ich kenne gute Werke bei ihnen, die jetzt noch nicht gehen, sie können nicht warten, ich kaufe sie ihnen also gegen bar ab und gebe ihnen ihre eigenen Wechsel zurück; auf diese Weise habe ich die Ware für zweitausend Franken billiger.“ „Willst du zweitausend Franken verlieren?“ fragte Etienne Lucien. „Nein,“ rief Lucien, der noch kein solches Geschäft gemacht hatte. „Du hast unrecht,“ erwiderte Etienne. „Sie werden Ihre Wechsel nirgends unterbringen,“ sagte Barbet. „Das Buch des Herrn ist der letzte Trumpf von Fendant

& Cavalier, sie können es nur drucken, indem sie die Exemplare bei ihrem Buchdrucker in Verwahrung lassen; ein Erfolg rettet sie höchstens für ein halbes Jahr, denn früher oder später gehen sie in die Luft! Diese Herren verkaufen nicht so viel Bücher, als sie Gläschen Wein trinken! Für mich repräsentieren ihre Wechsel ein Geschäft, und Sie können daher von mir mehr bekommen, als die Diskontierer geben, die sich lediglich fragen, was jede Unterschrift wert ist. Das Geschäft des Diskontierers besteht einzig darin, zu untersuchen, ob drei Unterschriften im Fall des Konkurses je dreißig Prozent geben. Sie aber bieten nur zwei Unterschriften an, und jede ist keine zehn Prozent wert.“

Die beiden Freunde sahen sich an; sie waren erstaunt, aus dem Munde dieses Trödelbuchhändlers eine Analyse zu hören, in der in ein paar Worten der ganze Geist des Diskontgeschäfts ausgesprochen war.

„Keine Phrasen, Barbet,“ sagte Lousteau. „Zu welchem Diskontierer können wir gehen?“ „Der alte Chaboisseau am Quai Saint-Michel, Sie wissen, hat das letzte Ultimo Fendants bewerkstelligt. Wenn Sie meinen Vorschlag ablehnen, versuchen Sie es bei ihm; aber Sie werden wiederkommen, und ich gebe Ihnen dann nur noch zweitausendfünfhundert Franken.“

Etienne und Lucien gingen auf den Quai Saint-Michel, in ein kleines Haus, in dem dieser Chaboisseau wohnte, der einer der Diskontierer für den Buchhandel war, und sie fanden ihn im zweiten Stock in einer Wohnung, die in überaus origineller Weise eingerichtet war. Dieser kleine Bankier, der aber trotzdem ein Millionär war, liebte den griechischen Stil. Das Fenstergesims des Zimmers war griechisch. Das Bett war mit einem purpurnen Stoff drapiert, der in griechischer Art der Wand entlang ging wie der Hintergrund eines Gemäldes von David; und dieses

Bett selbst war ein Meisterstück aus der Kaiserzeit, wo alles in diesem Geschmack gemacht wurde. Die Lehnstühle, die Tische, die Lampen, die Leuchter und alle kleinen Zierstücke waren sämtlich ohne Frage mit großer Geduld bei den Möbelhändlern ausgesucht worden und zeigten alle die feine, schlanke, aber elegante Anmut des Altertums. Diese mythologische, leichte Welt stand in absonderlichem Gegensatz zu den Geschäften und Gewohnheiten dieses Bankiers. Es ist zu bemerken, daß sich unter den Menschen, die Geldgeschäfte treiben, die wunderlichsten Originale finden. Diese Leute schweiften unstedt und wild im Lande des Denkens umher. Da sie alles besitzen können und infolgedessen blasiert sind, geben sie sich ungeheure Mühe, sich ihrer Gleichgültigkeit zu entreißen. Wer sich darauf versteht, sie zu studieren, findet immer eine Manie, einen Winkel ihres Herzens, wo sie zugänglich sind. Chaboisseau schien im Altertum wie in einem uneinnehmbaren Lager verschanzt.

„Er paßt recht gut in seine Einrichtung,“ sagte Etienne lächelnd zu Lucien.

Chaboisseau war ein kleiner Mann mit gepuderten Haaren, einem grünlichen Rock und einer haselnußbraunen Weste, er trug schwarze Kniehosen, buntgewebte Strümpfe und Schuhe, die an den Füßen knarrten. Er nahm die Wechsel, sah sie prüfend an; dann gab er sie Lucien ernst zurück.

„Die Herren Fendant und Cavalier sind reizende Menschen, überaus gescheite junge Männer; aber ich habe leider jetzt kein Geld,“ sagte er mit sanfter Stimme.

„Mein Freund wird wegen des Diskonts keine Schwierigkeiten machen,“ erwiderte Etienne. „Ich nehme diese Wechsel um keinen Preis,“ sagte der kleine Mann, und seine Worte schnitten die Bemerkung Lousteaus ab wie das Beil der Guillotine den Kopf eines Menschen.

Die beiden Freunde schickten sich zum Gehen an; als sie durch das Vorzimmer gingen, bis zu dem sie Chaboisseau höflich begleitete, bemerkte Lucien einen Stoß alter Bücher, die der Bankier, der früher Buchhändler war, gekauft hatte; unter ihnen bemerkte unser Romanschriftsteller plötzlich das Werk des Architekten Ducerceau über die königlichen Schlösser und die berühmten Paläste Frankreichs, deren Pläne in diesem Buch mit großer Genauigkeit gezeichnet sind.

„Wollen Sie mir dieses Werk ablassen?“ fragte Lucien. „Ja,“ sagte Chaboisseau, der sich aus einem Bankier wieder in einen Buchhändler verwandelte. „Was soll es kosten?“ „Fünfzig Franken.“ „Das ist teuer, aber ich brauche es, und ich habe, um sie zu zahlen, nur die Wechsel, die Sie nicht haben wollen.“ „Sie haben einen Wechsel über fünfhundert Franken auf sechs Monate, den nehme ich Ihnen ab,“ antwortete Chaboisseau, der ohne Zweifel Fendant & Cavalier von der letzten Abrechnung her noch gerade diese Summe schuldig war. Die beiden Freunde gingen wieder in das griechische Zimmer, und Chaboisseau rechnete auf einem Stück Papier sechs Prozent Zinsen und sechs Prozent Kommissionsgebühr ab, was einen Abzug von dreißig Franken machte; dann stellte er die fünfzig Franken, den Preis des Ducerceau, in Rechnung und entnahm seiner Kasse, die voll schöner Talerstücke war, vierhundertzwanzig Franken.

„Aber, Herr Chaboisseau, die Wechsel sind entweder alle gut oder alle schlecht, warum diskontieren Sie uns die andern nicht?“ „Ich diskontiere nicht, ich mache mich für einen Verkauf bezahlt,“ versetzte der Biedermann.

Etienne und Lucien lachten noch über Chaboisseau, ohne ihn begreifen zu können, als sie bei Dauriat angekommen waren, wo Lousteau Gabusson bat, ihnen die Adresse eines Diskontierers anzugeben. Die beiden Freunde

nahmen eine Droschke und fuhren zum Boulevard Poissonnière. Gabusson hatte ihnen einen Empfehlungsbrief mitgegeben und hatte ihnen gesagt, sie würden das seltsamste und bizarrste Kuriosum treffen, wie er sich ausdrückte.

„Wenn Samanon Ihre Wechsel nicht nimmt,“ hatte Gabusson gesagt, „dann diskontiert sie Ihnen kein Mensch.“

Samanon war im Erdgeschoß Antiquar, im ersten Stock Kleiderhändler, im zweiten Stock verkaufte er verbotene Bilder, überdies war er noch Pfandleiher. Keine der Personen, die Hoffmann in seinen Romanen schildert, keiner der unheimlichen Geizigen Walter Scotts kann mit dem verglichen werden, was die Gesellschaft und Paris in diesem Menschen geschaffen hatten — wenn Samanon überhaupt ein Mensch war. Lucien konnte beim Anblick dieses kleinen, vertrockneten Alten eine Gebärde des Entsetzens nicht zurückhalten, dessen Knochen die völlig lohfarbene Haut durchbohren wollten. Diese Haut war mit zahlreichen grauen oder gelben Flecken besät, wie ein Gemälde von Tizian oder Paul Veronese, wenn man es aus der Nähe ansieht. Das eine Auge Samanons war unbeweglich und gläsern, das andere lebhaft und leuchtend. Der Geizige, der den Eindruck machte, als ob er sich dieses toten Auges bediente, wenn er diskontierte, und des anderen, wenn er seine obszönen Bilder verkaufte, trug eine kleine, flache Perücke, die schwarz sein sollte, aber fuchsrot schimmerte, und unter der man seine weißen Haare sah; seine gelbe Stirne sprang drohend vor, seine Backen waren durch die hervortretenden Kinnbacken wie zu einem Viereck geschnitten, seine Zähne, die noch weiß waren, standen über die Lippen vor wie bei einem Pferd, das das Maul aufsperrt. Der Kontrast seiner Augen und das Grinsen dieses Mundes, das alles zusammen gab ihm ein wildes

Aussehen. Seine harten, spitzen Barthaare mußten stechen wie Nadeln. Ein fadenscheiniger Rock, der schon fast wie Zunder aussah, eine fast farblos gewordene schwarze Binde, die von seinem Bart abgewetzt worden war, und die einen Hals sehen ließ, der runzelig war wie der eines Puters, zeigten, daß ihr Träger sich nichts daraus machte, den Eindruck seiner furchtbaren Physiognomie durch Toilettekünste zu mildern. Die beiden Journalisten fanden diesen Mann in einem Kontor sitzen, das gräßlich schmutzig war; er war damit beschäftigt, auf die Rücken etlicher alter Bücher, die er wohl auf einer Versteigerung erstanden hatte, Schilder zu kleben. In einem raschen Blick tauschten sie die tausend Fragen aus, die der Anblick einer solchen Persönlichkeit erregen mußte, dann grüßten Lucien und Lousteau ihn und überreichten ihm den Brief Gabussons und die Wechsel von Fendant & Cavalier. Während Samanon las, betrat ein Mann, der sehr geistvoll aussah, den dunklen Raum. Er war mit einem sonderbaren kurzen Rock bekleidet, der wie aus Zink geschnitten aussah, so fest war er durch die Legierung mit tausend fremden Stoffen geworden.

„Ich brauche meinen Rock, meine schwarzen Hosen und meine Atlasweste,“ sagte er zu Samanon und überreichte ihm eine numerierte Karte.

Samanon zog an dem Kupfergriff einer Glocke, und sofort kam ein weibliches Wesen herunter, die, nach der frischen Farbe ihres Gesichts zu schließen, eine Normannin zu sein schien.

„Leih dem Herrn seine Kleider,“ sagte er und streckte dem Schriftsteller die Hand hin. „Es ist ein Vergnügen, mit Ihnen zu arbeiten; aber einer Ihrer Freunde hat mir einen jungen Mann gebracht, der mich scheußlich hineingelegt hat!“ „Ihn legt man hinein,“ sagte der Künstler zu den beiden Journalisten mit einer überaus drolligen Handbewegung.

Der große Mann gab, wie es die Lazzaroni im Leihhaus machen, um ihre Feiertagskleider für einen Tag zu erhalten, dreißig Sous hin, die der Diskontierer mit seiner gelben, rissigen Hand nahm und in die Kasse seines Kontortisches warf.

„Was für einen seltsamen Handel machst du?“ sagte Lousteau zu dem großen Künstler, der dem Opiumgenuß ergeben war und so, nachdem er in den Zauberpalästen geweilt hatte, nichts arbeiten wollte oder konnte. „Der Mann gibt auf verpfändbare Dinge viel mehr als das amtliche Leihhaus, und er hat überdies die große Gnade, sie einem für die Fälle, wo man gut angezogen sein muß, zur Verfügung zu stellen,“ antwortete er. „Ich will heute abend mit meiner Geliebten bei den Kellers dinieren. Es ist mir leichter, dreißig Sous zu haben als zweihundert Franken, und ich hole wieder einmal meine Garderobe, die in einem halben Jahre diesem barmherzigen Wucherer hundert Franken eingebracht hat. Samanon hat schon meine Bibliothek Buch für Buch geschluckt.“ „Ich gebe Ihnen fünfzehnhundert Franken,“ sagte Samanon zu Lucien.

Lucien zuckte, wie wenn der Diskontierer ihm ein glühendes Eisen ins Herz gestoßen hätte. Samanon sah die Wechsel prüfend an und stellte die Daten fest.

„Und vorher“, sagte der Händler, „muß ich erst noch Fendant sehen, der mir zur Sicherheit Bücher geben muß. Sie sind nicht viel wert,“ sagte er zu Lucien; „Sie leben mit Coralie, und Ihre Möbel sind gepfändet.“

Lousteau warf Lucien einen Blick zu; der nahm rasch seine Wechsel, sprang aus dem Laden auf den Boulevard und rief: „Ist das der Teufel?“

Der Dichter betrachtete ein paar Augenblicke diesen kleinen Laden, über den alle Vorübergehenden lächeln mußten, so armselig war er, und so kläglich und schmutzig

sahen die kleinen Regale mit etikettierten Büchern aus, und jeder mußte sich fragen: Was für eine Art Geschäft mag da betrieben werden?

Einige Augenblicke nachher verließ der große Unbekannte, der zehn Jahre später sich an dem ungeheuren Unternehmen der Saint-Simonisten, dem nur die Grundlage fehlte, beteiligen sollte, sehr gut gekleidet den Laden, lächelte den beiden Journalisten zu und wandte sich mit ihnen nach der Panorama-Passage, um dort zur Vervollständigung seiner Toilette seine Stiefel wischen zu lassen.

„Wenn man Samanon bei einem Verleger, einem Papierhändler oder einem Drucker eintreten sieht, sind sie verloren,“ sagte der Künstler zu den beiden Schriftstellern. „Samanon ist wie ein Leichenbeschauer, der kommt, um das Maß zum Sarg zu nehmen.“ „Du bekommst deine Wechsel nicht mehr diskontiert,“ sagte jetzt Etienne zu Lucien. „Wo Samanon ablehnt,“ meinte der Unbekannte, „ist mit niemandem mehr etwas zu machen. Er ist die ultima ratio! Er ist einer der Gehilfen von Gigonnet, Palma, Werberust, Gobseck und andern Krokodilen, die in Paris herumschwimmen, und mit denen jeder, dessen Vermögen zu machen oder zu vernichten ist, früher oder später zusammentreffen muß.“ „Wenn du deine Wechsel nicht mit fünfzig Prozent diskontieren kannst,“ fing Etienne wieder an, „müssen sie gegen Taler umgetauscht werden.“ „Wie?“ „Gib sie Coralie, sie wird sie Camusot präsentieren. — Du bist empört,“ fuhr Lousteau fort, da Lucien indigniert zurückgetreten war. „Welche Kinderei! Kannst du deine Zukunft an einer solchen Albernheit scheitern lassen?“ „Jedenfalls will ich das Geld, das ich bisher habe, einstweilen Coralie bringen,“ versetzte Lucien. „Das ist wieder eine Dummheit,“ rief Lousteau, „du kannst mit vierhundert Franken nichts anfangen, wo viertausend gebraucht werden. Behalten wir etwas, um im Falle des

Verlustes trinken zu können, und spielen wir.“ „Der Rat ist gut,“ sagte der große Unbekannte.

Sie waren kaum vier Schritte von Frascati entfernt, und so übten diese Worte eine magnetische Kraft aus. Die beiden Freunde bezahlten ihre Droschke und stiegen die Treppe hinauf, um zu spielen. Zuerst gewannen sie dreitausend Franken, dann sanken sie auf fünfhundert herunter und gewannen wieder dreitausendsiebenhundert; dann fielen sie auf hundert Sous, erholten sich wieder bis zu zweitausend Franken, riskierten sie auf Paar, um sie mit einem Schlage zu verdoppeln; Paar war seit fünf Runden nicht gekommen, aber es kam wieder Unpaar. Lucien und Lousteau verließen diesen berühmten Pavillon, nachdem sie zwei Stunden in furchtbaren Aufregungen verbracht hatten. Sie hatten noch hundert Franken. Auf den Stufen des kleinen Peristyls, dessen zwei Säulen eine kleine Blechmarkise von außen stützten, die mehr als ein Auge innig oder verzweifelt betrachtet hat, sagte Lousteau, als er den glühenden Blick Luciens sah: „Riskieren wir noch fünfzig Franken!“

Die beiden Journalisten gingen wieder nach oben. In einer Stunde waren sie bei tausend Talern angelangt; sie setzten die tausend Taler auf Rot, das fünfmal gekommen war, sie bauten auf den Zufall, dem sie ihren früheren Verlust verdankten. Es kam Schwarz. Es war sechs Uhr.

„Riskieren wir noch fünfundzwanzig Franken,“ sagte Lucien.

Dieser neue Versuch dauerte nicht lange, die fünfundzwanzig Franken waren in zehn Runden verloren. Lucien warf wütend seine letzten fünfundzwanzig Franken auf die Ziffer, die der Zahl seiner Lebensjahre entsprach, und gewann: seine Hand zitterte furchtbar, als er den Rechen nahm, um die Taler aufzunehmen, die der Bankhalter

einen nach dem andern hinwarf. Er gab Lousteau zehn Louisdor und sagte zu ihm: „Rette dich zu Véry!“

Lousteau verstand Lucien und ging, um das Diner zu bestellen. Lucien blieb zurück und spielte weiter. Er setzte seine dreißig Louisdor auf Rot und gewann. Er ließ sich von der geheimen Stimme, die die Spieler manchmal verstehen, Mut machen, ließ alles auf Rot und gewann; seine Eingeweide brannten wie glühende Kohlen! Trotz der innern Stimme setzte er die hundertzwanzig Louisdors auf Schwarz und verlor. Jetzt empfand er das köstliche Gefühl, das bei den Spielern ihren furchtbaren Aufregungen folgt, wenn sie nichts mehr zu riskieren haben und die Folterkammer verlassen, in der ihre flüchtigen Träume sich abgespielt haben. Er ging zu Lousteau ins Restaurant Véry, wo er sich wild aufs Essen stürzte und seinen Kummer im Wein ertränkte. Um neun Uhr war er so völlig betrunken, daß er nicht begriff, warum die Pförtnerin aus der Rue de Vendôme ihn nach der Rue de la Lune schickte.

„Fräulein Coralie hat ihre Wohnung verlassen und ist in das Haus gezogen, dessen Adresse hier auf dem Papier steht.“

Lucien war zu betrunken, um sich über etwas zu wundern, stieg wieder in den Wagen, der ihn hergefahren hatte, und fuhr nach der Rue de la Lune. Unterwegs machte er im Selbstgespräch Witze über den Namen der Straße. An diesem Morgen war der Konkurs des Panorama Dramatique ausgebrochen. Die erschreckte Schauspielerin hatte sich beeilt, ihr ganzes Mobiliar mit Zustimmung ihrer Gläubiger dem alten Cardot zu verkaufen, der die Wohnung, um ihre Bestimmung nicht zu ändern, Florentine überwies. Coralie hatte alles bezahlt, alles in Ordnung gebracht und alles mit dem Hausbesitzer erledigt. Während der Zeit, die diese Operation, die sie im Schauspielerjargon eine große

Wäsche' nannte, erforderte, richtete Berenice mit den nötigsten Möbeln, die sie beim Althändler kaufte, im vierten Stock eines Hauses in der Rue de la Lune, zwei Schritte vom Gymnase, eine kleine Wohnung von drei Zimmern ein. Coralie erwartete dort Lucien; sie hatte aus diesem Schiffbruch ihre Liebe ohne Flecken und eine Börse mit zwölfhundert Franken gerettet. Lucien erzählte in seiner Trunkenheit Coralie und Berenice seine unglücklichen Erlebnisse.

„Du hast recht getan, mein Engel,“ sagte die Schauspielerin und schloß ihn in ihre Arme. „Berenice wird deine Wechsel Braulard verhandeln.“

Am nächsten Morgen erwachte Lucien in den Wonnen, mit denen Coralie ihn überschüttete. Die Schauspielerin verdoppelte ihre Liebe und Zärtlichkeit, wie um die Dürftigkeit ihres neuen Haushalts mit den reichsten Schätzen ihres Herzens aufzuwiegen. Sie war von strahlender Schönheit, ihre Haare lösten sich aus einem Seidentuch, das sie um den Kopf geschlungen hatte, sie war frisch und rosig, ihre Augen lachten, ihre Worte waren heiter wie der Strahl der aufgehenden Sonne, die in die Fenster schien, wie um dieses reizende Elend zu vergolden. Das Zimmer sah noch nicht so übel aus, es hatte eine meergrüne Tapete mit roter Borte, und es hingen zwei Spiegel da, der eine über dem Kamin, der andere über der Kommode. Ein alter Teppich, den Berenice von ihren Sparpfennigen gegen den Willen Coralies gekauft hatte, bedeckte den kalten Fußboden. An Gelassen für ihre Kleider und Wäsche hatten die beiden Liebenden einen Spiegelschrank und eine Kommode. Die Mahagonimöbel waren mit blauem Stoff ausgeschlagen. Berenice hatte aus dem Zusammenbruch eine Standuhr und zwei Porzellanvasen, vier silberne Bestecke und sechs Kaffeelöffel gerettet. Das Eßzimmer, das an das Schlafzimmer anstieß, sah aus wie das eines kleinen

Beamten mit zwölfhundert Franken Gehalt. Die Küche lag auf der andern Seite des Flurs. Berenice schlief in einer Dachkammer. Die Miete betrug nicht mehr als hundert Taler. Dieses schreckliche Haus hatte einen falschen Torweg: der obere Teil des scheinbaren Torflügels war nämlich ein Kreuzstock, hinter dem die elende, niedrige Wohnung des Portiers lag, und von dem aus er siebzehn Mietsparteien zu überwachen hatte. Ein solcher Bienenkorb wird in der Sprache der Notare ein einträgliches Haus genannt. Lucien sah einen Schreibtisch, einen Lehnstuhl, Tinte, Federn und Papier. Die Fröhlichkeit Berenices, die auf das erste Auftreten Coralies im Gymnase baute, und die der Schauspielerin, die in ihrer Rolle, einem dünnen Heft, das mit einem blauen Bändchen geheftet war, las, verjagte die Unruhe und Traurigkeit des ernüchterten Dichters.

„Wenn man in der Welt nichts von diesem Absturz erfährt, werden wir bald wieder hochkommen,“ sagte er. „Schließlich haben wir viertausendfünfhundert Franken vor uns! Ich will meine neue Stellung in den royalistischen Zeitungen ausbeuten; ich verstehe mich jetzt auf den Journalismus, es wird gelingen!“

Coralie hörte in diesen Worten nur seine Liebe und küßte die Lippen, die sie gesprochen hatten. In diesem Augenblick hatte Berenice den Tisch in der Nähe des Kamins gedeckt und ein bescheidenes Frühstück aufgetragen, das aus Rührei, zwei Kotelettes und Kaffee mit Rahm bestand. Es klopfte. Drei aufrichtige Freunde, d'Arthez, Léon Giraud und Michel Chrestien, zeigten sich den erstaunten Augen Luciens, der sehr gerührt war und sie bat, mit zu frühstücken.

„Nein,“ sagte d'Arthez. „Wir kommen in ernsthafteren Angelegenheiten, als um bloß Trost zu spenden; wir wissen nämlich alles, wir kommen aus der Rue de Vendôme.“

Sie kennen meine Anschauungen, Lucien. In jedem andern Fall wäre ich erfreut, wenn ich sähe, daß Sie sich meinen politischen Überzeugungen anschließen; aber in der Lage, in die Sie sich dadurch versetzt haben, daß Sie für die liberalen Zeitungen schreiben, können Sie nicht in die Reihen der Ultras übergehen, ohne Ihren Charakter für immer zu schänden und Ihr Leben zu beschmutzen. Wir kommen, um Sie im Namen unserer Freundschaft, so schwach sie auch geworden sein mag, zu beschwören, sich nicht so zu beflecken. Sie haben die Romantiker, die Rechte und die Regierung angegriffen; Sie können nicht jetzt die Regierung, die Rechte und die Romantiker in Schutz nehmen.“ „Die Gründe, die mein Handeln bestimmen, gehören einem höheren Bereiche der Erwägungen an; der Ausgang wird alles rechtfertigen,“ sagte Lucien. „Sie verstehen vielleicht die Lage nicht, in der wir sind,“ sagte Léon Giraud zu ihm. „Die Regierung, der Hof, die Bourbonen, die absolutistische Partei oder, wenn Sie alles in einem allgemeinen Ausdruck beisammen haben wollen, das System, das sich dem Konstitutionalismus entgegenstellt, teilt sich in mehrere Fraktionen, die sehr verschiedener Meinung sind, wenn es sich um die Mittel zur Erstickung der Revolution handelt, die aber wenigstens über die Notwendigkeit, die Presse zu unterdrücken, einig sind. Die Gründung des ‚Réveil‘, des ‚Foudre‘, des ‚Drapeau blanc‘, die alle dazu bestimmt sind, auf die Verleumdungen, die Beschimpfungen und den Spott der liberalen Presse zu antworten, die ich in diesem Punkte mißbillige — denn diese Verkennung der Größe unseres heiligen Amtes hat uns ja gerade dazu gebracht, ein würdiges und ernsthaftes Blatt herauszugeben, dessen Einfluß binnen kurzem bedeutungsvoll und spürbar sein wird, das Macht haben und doch seine Würde behaupten wird,“ fügte er wie als Anmerkung hinzu —, „diese royalistische und ministerielle

Artillerie also ist ein erster Versuch der Vergeltung, und mit ihr soll den Liberalen Streich um Streich, Wunde um Wunde heimgezahlt werden. Was, glauben Sie, daß kommen wird, Lucien? Die Mehrzahl der Abonnenten steht auf der Seite der Linken. In der Presse wie im Krieg ist der Sieg auf der Seite der großen Bataillone! Ihr werdet Niederträchtige, Lügner und Volksfeinde sein. Die andern werden Vaterlandsverteidiger, Ehrenmänner, Märtyrer sein, obwohl sie vielleicht heuchlerischer, perfider sind als ihr. Dieses Mittel wird den verderblichen Einfluß der Presse verstärken, es wird seine gehässigsten Ausschreitungen legitimieren und heiligen. Die Beleidigung und der Kampf gegen die Person wird eines ihrer öffentlichen Rechte werden, wird zugunsten der Abonnenten von beiden Parteien geübt werden und dadurch, daß der Brauch auf beiden Seiten derselbe ist, für unabänderlich und zu Recht bestehend angesehen werden. Wenn das Übel sich in seiner ganzen Ausdehnung offenbart hat, werden die Restriktiv- und Prohibitivgesetze, die Zensur, die aus Anlaß der Ermordung des Herzogs von Berry eingeführt und seit der Kammereröffnung aufgehoben wurde, wiederkommen. Wissen Sie, was das französische Volk aus diesem Streit für einen Schluß ziehen wird? Es wird die Verdächtigungen der liberalen Presse für bare Münze nehmen, wird glauben, daß die Bourbonen die materiellen Resultate, die die Revolution gebracht hat, antasten wollten, wird sich eines schönen Tages erheben und die Bourbonen verjagen. Also nicht nur beflecken Sie Ihr Leben, sondern Sie stehen eines Tages in den Reihen der besiegten Partei. Sie sind zu jung und noch zu neu in der Presse, Sie wissen zu wenig von ihrem geheimen Räderwerk und ihren Methoden; Sie haben zuviel Neid erregt, um sich gegen das allgemeine Zetergeschrei, das sich in den liberalen Blättern erheben wird, halten zu können. Sie werden von der Wut der

Parteien, die noch im Paroxysmus des Fiebers sind, fortgerissen werden; nur ist ihr Fieber von den brutalen Handlungen von 1815 und 1816 in die Ideen, die Redeschlachten der Kammer und die Debatten der Presse übergegangen.“ „Liebe Freunde,“ sagte Lucien, „ich bin nicht mehr der unerfahrene junge Dichter, den ihr in mir sehen möchtet. Was auch eintreten mag, ich werde einen Vorteil erringen, den der Sieg der liberalen Partei mir nicht geben kann. Bis ihr den Sieg habt, ist die Sache, um die es sich mir handelt, in Ordnung.“ „Wir schneiden dir dann ... die Haare ab,“ sagte Michel Chrestien lachend. „Ich werde bis dahin Kinder haben,“ erwiderte Lucien, „und wenn ihr mir dann den Kopf abschneidet, ist es noch ebenso, als wenn ihr mir gar nichts abschneidet.“

Die drei Freunde verstanden Lucien nicht, sie wußten nicht, daß seine Beziehungen mit der vornehmen Welt in ihm im höchsten Maße den Adelsstolz und die Aristokraten-eitelkeit geweckt hatten. Der Dichter sah übrigens mit Recht in seiner Schönheit und seinem Geiste, wenn sie sich auf den Namen und den Titel eines Grafen von Rubempré stützten, die Grundlage zu einem ungeheuren Vermögen. Frau d'Espard, Frau von Bargeton und Frau von Montcornet hielten ihn an diesem Faden, wie ein Kind einen Maikäfer hält. Lucien flog nur noch in einem begrenzten Kreise. Die Worte: „Er ist einer der Unseren, er denkt, wie sich's gehört!“ die vor drei Tagen in den Salons von Fräulein des Touches gefallen waren, hatten ihn bezaubert, und ebenso beseligt hatten ihn die Glückwünsche, die er von den Herzogen von Lenoncourt, von Navarreins und von Grandlieu, von Rastignac, Blondet, der schönen Herzogin von Maufrigneuse, dem Grafen von Esgrignon, von des Lupeaulx, von den einflußreichsten und am Hofe angesehensten Männern der royalistischen Partei empfangen hatte.

„Nun, dann ist nichts weiter zu sagen,“ erwiderte d'Arthez. „Es wird dir schwerer als jedem anderen sein, dich rein zu erhalten und dich selber zu achten. Du wirst viel zu leiden haben, ich kenne dich, wenn du dich erst eben von denen verachtet siehst, denen du dich widmest.“

Die drei Freunde verabschiedeten sich von Lucien, ohne ihm freundschaftlich die Hand zu drücken. Lucien war ein paar Augenblicke nachdenklich und traurig.

„Ach was! laß doch diese dummen Menschen,“ rief Coralie, setzte sich ihm auf die Knie und legte ihre schönen Arme um seinen Hals; „sie nehmen das Leben ernsthaft, und das Leben ist ein Spaß. Und übrigens wirst du Graf Lucien von Rubempré werden. Ich werde, wenn es not tut, im Kanzleramt vorsprechen und sehr verlockend sein. Ich weiß, wie man mit diesem Lüstling des Lupeaulx, der deine Ordonnanz zur Unterschrift vorzulegen hat, umgehen muß. Habe ich dir nicht gesagt, du wirst, wenn du noch eine Stufe brauchst, um deine Beute zu fassen, den Leib Coralies haben?“

Am Tage darauf ließ Lucien seinen Namen in die Zahl der Mitarbeiter des ‚Réveil‘ aufnehmen. Dieser Name wurde in dem Prospekt, der mit den Geldmitteln des Ministeriums in hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde, wie eine Eroberung angekündigt. Lucien ging zu dem Siegesmahl, das bei Robert, zwei Schritte von Frascati, stattfand und neun Stunden dauerte. Die Koryphäen der royalistischen Presse waren da: Martainville, Auger, Destains und eine Menge Schriftsteller, die heute noch leben, und die damals nach dem Ausdruck, der üblich war, in Monarchie und Religion machten.

„Wir werden es ihnen heimzahlen, den Liberalen,“ sagte Hector Merlin. „Meine Herren,“ erwiderte Nathan, der sich diesem Banner angeschlossen hatte, indem er erwog,

daß es für ihn und seine theatralische Karriere besser sei, die Autorität, die über das Theater verfügte, für sich als gegen sich zu haben, „wenn wir den Krieg gegen sie führen, wollen wir das ernsthaft tun; mit Kugeln aus Kork dürfen wir uns nicht behelfen! Wir müssen ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts alle klassischen und liberalen Schriftsteller angreifen, müssen sie dem Spott preisgeben und keinen Pardon geben.“ „Bleiben wir ehrenhaft, lassen wir uns nicht durch die Rezensionsexemplare, die Geschenke und das Geld der Verleger bestechen. Führen wir die Restauration des Journalismus durch.“ „Wohl,“ sagte Martainville. „Justum et tenacem propositi virum! Seien wir unversöhnlich und scharf. Ich werde aus Lafayette machen, was er ist: Hasenfuß I.“ „Ich“, sagte Lucien, „nehme die Helden des ‚Constitutionnel‘, Mercier, die Gesammelten Werke des Herrn von Jouy, die berühmten Redner der Linken auf mich.“

Um ein Uhr morgens proklamierten die Schriftsteller einmütig den Kampf auf Leben und Tod, worauf sie alle ihre verschiedenen Schattierungen und alle ihre Ideen in einem flammenden Punsch ertränkten.

„Wir haben uns eine famose monarchische und religiöse Hose angezogen,“ sagte auf der Türschwelle eins der berühmtesten Mitglieder der romantischen Literatur.

Dieses historische Wort, das von einem Verleger, der dem Diner anwohnte, weitererzählt wurde, stand am nächsten Tage im ‚Miroir‘; aber es wurde Lucien zugeschrieben. Dessen Abfall war das Signal zu einem furchtbaren Lärm in den liberalen Zeitungen. Lucien wurde ihre Zielscheibe und wurde auf die grausamste Weise an den Pranger gestellt: man erzählte die Leidensgeschichte seiner Sonette, teilte dem Publikum mit, Dauriat würde lieber tausend Taler verlieren, als sie drucken; man nannte ihn den Dichter ohne Sonette.

Eines Morgens las Lucien in demselben Blatt, in dem er so glänzend debütiert hatte, die folgenden Zeilen, die einzig und allein für ihn geschrieben schienen, denn das Publikum konnte die Bosheit kaum verstehen:

„*** Wenn der Verleger Dauriat fortfährt, die Sonette des künftigen französischen Petrarca nicht zu drucken, werden wir zeigen, daß wir edelmütige Feinde sind, und werden diesen Gedichten unsere Spalten öffnen. Nach dem folgenden zu urteilen, das uns ein Freund des Dichters mitteilt, scheinen sie ja sehr pikant zu sein.“

Unter dieser schrecklichen Ankündigung las der Dichter das folgende Sonett, über das er heiße Tränen vergoß:

Auf einem Beet in voller Blüte sproß
Ein Pflänzlein kümmerlich und zweifelhaft,
Das sich gebärdete, als ob sein Schaft
Ein Wunder künft'ger Farbenpracht umschloß.

So ließ man es denn stehn! Doch bald verdroß
Sein Üppigtun mit aufgeblähter Kraft
Die stolzen Schwestern, die ihm Raum verschafft,
Und alle harrten, daß es sich erschloß.

Da blühte es. Doch nie ward ein Patron
So überschüttet mit Gespött und Hohn,
Als man verlachte das gemeine Kraut.

Bald ward es ausgerissen, wie es Brauch,
Ein Esel schrie auf seinem Grabe laut,
Denn es war wirklich nur ein Distelstrauch¹⁾.

Vernou sprach von der Spielleidenschaft Luciens und machte im voraus darauf aufmerksam, sein Roman, der ‚Bogenschütze‘, werde ein vaterlandsfeindliches Werk sein, in dem der Verfasser die Partei der katholischen Massenmörder gegen die kalvinistischen Opfer nähme. Im Laufe

¹⁾ Distel aber heißt auf französisch ‚chardon‘, und so lautet auch im Original der Schlußreim des Spottgedichts, so daß der Name des Opfers den Kundigen preisgegeben war.

von acht Tagen wurde diese Fehde immer giftiger. Lucien hatte auf seinen Freund Lousteau gerechnet, der ihm tausend Franken schuldete, und mit dem er geheime Verabredungen getroffen hatte; aber Lousteau wurde Luciens erklärter Feind, aus folgenden Gründen. Seit drei Monaten liebte Nathan Florine und wußte nicht, wie er sie Lousteau, dessen guter Engel sie übrigens war, wegnehmen sollte. In der Verzweiflung und in der Trostlosigkeit, in der sich diese Schauspielerin befand, die ohne Engagement war, suchte Nathan, Luciens Mitarbeiter, Coralie auf und bat sie, Florine eine Rolle in einem Stück von ihm anzubieten, wobei er es auf sich nahm, der stellungslosen Schauspielerin ein Probeengagement am Gymnase zu verschaffen. Florine, die der Rausch des Ehrgeizes überkam, zögerte nicht. Sie hatte Zeit genug gehabt, Lousteau zu beobachten. Nathan war voller literarischem und politischem Ehrgeiz, hatte so viel Energie wie Bedürfnisse, während die Laster in Lousteau den Willen töteten. Die Schauspielerin, die in neuem Glanze wieder auf der Bühne auftreten wollte, lieferte Nathan die Briefe des Drogisten aus, und Nathan verkaufte sie gegen den Sechstelanteil der von Finot geleiteten Zeitschrift an Matifat. Florine hatte jetzt eine prächtige Wohnung in der Rue Hauteville und nahm Nathan zum Schützer gegen den ganzen Journalismus und die Welt des Theaters. Lousteau wurde von diesem Ereignis so hart getroffen, daß er am Ende eines Dinners, das seine Freunde ihm gaben, um ihn zu trösten, zu weinen anfing. Bei diesem Gelage fanden die Teilnehmer, daß Nathan nur seinen Vorteil gewahrt hätte. Einige Schriftsteller, wie Finot und Vernou, hatten von der Leidenschaft des Dramaturgen für Florine gewußt; aber alle sagten sie, Lucien hätte sich, indem er in diesem Handel den Kuppler machte, gegen die heiligsten Gesetze der Freundschaft vergangen. Der Parteigeist, der Wunsch,

seinen neuen Freunden zu dienen, waren keine Entschuldigungen für den neugebackenen Royalisten.

„Nathan ist von der Logik der Leidenschaft fortgerissen; aber dieser ‚große Mann aus der Provinz‘, wie Blondet ihn nennt, folgt seinen Berechnungen,“ rief Bixiou.

So wurde denn das Verderben Luciens, dieses Eindringlings, dieses Gernegroß, der alle Welt verschlingen wollte, einstimmig beschlossen und gründlich hin und her überlegt. Vernou, der Lucien haßte, versprach, im Kampf gegen ihn nicht locker zu lassen. Um Lousteau die tausend Taler nicht zahlen zu müssen, klagte Finot Lucien an, er habe ihn dadurch, daß er Nathan das Geheimnis der Operation gegen Matifat verriet, um einen Gewinn von fünfzigtausend Franken gebracht. Nathan aber hatte auf den Rat Florinens dafür gesorgt, daß ihm Finots Beistand nicht verloren ging, und hatte ihm das Sechstelchen für fünfzehntausend Franken verkauft. Lousteau, der seine tausend Taler verlor, verzieh Lucien diese ungeheure Schädigung seiner Interessen nicht. Die Wunden der Eigenliebe werden unheilbar, wenn das Oxyd des Geldes in sie eindringt. Kein Ausdruck, keine Schilderung kann die Wut wiedergeben, die über die Schriftsteller kommt, wenn ihre Eigenliebe leidet, und ebenso über alles Beschreiben groß ist die Energie, die in dem Augenblick über die Schriftsteller kommt, wo sie sich von den Giftpfeilen des Spottes getroffen fühlen. Die, deren Energie und deren Widerstand durch den Angriff sofort gereizt werden, unterliegen schnell. Die Ruhigen, deren Plan erst nach dem völligen Vergessen gemacht wird, dem ein beleidigender Artikel schnell verfällt, entfalten den wahren literarischen Mut. So scheinen die Schwachen im ersten Augenblick die Starken zu sein; aber ihr Widerstand dauert nur eine Zeitlang. In den ersten vierzehn Tagen ließ Lucien voller Wut einen Hagel von Artikeln in den

royalistischen Zeitungen los, in denen er das Amt der Kritik mit Hector Merlin teilte. Jeden Tag feuerte er von der Schanze des ‚Réveil‘ all seinen Geist gegen seine Feinde ab und wurde dabei übrigens von Martainville unterstützt, der der einzige war, der ihm ohne Hintergedanken beistand, und den man nicht in das Geheimnis der Abmachungen einweihte, die mit allerlei Scherzen nach dem Trinken oder in den Holzgalerien bei Dauriat und hinter den Kulissen zwischen den Journalisten beider Parteien, die die Kameradschaft heimlich verband, geschlossen worden waren. Wenn Lucien in das Foyer des Vaudeville kam, wurde er nicht mehr als Freund behandelt, nur die Leute seiner Partei gaben ihm die Hand, während Nathan, Hector Merlin, Théodore Gaillard, ohne sich zu genieren, mit Finot, Lousteau, Vernou und andern solchen Journalisten, die man alle gute Jungen nannte, auf vertrautem Fuße standen. In dieser Zeit war das Foyer des Vaudeville der Hauptplatz des Literaturklatsches, eine Art Boudoir, in dem Leute aller Parteien, Politiker und Beamte, verkehrten. Wenn in irgendeinem amtlichen Bureau der Präsident einem untergebenen Kollegen gegenüber den Tadel ausgesprochen hatte, er lasse seinen Talar hinter den Kulissen eines Theaters schleifen, so traf es sich wohl, daß sein Talar mit dem des Getadelten im Foyer des Vaudeville zusammentraf. Lousteau reichte dort schließlich Nathan die Hand. Finot kam fast jeden Abend hin. Wenn Lucien Zeit hatte, ging er hin, um die Stimmung seiner Gegner kennen zu lernen, und der unglückliche junge Mann mußte stets eine unversöhnliche Kälte an ihnen bemerken.

Zu jener Zeit erzeugte der Parteigeist viel ernsthaftere Gehässigkeiten als heutzutage. Heutzutage hat sich schließlich alles in dem Getriebe durch eine zu große Anspannung der Federn gemildert. Heutzutage reicht die

Kritik einem Manne, dessen Buch sie auf ihrem Altar geopfert hat, die Hand. Das Opfer muß den Opferer umarmen, wenn er nicht die Spießbruten des Spottes laufen will. Wenn ein Schriftsteller nicht so verfährt, kommt er in den Ruf der Unliebenswürdigkeit, wird er ein unverträglicher Mensch, ein krasser Egoist, ein unzugänglicher, gehässiger, nachtragender Kerl genannt. Hat heutzutage ein Schriftsteller die Stiche des verräterischen Dolches in den Rücken bekommen, ist er den Netzen, die mit niederträchtiger Heuchelei gestellt worden sind, entronnen, ist er der schlimmsten Behandlung ausgesetzt gewesen, dann muß er zusehen und stillhalten, wenn seine Mörder ihm guten Tag sagen, Anspruch auf seine Achtung, sogar auf seine Freundschaft machen. Alles wird in einer Zeit, wo man die Tugend in Laster verwandelt, wie man gewisse Laster zu Tugenden erhoben hat, entschuldigt und gerechtfertigt. Die Kameradschaft ist von allen Freiheiten die geheiligteste geworden. Politische Führer, die einander schroff gegenüberstehen, sprechen zueinander in Worten ohne Schärfe oder mit höflichen Spitzen. In jener Zeit erforderte es, vielleicht erinnert sich der eine oder der andere noch daran, für manche royalistische und für manche liberale Schriftsteller Mut, sich im selben Theater zu treffen. Man konnte die gehässigsten Herausforderungen zu hören bekommen. Die Blicke waren geladen wie Pistolen, der geringste Funke konnte das Losplatzen eines heftigen Streites herbeiführen. Wer hat nicht seinen Nachbarn in Verwünschungen ausbrechen hören, wenn einige Männer eintraten, die den Angriffen einer der beiden Parteien besonders ausgesetzt waren? Es gab damals nur zwei Parteien, die Royalisten und die Liberalen, die Romantiker und die Klassiker, das war beides derselbe Haß unter zwei verschiedenen Formen, ein Haß, angesichts dessen man die Schafotte der Konventszeit begriff. Lucien.

der sich aus dem Liberalen und fanatischen Voltairianer, der er anfangs gewesen war, in einen wütenden Royalisten und Romantiker verwandelt hatte, stand also unter dem Gewicht der Feindseligkeit, das über dem Kopf des Mannes hing, der von den Liberalen der Zeit am meisten verabscheut wurde, über dem Kopf von Martainville, der der einzige war, der ihn verteidigte und liebte. Dieses Zusammenhalten schädigte Lucien. Die Parteien sind gegen ihre vorgeschobenen Posten undankbar. Sie nennen sie oft sentimental ihre ‚verlorenen Kinder‘, aber sie geben sie mit Willen preis. Insbesondere in der Politik müssen die, die sich durchsetzen wollen, sich zur Hauptmasse der Armee halten. Das Böartigste, was die kleinen Blätter taten, war, Lucien und Martainville zusammenzukoppeln. Der Liberalismus warf sie einander in die Arme. Diese angebliche oder wirkliche Freundschaft trug ihnen gallige Artikel ein, die Félicien geschrieben hatte, der über die Erfolge, die Lucien in der vornehmen Gesellschaft errang, verzweifelt war und, wie alle früheren Kameraden des Dichters, an seine demnächst bevorstehende Erhebung in den Adelstand glaubte. Der angebliche Verrat des Dichters wurde jetzt noch viel schlimmer hingestellt und mit sehr erschwerenden Umständen ausgeschmückt. Lucien wurde der kleine Judas und Martainville der große Judas genannt, denn Martainville wurde mit Recht oder mit Unrecht beschuldigt, er hätte im Krieg den feindlichen Armeen die Brücke von Pecq ausgeliefert. Lucien machte des Lupeaulx gegenüber lachend den Scherz, was ihn angehe, habe er ohne Zweifel die Eselsbrücke geliefert. Luciens üppiges Leben, obwohl es hohl und auf Hoffnungen gegründet war, empörte seine Freunde, die ihm weder seine Equipage verziehen, denn für sie fuhr er noch immer in ihr, noch den Glanz seiner Wohnung in der Rue de Vendôme. Alle fühlten instinktiv, daß ein

Mann, der jung, schön, geistvoll und von ihnen verdorben war, es weit bringen mußte; daher waren ihnen alle Mittel gut genug, um ihn zu stürzen.

Einige Tage vor dem ersten Auftreten Coralies im Gymnase ging Lucien Arm in Arm mit Hector Merlin im Foyer des Vaudeville auf und ab. Merlin schalt seinen Freund aus, daß er Nathan in der Sache mit Florine beigestanden hätte.

„Sie haben sich Lousteau und Nathan beide zu Todfeinden gemacht. Ich hatte Ihnen gute Ratschläge gegeben, Sie haben sie aber nicht benutzt. Sie sind mit dem Lob verschwenderisch gewesen und haben Wohltaten um sich gestreut; Sie werden für Ihre guten Taten grausam bestraft werden. Florine und Coralie werden auf derselben Bühne nie gut miteinander auskommen: die eine wird immer die andere übertreffen wollen. Sie haben nur unsere Zeitungen, die für Coralie eintreten können; Nathan verfügt außer dem Vorteil, den ihm sein Beruf als Verfasser von Stücken verschafft, in Theaterangelegenheiten über die liberalen Zeitungen, und er steht viel länger im Journalismus als Sie.“

Diese Worte sprachen Luciens geheime Befürchtungen aus, denn er fand weder bei Nathan noch bei Gaillard die offene Freundschaft, auf die er Anspruch zu haben glaubte; aber er konnte sich nicht beklagen, er war ja erst so neu bekehrt! Gaillard ließ das Lucien deutlich fühlen, er sagte ihm, die Neulinge müßten lange Zeit hindurch Pfänder geben, ehe ihre Partei ihnen ganz trauen könnte. Der Dichter stieß in den Redaktionen der royalistischen und ministeriellen Zeitungen auf eine Eifersucht, an die er nie gedacht hatte, auf jene nämlich, die zwischen allen Menschen ausbricht, wenn es irgendeine Pastete zu teilen gibt: sie werden dann alle zu Hunden, die sich um einen Knochen streiten, sie geben dasselbe Knurren von

sich, nehmen dieselbe Stellung ein und offenbaren denselben Charakter. Diese Schriftsteller spielten einander im geheimen tausend schlimme Streiche, um sich gegenseitig in den Augen der Machthaber zu schaden; jeder beschuldigte den andern, er wäre lau, und sie nahmen zu den niederträchtigsten Manövern ihre Zuflucht, um sich eines Konkurrenten zu entledigen. Die Liberalen hatten keine solchen Gründe zu inneren Kämpfen, da sie von der Macht und ihren Annehmlichkeiten weit entfernt waren. Lucien hatte angesichts dieses unentwirrbaren Netzes von ehrgeizigen Manövern weder den Mut, das Schwert zu ziehen und den Knoten zu zerhauen, noch die Geduld, ihn allmählich aufzulösen; er konnte weder der Aretino noch der Beaumarchais noch der Fréron seiner Zeit sein. In ihm lebte jetzt nur der einzige Wunsch: seine Ordonnanz zu haben; denn er sah ein, daß diese Standeserhebung ihm auch zu einer glänzenden Heirat verhelfen würde. Sein Glück würde dann nur noch von einem Zufall abhängen, zu dem ihm seine Schönheit verhelfen würde. Lousteau, der ihm so viel Vertrauen gezeigt hatte, kannte sein Geheimnis, und der Journalist wußte also, wo der Dichter von Angoulême tödlich zu treffen war; und so hatte Etienne Lucien an dem Tag, wo Merlin mit ihm im Vaudeville auf und ab ging, eine schreckliche Schlinge gelegt, worin dieser Knabe sich fangen und zugrunde gehen mußte.

„Da ist ja unser schöner Lucien,“ sagte Finot und trat mit des Lupeaulx heran. Er plauderte mit ihm, während Lucien, dessen Hand er mit täuschend nachgeahmter Freundschaftlichkeit drückte, dabei stand. „Ich kenne kein Beispiel eines so schnellen Glückes, wie er es gemacht hat,“ sagte er und blickte abwechselnd Lucien und den vortragenden Rat an. „In Paris gibt es zweierlei Glück: das materielle Glück, das Geld, das jeder an sich reißen kann, und das moralische Glück, die Beziehungen, die Stellung,

der Zutritt in eine gewisse Welt, die für manche Personen, mag ihr materielles Vermögen noch so groß sein, verschlossen ist, und mein Freund...“ „Unser Freund,“ sagte des Lupeaulx und warf Lucien einen liebevollen Blick zu. „Unser Freund“, fuhr Finot fort und tätschelte zärtlich die Hand Luciens, „hat in dieser Hinsicht ein glänzendes Glück gehabt. Es ist wahr, Lucien ist begabter und geistvoller als alle seine Neider, und überdies ist er im Besitz einer köstlichen Schönheit; seine alten Freunde verzeihen ihm seine Erfolge nicht, sie sagen, er habe Glück gehabt.“ „Glück dieser Art“, sagte des Lupeaulx, „kommt nie zu den Dummköpfen oder den Unfähigen. Wie? Kann man die Laufbahn Bonapartes Glück nennen? Zwanzig kommandierende Generale standen über ihm, die die italienische Armee hätten befehligen können, wie es in diesem Augenblick hundert junge Leute gibt, die bei Fräulein des Touches Erfolg haben möchten, die man in der vornehmen Welt schon als Ihre künftige Frau bezeichnet, lieber Freund!“ sagte des Lupeaulx und klopfte Lucien auf die Schulter. „Oh! Sie stehen in großer Gunst. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und die Frau von Montcornet sind ganz verliebt in Sie. Sind Sie nicht heute abend auf der Soiree von Madame Firmiani und morgen auf dem Rout der Herzogin von Grandlieu?“ „O ja,“ erwiderte Lucien. „Gestatten Sie mir, Ihnen einen jungen Bankier, Herrn du Tillet, vorzustellen, er ist Ihrer wert, er hat es in kurzer Zeit zu einem großen Vermögen gebracht.“

Lucien und du Tillet begrüßten sich, unterhielten sich miteinander und der Bankier lud Lucien zum Diner ein. Finot und des Lupeaulx, die beide gleich schlau waren und sich lange genug kannten, um immer Freunde zu bleiben, schienen ihre begonnene Unterhaltung fortzusetzen; sie überließen Lucien, Merlin, du Tillet und Nathan

ihrem Geplauder und setzten sich auf einen der Diwane, die im Foyer des Vaudeville standen.

„Hören Sie, lieber Freund,“ sagte Finot zu des Lupeaulx, „sagen Sie mir die Wahrheit! Wird Lucien ernsthaft protegirt? Denn er ist der Feind aller meiner Mitarbeiter geworden; und ehe ich ihre Verschwörung begünstige, wollte ich mich mit Ihnen beraten, um zu hören, ob es nicht besser ist, sie zu vereiteln und ihm zu nützen.“

Hier sahen sich der vortragende Rat und Finot in einer kleinen Pause mit einem tiefen Blick an.

„Wie, lieber Freund,“ erwiderte des Lupeaulx, „können Sie glauben, daß die Marquise d'Espard, Châtelet und Frau von Bargeton, die den Baron zum Präfekten der Charente und zum Grafen gemacht hat, um im Triumph nach Angoulême zurückzukehren, Lucien seine Angriffe verzeihen werden? Sie haben ihn zur royalistischen Partei gebracht, um ihn zu vernichten. Jetzt suchen sie alle Gründe, damit man dem Knaben verweigern kann, was man ihm versprochen hat. Finden Sie welche! Dann werden Sie den beiden Damen einen wichtigen Dienst geleistet haben: früher oder später werden sie sich daran erinnern. Ich bin im Vertrauen dieser beiden Damen, sie hassen dieses Kerlchen in einem Maße, das mich überrascht hat. Dieser Lucien hätte seine grausamste Feindin, Frau von Bargeton, loswerden können, wenn er seine Angriffe so lange fortgesetzt hätte, bis sie seinen Bedingungen gefügig gewesen wäre; alle Frauen erfüllen sie gerne, Sie verstehen doch? Er ist schön, er ist jung, er hätte diesen Haß in einem Strom von Liebe ertränkt, er wäre Graf von Rubempré geworden, sein Stockfisch hätte ihm eine Stelle im Haushalt des Königs und Sinekuren verschafft! Lucien wäre ein reizender Vorleser für Ludwig XVIII. Er hätte irgendwo Bibliothekar, ein amüsanter vortragender Rat, Direktor irgendwelcher Hofbelustigungen werden können. Der Narr hat

die Gelegenheit verpaßt. Vielleicht ist es das, was man ihm nicht verzeiht. Er hat keine Bedingungen gestellt, er hat welche angenommen. An dem Tage, wo Lucien sich von dem Versprechen der Ordonnanz fangen ließ, hat der Baron Châtelet einen guten Tag gehabt. Coralie hat den Knaben zugrunde gerichtet. Hätte er nicht die Schauspielerin zur Geliebten gehabt, dann hätte er seinen alten Stockfisch wieder haben wollen und hätte ihn bekommen.“ „Dann können wir mit ihm fertig werden,“ sagte Finot. „Durch welches Mittel?“ fragte des Lupeaulx, der sich durch diesen Dienst bei der Marquise d'Espard in Gunst setzen wollte, nachlässig. „Er hat einen Vertrag, der ihn zwingt, an dem Blättchen Lousteaus mitzuarbeiten; wir werden ihn um so leichter dazu bringen, Artikel zu liefern, da er keinen roten Heller hat. Wenn der Justizminister sich von einem boshafteu Spottartikel getroffen fühlt und man ihm beweist, Lucien habe ihn verfaßt, wird er ihn für einen Menschen ansehen, der der Güte des Königs unwürdig ist. Damit dieser große Mann aus der Provinz noch ein bißchen den Kopf verliert, haben wir den Sturz Coralies vorbereitet: seine Geliebte wird ausgezischt werden und keine Rollen bekommen. Wenn erst die Ordonnanz ins Endlose vertagt ist, verspotten wir unser Opfer wegen seiner Aristokratenansprüche, sprechen von seiner Mutter, die Hebamme ist, und von seinem Vater, der Apotheker war. Luciens Mut sitzt nur auf der Haut. Er wird vernichtet sein, und wir schicken ihn hin, wo er hergekommen ist. Nathan hat durch Florine zustande gebracht, daß ich den Sechstelanteil der Zeitschrift, den Matifat besaß, in die Hände bekam, ich habe den Anteil des Papierhändlers kaufen können, ich bin jetzt allein mit Dauriat; wir, Sie und ich, können uns verständigen, damit dieses Blatt sich dem Hof zur Verfügung stellt. Ich habe Florine und Nathan nur unter der Bedingung unterstützt, daß ich

mein Sechstel wiederbekomme, sie haben es mir verkauft, ich muß ihnen dienen; aber zuvor wollte ich über Luciens Aussichten Gewißheit haben . . .“ „Sie verdienen Ihren Namen,“ sagte des Lupeaulx lachend. „Aber ich liebe Menschen Ihrer Art...“ „Können Sie also Florine ein endgültiges Engagement verschaffen?“ fragte Finot den vortragenden Rat. „Ja, aber schaffen Sie uns Lucien vom Halse, denn Rastignac und Marsay wollen seinen Namen nicht mehr hören.“ „Da können Sie ruhig schlafen,“ sagte Finot. „Nathan und Merlin werden immer Artikel haben, deren Aufnahme Gaillard versprochen hat, Lucien wird nicht eine Zeile unterbringen können, und wir schneiden ihm so den Unterhalt ab. Er wird nur das Blatt von Martainville haben, um sich und Coralie zu verteidigen: ein Blatt gegen alle, da ist kein Widerstand möglich.“ „Ich werde Ihnen mitteilen, an welchen Stellen der Minister empfindlich ist; aber Sie müssen mir das Manuskript des Artikels liefern, zu dem Sie Lucien bringen,“ erwiderte des Lupeaulx, der sich hütete, Finot zu sagen, daß die Ordonnanz Lucien nie im Ernst versprochen worden war.

Des Lupeaulx verließ das Foyer. Finot trat wieder zu Lucien und setzte ihm in dem gutmütigen Ton, von dem sich so viele Menschen fangen lassen, auseinander, wieso er nicht auf die Mitarbeit, die Lucien ihm schuldig war, verzichten könnte. Finot wies den Gedanken an einen Prozeß, der die Hoffnungen, die sein Freund auf die royalistische Partei setzte, zerstören würde, weit von sich. Finot liebte die Männer, die stark genug waren, um kühn ihre Meinung zu ändern. Würden nicht Lucien und er sich noch oft im Leben treffen, könnten sie sich nicht noch tausend kleine Dienste erweisen? Lucien brauchte einen sichern Mann in der liberalen Partei, um die Ministeriellen oder die Ultras angreifen zu lassen, die sich weigerten, ihm zu dienen.

„Wenn man Sie zum besten hat, was wollen Sie dann tun?“ sagte Finot schließlich. „Wenn irgendein Minister glaubt, er halte Sie an der Halfter Ihres Renegatentums fest, Sie nicht mehr fürchtet und Sie zurückweist, tut es dann nicht not, daß Sie ein paar Hunde haben, die ihn in die Waden beißen? Mit Lousteau sind Sie tödlich verfeindet, er verlangt Ihren Kopf. Félicien und Sie sprechen nicht mehr zusammen. Ich allein bin Ihnen geblieben! Es ist eines der Gesetze meines Berufs, mit wahrhaft starken Männern in gutem Einvernehmen zu sein. Sie können mir in der vornehmen Welt, in die Sie gehen, die Dienste vergelten, die ich Ihnen in der Presse erweise. Aber das Geschäft geht vor allem! Schicken Sie mir rein literarische Artikel, die werden Sie nicht kompromittieren, und Sie müssen Ihren Verpflichtungen nachkommen.“

Lucien sah in diesen Worten Finots, dessen schmeichelhafte Reden ebenso wie die von des Lupeaulx ihn in gute Laune versetzt hatten, nur ein Gemisch aus Freundschaft und kluger Berechnung: er dankte Finot!

Im Leben der Ehrgeizigen und aller derer, die nur mit Hilfe der Menschen und der Dinge durch einen mehr oder weniger gut berechneten, befolgten und aufrechterhaltenen Plan ans Ziel gelangen können, kommt immer ein grausamer Augenblick, wo irgendeine Macht ihnen schwere Prüfungen auferlegt: alles schlägt mit einemmal fehl, auf allen Seiten reißen die Fäden oder verwirren sich, es geht überall unglücklich. Wenn einer in diesem moralischen Zusammenbruch den Kopf verliert, ist er verloren. Die Männer, die dieser ersten Auflehnung der Umstände Widerstand zu leisten verstehen, die dem Unwetter trotzen und es vorüberziehen lassen, die sich retten und mit gewaltigen Anstrengungen in die oberen Sphären klettern, sind die wahrhaft starken Männer. So hat jeder, wenn er nicht reich geboren ist, was man seine Schicksalswoche nennen muß.

Für Napoleon war diese Woche der Rückzug von Moskau. Jetzt war dieser Augenblick für Lucien gekommen. Alles war einander in der großen Welt und in der Literatur zu glücklich gefolgt; er war zu glücklich gewesen, er mußte sehen, wie die Menschen und die Dinge sich gegen ihn wandten. Der erste Schmerz war der lebhafteste und grausamste von allen, er traf ihn da, wo er sich unverwundbar geglaubt hatte, in seinem Herzen und seiner Liebe. Coralie besaß keinen Geist; aber sie hatte eine schöne Seele und besaß die Gabe, sie mit der Kunst der Verkörperung, die die große Schauspielerin ausmacht, nach außen zu bringen. Diese seltsame Erscheinung ist, solange sie nicht durch lange Übung zu einer Art Gewohnheit geworden ist, den Launen der Natur und oft einer wunderschönen Scham unterworfen, die in den Schauspielerinnen, solange sie noch jung sind, oft getroffen wird. Coralie, die innerlich unschuldig und schüchtern, nach außen keck und leichtfertig war, wie es eine Schauspielerin sein muß, erlebte jetzt, wo die Liebe dazukam, einen Rückschlag ihres Frauenherzens auf ihre Komödiantenmaske. Die Kunst, die Gefühle wiederzugeben, diese himmlische Falschheit und Verstellungskunst, hatte in ihr noch nicht über die Natur gesiegt. Sie schämte sich, dem Publikum zu geben, was nur der Liebe gehörte. Dann hatte sie eine Schwäche, die bei innerlich wahrhaften Frauen natürlich ist. Obwohl sie wußte, daß sie dazu berufen war, souverän auf der Bühne zu herrschen, hatte sie das Bedürfnis nach Erfolg. Sie war unfähig, einer Zuschauermenge zu trotzen, die ihr nicht willig folgte; sie zitterte immer, wenn sie die Bühne betrat, und dann konnte sie die Kälte des Publikums wie zu Stein machen. Dieses schreckliche Gefühl bewirkte es, daß für sie jede neue Rolle ein neues Debüt war. Der Beifall versetzte sie in eine Art Rausch, den ihre Eigenliebe nicht brauchte, der aber ihrem Mut unentbehrlich war; ein

Murren der Unzufriedenheit oder das Schweigen eines kalten Publikums nahm ihr ihre Mittel; ein voller, aufmerksamer Zuschauerraum, bewundernde, wohlwollende Blicke elektrisierten sie; sie stand dann in Verbindung mit den edeln Eigenschaften all dieser Herzen und fühlte die Macht in sich, sie zu erheben, sie zu bewegen. Diese doppelte Wirkung zeugte von der Kraft ihrer Natur und ihrer genialen Anlage, verriet aber zugleich, wie zart und gebrechlich das arme Kind war. Lucien hatte schließlich die Schätze, die dieses Herz barg, erkannt, er hatte gemerkt, wie sehr seine Geliebte noch ein junges Mädchen war. Coralie war nicht tauglich zu den Falschheiten des Schauspielerdaseins und konnte sich gegen die Ränke und Kulissenmanöver, deren sich Florine bediente, nicht schützen. Diese war ein ebenso gefährliches und verderbtes Mädchen, wie ihre Freundin schlicht und edelmütig war. Die Rollen mußten Coralie aufsuchen; sie war zu stolz, bei den Autoren zu betteln und sich ihren ehrlosen Bedingungen zu fügen, sich dem ersten besten Journalisten hinzugeben, der sie mit seiner Liebe und seiner Feder bedrohte. Das Talent, das in dieser außergewöhnlichen Kunst, der Schauspielkunst, schon sehr selten geworden ist, ist nur eine der Bedingungen des Erfolges; das Talent ist sogar lange schädlich, wenn es nicht von einer gewissen Begabung zur Intrige begleitet ist, die Coralie völlig fehlte. Lucien sah voraus, was für schlimme Dinge seine Freundin bei ihrem ersten Auftreten im Gymnase erwarteten, und wollte ihr um jeden Preis einen Sieg verschaffen. Das Geld, das von den verkauften Möbeln übrig geblieben war, und was Lucien verdient hatte, war alles für die Kostüme, für die Einrichtung des Ankleidezimmers, für alle Kosten eines Debüts draufgegangen. Einige Tage, bevor Coralie auftreten sollte, entschloß sich Lucien aus Liebe zu ihr zu einem demütigenden Schritt: er nahm die Wechsel von Fendant & Cavalier, begab sich in die Rue des

Bourdonnais, in das Seidenhaus zum Cocon d'or, um Camusot vorzuschlagen, sie ihm zu diskontieren. Der Dichter war noch nicht so verdorben, daß er sich zu diesem Gang kalten Blutes entschließen konnte. Er stand unterwegs bittere Schmerzen aus, bei jedem Schritt bestürmten ihn schreckliche Gedanken, und er sagte sich abwechselnd: „Ja! — Nein!“ Aber trotzdem war er schließlich in dem kleinen, frostigen, geschwärzten, von einem innern Hof aus erleuchteten Kontor angekommen, in dem in ernster Würde nicht mehr der Liebhaber Coralies, der Verschwender, der Taugenichts, der lustige, ungläubige Camusot saß, den er gekannt hatte, sondern der ernsthafte Familienvater, der Kaufmann, der voller Listen und Tugenden war, der die Maske der würdevollen Haltung eines Handelsrichters trug und die kühle Gelassenheit des Chefs eines Handelshauses an sich hatte, der von Kommiss, von Regalen, von grünen Schachteln, von Rechnungen und Musterkarten umgeben war, dem überdies die Gesellschaft seiner Frau und einer sehr schlicht gekleideten Tochter nicht fehlte. Lucien zitterte von Kopf bis zu Fuß, als er auf ihn zutrat; denn der ehrenwerte Kaufmann warf ihm den Blick hochmütiger Gleichgültigkeit zu, den er schon in den Augen der Diskontierer gesehen hatte.

„Ich habe hier Wechsel, ich wäre Ihnen tausend Dank schuldig, wenn Sie sie mir abnehmen wollten, Herr Camusot,“ sagte er. Er stand neben dem Kaufmann, der an seinem Pulte saß. „Sie haben mir etwas abgenommen,“ versetzte Camusot, „ich habe es nicht vergessen.“

Lucien erklärte jetzt mit leiser Stimme die Lage Coralies, er flüsterte dem Seidenhändler ins Ohr, und dieser konnte das Herzklopfen des gedemütigten Dichters vernehmen. Camusot war nicht gemeint, daß Coralie eine Niederlage erleiden sollte. Während er zuhörte, besah sich der Kaufmann die Unterschriften auf den Wechseln und lächelte;

als Handelsrichter kannte er die Lage dieser beiden Buchhändler. Er gab Lucien viertausendfünfhundert Franken, machte aber die Bedingung, daß Lucien in seinem Indossament die Worte schrieb: ‚Wert in Seidenwaren empfangen‘. Lucien ging schnurstracks zu Braulard und erledigte mit ihm alles sehr gut, so daß Coralie einen schönen Erfolg erwarten durfte. Braulard versprach, zur Generalprobe zu kommen, und tat es auch, um die Stellen auszumachen, wo seine Garde ihre Schlägel, die aus Fleisch und Knochen bestanden, rühren und den Erfolg herbeiführen sollten. Lucien übergab Coralie den Rest seines Geldes, verbarg ihr aber den Schritt, den er bei Camusot getan hatte; er beruhigte die Aufregung der Schauspielerin und Berenices, die vor lauter Unruhe schon nicht mehr den Haushalt besorgen konnten. Martainville, der zu den Menschen der Zeit gehörte, die am meisten vom Theater verstanden, war ein paarmal gekommen, um mit Coralie ihre Rolle durchzugehen. Lucien hatte von mehreren royalistischen Redakteuren das Versprechen günstiger Artikel erhalten, er konnte also nichts Böses befürchten. Am Tage vor dem ersten Auftreten Coralies geschah etwas, was für Lucien schlimm war. D’Arthez’ Buch war erschienen. Der Chefredakteur des Blattes von Hector Merlin gab das Werk Lucien, da man ihn für den Besten hielt, der darüber berichten konnte: er verdankte seinen verhängnisvollen Ruf auf diesem Gebiete den Artikeln, die er über Nathan geschrieben hatte. Es waren eine Menge Menschen auf der Redaktion, alle Mitarbeiter waren da. Martainville war auch gekommen: es war beschlossen worden, die royalistischen Zeitungen sollten gegen die liberalen Blätter auf der ganzen Linie den Kampf eröffnen, und er wollte sich über einen bestimmten Punkt verständigen. Nathan, Merlin, alle Mitarbeiter des ‚Réveil‘ sprachen über den Einfluß des halbwochentlich

erscheinenden Blattes von Léon Giraud, der um so verderblicher war, als seine Sprache klug, vorsichtig und gemäßigt war. Man fing an, von dem Zirkel der Rue des Quatre-Vents zu sprechen, man nannte ihn einen Konvent. Es war beschlossen worden, daß die royalistischen Zeitungen einen systematischen Kampf auf Leben und Tod gegen diese gefährlichen Gegner führen sollten, die in der Tat den Anstoß zur Begründung der Partei der Doktrinäre gaben, dieser verhängnisvollen Sekte, die von dem Tage an, wo die erbärmlichste Rachsucht den glänzendsten royalistischen Schriftsteller dazu gebracht hatte, sich mit ihnen zu verbünden, begann, die Bourbonen zu stürzen. D'Arthez, dessen absolutistische Anschauungen unbekannt waren, sollte das erste Opfer des Bannspruchs werden, der über den Zirkel ausgesprochen worden war. Sein Buch sollte, nach dem klassischen Worte, zerrissen werden. Lucien weigerte sich, den Artikel zu schreiben. Diese Weigerung erregte bei den angesehenen Männern der royalistischen Partei, die zu dieser Besprechung gekommen waren, das größte Ärgernis. Man erklärte Lucien rund heraus, ein Neubekehrter hätte keinen Willen; wenn es ihm nicht paßte, der Monarchie und der Religion zu dienen, dann könnte er in das Lager zurückkehren, aus dem er gekommen war. Merlin und Martainville nahmen ihn beiseite und machten ihm freundschaftlich klar, daß er Coralie dem Haß preisgab, den die liberalen Zeitungen ihr geschworen hätten, und daß sie die royalistischen und ministeriellen Blätter dann nicht mehr hätte, die für sie eintreten könnten. Die Schauspielerin würde, wenn er sich richtig benähme, ohne Zweifel Gegenstand einer hitzigen Polemik werden, die ihr den Ruhm brächte, nach dem alle Schauspielerinnen so begierig sind.

„Sie verstehen nichts davon,“ sagte Martainville zu ihm; „sie wird drei Monate lang während des Kreuzfeuers

unserer Artikel spielen und wird in den drei Monaten ihres Urlaubs in der Provinz dreißigtausend Franken verdienen. Wegen eines dieser Skrupel, die Sie, wenn Sie solche Bedenklichkeiten nicht völlig von sich abtun, immer hindern werden, ein Politiker zu sein, wollen Sie Coralie und ihre Zukunft töten und sich um Ihre Erwerbsquelle bringen.“

Lucien sah sich genötigt, zwischen d'Arthez und Coralie zu wählen: seine Geliebte war verloren, wenn er d'Arthez nicht in der großen Zeitung und im ‚Réveil‘ abwürgte. Der arme Dichter ging nach Hause; er fühlte den Tod im Herzen. Er setzte sich in seinem Zimmer an den Kamin und las dieses Buch, das zu den schönsten der modernen Literatur gehört. Er las weinend Seite um Seite, er zögerte lange, aber endlich schrieb er einen boshaften Artikel, wie er sie so gut schreiben konnte; er nahm dieses Buch her, wie die Kinder einen schönen Vogel hernehmen, um ihm die Federn auszureißen und ihn zu quälen. Seine grimmigen Späße waren dazu angetan, dem Buche zu schaden. Als er noch einmal in dem schönen Werk las, erwachten alle guten Gefühle Luciens: nachts um zwölf Uhr begab er sich auf den Weg quer durch Paris und langte vor dem Hause von d'Arthez an. Durch die Scheiben sah er den Schein des reinen Lichts, das er so oft mit der Bewunderung gesehen hatte, die die edle Energie und Ausdauer dieses wahrhaft großen Mannes verdiente; er fühlte nicht die Kraft in sich, hinaufzugehen, und blieb ein paar Augenblicke auf einem Prellstein sitzen. Endlich brachte ihn sein guter Engel dazu, daß er hinaufging. Er klopfte an und fand d'Arthez in dem kalten Zimmer, in dem kein Feuer brannte, beim Lesen.

„Was ist dir?“ fragte der junge Schriftsteller, als er Lucien sah. Er ahnte, daß nur ein großes Unglück ihn herführen konnte. „Dein Buch ist herrlich!“ rief Lucien mit Tränen in den Augen, „und sie haben mir befohlen, es anzugreifen.“ „Armer Junge, du ißt ein bitteres Brot!“ sagte

d'Arthez. „Ich bitte dich nur um eines, bewahre Schweigen über meinen Besuch und laß mich in meiner Hölle, bei dieser Tätigkeit eines Verdammten. Vielleicht kommt man nur hoch, wenn man erst an den empfindlichsten Stellen des Herzens Schwielen bekommen hat.“ „Immer derselbe,“ rief d'Arthez. „Du hältst mich für einen Feigling! Nein, d'Arthez, nein, es ist alles die Liebe.“ Und er erklärte ihm seine Lage. „Zeig den Artikel her,“ sagte d'Arthez, der von allem, was Lucien ihm von Coralie gesagt hatte, sehr ergriffen war.

Lucien gab ihm das Manuskript, d'Arthez las es und konnte ein Lächeln nicht zurückhalten. „Was für ein verhängnisvoller Mißbrauch des Geistes!“ rief er. Aber er schwieg, als er sah, wie Lucien von wahrem Schmerz ganz überwältigt im Stuhle saß.

„Willst du es mich korrigieren lassen? Ich schicke es dir morgen wieder,“ fragte er. „Späße dieser Art setzen ein Werk herab; eine ernste und gründliche Kritik ist manchmal ein Lob; ich kann deinen Artikel für dich und für mich ehrenhafter machen. Und überdies kenne ich allein meine Fehler!“ „Wenn man einen öden Berghang hinansteigt, findet man manchmal eine Frucht, mit der man den brennenden Durst stillen kann; so ist es mir mit dir!“ rief Lucien, warf sich d'Arthez in die Arme und weinte. Dann küßte er ihn auf die Stirn und sagte: „Mir ist es, als ob ich dir mein Gewissen anvertraue, damit du es mir eines Tages wiedergibst.“ „In meinen Augen ist die periodisch auftretende Reue eine große Heuchelei,“ sagte d'Arthez feierlich, „die Reue ist dann eine Prämie, die den schlechten Handlungen beigegeben wird. Unsere Seele schuldet Gott eine Reue, die jungfräulich ist; ein Mensch, der zweimal bereut, ist demnach ein heuchlerischer Schurke. Ich fürchte, du erblickst in deinen Reueanfällen immer Absolutionen.“

Diese Worte wirkten auf Lucien niederschmetternd; mit langsamen Schritten ging er nach der Rue de la Lune zurück. Am Tage darauf trug der Dichter seinen Artikel in der neuen Gestalt, in der er ihn von d'Arthez zurück- erhalten hatte, auf die Redaktion; aber von diesem Tage an zehrte eine Melancholie an ihm, die er nicht immer ver- bergen konnte. Als er am Abend den Zuschauerraum des Gymnase ausverkauft sah, empfand er die heftige Auf- regung, die ein Debüt auf der Bühne mit sich bringt, die aber bei ihm um die ganze Gewalt seiner Liebe vermehrt war. Seine ganze Eitelkeit war im Spiel, sein Blick suchte alle Gesichter zu ergründen, wie der Blick eines Angeklag- ten die Mienen der Geschwornen und Richter ergründen will; ein kleines Geräusch brachte ihn zum Zittern; ein kleiner Vorfall auf der Bühne, die Auftritte und Abgänge Coralies, die geringsten Schwankungen der Stimme mußten ihn maßlos erregen. Das Stück, in dem Coralie zum ersten- mal auftrat, war eines von denen, die durchfallen, aber sich wieder erheben, und das Stück fiel durch. Als Coralie die Bühne betrat, ertönte kein Beifall, und sie war über die Kälte des Parterre niedergeschlagen. In den Logen gab es keinen andern Beifall als den von Camusot. Vom Balkon und den Galerien aus wurde das Händeklatschen des Kauf- manns niedergezischt. Als die Claqueure an ungeschickten Stellen in allzu deutlich übertriebenen Beifall ausbrechen wollten, wurden sie von den Galerien aus zum Schweigen gebracht. Martainville klatschte tapfer, und die heuch- lerische Florine, Nathan und Merlin folgten dem Beispiel. Nachdem das Stück einmal durchgefallen war, kamen eine Menge Menschen in Coralies Ankleidezimmer, aber sie verschlimmerten das Übel durch den Trost, den sie ihr spendeten. Die Schauspielerin kam verzweifelt nach Hause, weniger um ihret- als um Luciens willen.

„Wir sind von Braulard verraten worden,“ sagte er.

Coralie bekam ein schreckliches Fieber, sie war im Innersten getroffen. Am nächsten Tage war es ihr unmöglich, zu spielen: sie sah sich in ihrer Karriere aufgehalten. Lucien verbarg ihr die Zeitungen, er las sie im Eßzimmer. Alle Berichterstatter schrieben die Niederlage des Stückes Coralie zu: sie hatte von ihren Gaben eine zu hohe Meinung gehabt; sie, die das Entzücken des Boulevardpublikums war, war am Gymnase nicht am Platz; sie war durch einen löblichen Ehrgeiz dahin gebracht worden, aber sie hatte ihre Mittel nicht in Betracht gezogen, sie hatte ihre Rolle falsch aufgefaßt. Lucien las nun Artikel über Coralie, die in derselben heuchlerischen Art abgefaßt waren, wie er über Nathan geschrieben hatte. Eine Wut, die Milons von Croton würdig gewesen wäre, als er seine Hände in der Eiche gefangen fühlte, die er selbst auseinandergerissen hatte, brach bei Lucien aus, er wurde leichenblaß: seine Freunde gaben Coralie mit wunderbar gütigen, freundlichen und teilnehmenden Worten die perfidesten Ratschläge. Man sagte ihr, sie müßte Rollen spielen, von denen die tückischen Verfasser dieser infamen Artikel wissen mußten, daß sie ihrem Talent gänzlich widerstrebten. So sah es in den royalistischen Zeitungen aus, deren Mitarbeitern ohne Frage Nathan den Ton angegeben hatte. Die liberalen Blätter und die kleinen Skandalblätter entfalteten die Perfidien und Bosheiten, die Lucien selbst oft genug geübt hatte. Coralie hörte ein paar Seufzer, sie sprang aus ihrem Bett, erblickte die Zeitungen, wollte sie sehen und las sie. Dann legte sie sich wieder ins Bett und sprach kein Wort. Florine war mit in der Verschwörung, sie hatte den Ausgang vorausgesehen und die Rolle Coralias einstudiert. Nathan war ihr dabei an die Hand gegangen. Die Direktion, die auf das Stück Wert legte, wollte Coralias Rolle Florine geben. Der Direktor suchte die arme Schauspielerin auf, die er in Tränen und sehr

niedergeschlagen antraf; aber nachdem er ihr vor Lucien gesagt hatte, Florine hätte die Rolle gelernt, und es wäre unmöglich, das Stück am Abend nicht zu geben, richtete sie sich auf und sprang aus dem Bett: „Ich werde spielen!“ schrie sie.

Sie fiel bewußtlos hin. Florine hatte also die Rolle und gründete ihren Ruhm darauf, denn sie rettete das Stück; es wurden ihr in allen Zeitungen die größten Huldigungen gebracht, und von da an wurde sie die große Schauspielerin, die die Welt kennt. Der Triumph Florinens brachte Lucien völlig außer sich.

„Diese Elende, deren Glück du begründet hast! Wenn das Gymnase will, kann es dein Engagement lösen. Ich werde Graf von Rubempré, werde reich und heirate dich.“ „Welche Torheit!“ sagte Coralie und warf ihm einen fahlen Blick zu. „Torheit!“ rief Lucien. „In einigen Tagen sollst du ein schönes Haus bewohnen, eine Equipage haben, und ich schreibe eine Rolle für dich.“ Er steckte zweitausend Franken zu sich und eilte zu Frascati. Der Unglückliche blieb dort sieben Stunden. Wahnsinnige Gier zehrte an ihm, aber sein Gesicht war kalt und ruhig. Während dieses Tages und eines Teiles der Nacht wechselten seine Chancen fortwährend: er brachte es bis zu dreißigtausend Franken und ging schließlich ohne einen Sou. Zu Hause fand er Finot vor, der auf ihn wartete, um nach seinen Artikelchen zu fragen. Lucien beging den Fehler, sich zu beklagen.

„Ja, es ist nicht alles rosig,“ erwiderte Finot; „Sie haben Ihre Schwenkung so plötzlich gemacht, daß Sie die Unterstützung der liberalen Presse verlieren mußten, die viel stärker ist als die ministerielle und royalistische Presse. Man sollte nie von einem Lager ins andere übergehen, wenn man sich nicht vorher ein gutes Bett zurechtgemacht hat, in dem man sich über die Verluste tröstet, auf die man

gefaßt sein muß; auf alle Fälle aber sucht ein kluger Mann seine Freunde auf, setzt ihnen seine Gründe auseinander und läßt sich von ihnen selbst zu seiner Apostasie raten. Sie werden seine Mitschuldigen, bedauern einen, und man trifft dann wie Nathan und Merlin mit seinen Kollegen die Verabredung, sich gegenseitige Dienste zu leisten. Die Wölfe fressen sich nicht untereinander. Sie sind in dieser Sache mit der Unschuld eines Lammes vorgegangen. Sie werden genötigt sein, Ihrer neuen Partei die Zähne zu zeigen, wenn Sie Vorteil aus ihr ziehen wollen. So wie die Dinge jetzt stehen, hat man Sie selbstverständlich Nathan geopfert. Ich will Ihnen nicht verhehlen, wie groß der Lärm, die Entrüstung und das Geschrei über Ihren Artikel gegen d'Arthez ist. Marat ist ein Heiliger gegen Sie. Es bereiten sich heftige Angriffe gegen Sie vor, Ihr Buch wird auf der Strecke bleiben. Wie steht es mit Ihrem Roman?“ „Hier sind die letzten Druckbogen,“ sagte er und zeigte auf ein Paket Korrekturen. „Man schreibt Ihnen die nichtgezeichneten Artikel in den Blättern der Ministeriellen und Ultras gegen diesen kleinen d'Arthez zu. Jetzt richten sich alle Tage die Nadelstiche des ‚Réveil‘ gegen die Männer von der Rue des Quatre-Vents, und die Bosheiten sind um so stärker, weil sie witzig sind. Es steht eine ganze ernsthafte politische Richtung hinter dem Blatt von Léon Giraud, eine Richtung, der früher oder später die Macht zufallen wird.“ „Ich habe seit acht Tagen keinen Fuß in die Redaktion des ‚Réveil‘ gesetzt.“ „Nun, schön also. Denken Sie an meine kleinen Artikelchen. Machen Sie gleich fünfzig, ich zahle sie Ihnen alle auf einmal; aber schreiben Sie in der Farbe des Blattes.“

Und Finot gab Lucien in lässigem Tone den Stoff zu einem Spottartikel gegen den Justizminister und erzählte ihm eine angebliche Anekdote, die, wie er sagte, in den Salons erzählt wurde.

Um seinen Spielverlust wieder zu ersetzen, fand Lucien trotz seiner Entkräftung Schwung, Jugendkraft und Witz und verfaßte dreißig Artikel von je zwei Spalten. Als er damit fertig war, ging Lucien zu Dauriat, wo er sicher war, Finot zu treffen, dem er die Artikel heimlich übergeben wollte; überdies fand er es nötig, den Buchhändler über die Nichtveröffentlichung der ‚Margueriten‘ zu einer Erklärung zu bringen. Der Laden war gefüllt mit seinen Feinden. Als er eintrat, entstand ein völliges Schweigen, die Unterhaltungen stockten. Als Lucien sich so in den journalistischen Bann getan sah, fühlte er doppelten Mut in sich, und er sagte wie in der Allee des Luxembourg zu sich selbst: ‚Ich werde siegen!‘

Dauriat war weder gönnerhaft noch freundlich, er zeigte sich spöttisch und zog sich hinter sein Recht zurück: er würde die ‚Margueriten‘ erscheinen lassen, wann er wollte, er wollte abwarten, bis Lucien sich eine Stellung geschaffen hätte, er hätte das unbeschränkte Eigentum erworben. Als Lucien einwandte, Dauriat wäre durch die Natur des Kontrakts und die Eigenschaft der Vertragschließenden verpflichtet, seine ‚Margueriten‘ zu veröffentlichen, behauptete der Verleger das Gegenteil und sagte, daß er juristisch nicht zu einem Geschäft verpflichtet sein könnte, das er für schlecht hielte, er allein müßte über den günstigen Zeitpunkt entscheiden. Es gäbe übrigens eine Lösung, gegen die kein Gerichtshof der Welt etwas einwenden könnte: es stünde Lucien frei, die tausend Taler wiederzugeben, sein Werk wieder in Empfang zu nehmen und es von einem royalistischen Verleger herausbringen zu lassen.

Lucien ging, er ärgerte sich mehr über den ruhigen Ton, den Dauriat angeschlagen hatte, als über sein aristokratisches Protzen bei ihrem ersten Zusammentreffen. Die ‚Margueriten‘ sollten also ohne Zweifel erst in dem Augenblick veröffentlicht werden, in dem Lucien die Hilfstruppen

einer mächtigen Clique für sich hatte oder von sich aus mächtig genug geworden war. Der Dichter ging langsam nach Hause; es war eine Mutlosigkeit über ihn gekommen, die ihn zum Selbstmord gebracht hätte, wenn die Tat dem Gedanken gefolgt wäre. Coralie lag blaß und leidend im Bett.

„Eine Rolle, in der sie stirbt,“ sagte Berenice zu Lucien, während er sich umkleidete, um in die Rue du Montblanc zu Fräulein des Touches zu gehen, die eine große Abendgesellschaft gab, in der er des Lupeaulx, Vignon, Blondet, die Marquise d'Espard und Frau von Bargeton treffen sollte.

Der Abend fand zu Ehren von Conti, dem großen Komponisten, der eine der berühmtesten Stimmen besaß, und für die Cinti, die Pasta, Garcia, Levasseur und zwei oder drei berühmte Sängerinnen der Gesellschaft statt. Lucien schob sich langsam bis zu der Stelle, wo die Marquise, ihre Cousine und Frau von Montcornet saßen. Der unglückliche junge Mann nahm eine leichte, glückliche, zufriedene Miene an; er scherzte, zeigte sich wie in den Tagen seines Glanzes, es sollte nicht so scheinen, als ob er die Welt brauchte. Er verbreitete sich über die Dienste, die er der royalistischen Partei erwies, und führte zum Beweis dessen das haßerfüllte Geschrei an, das die Liberalen ausstießen.

„Sie werden reichlich dafür belohnt werden, lieber Freund,“ sagte Frau von Bargeton zu ihm und lächelte ihn holdselig an. „Gehen Sie übermorgen mit dem Reiher und des Lupeaulx in das Kanzleramt, Sie finden dort Ihre Ordonnanz mit der Unterschrift des Königs. Der Justizminister trägt sie morgen ins Schloß; aber es findet Ministerrat statt, er wird spät zurückkommen: trotzdem werde ich, wenn ich das Resultat am Abend erfahre, zu Ihnen schicken. Wo wohnen Sie?“ „Ich werde kommen,“ antwortete Lucien, der sich schämte, zu gestehen, daß er in

der Rue de la Lune wohnte. „Die Herzoge von Lenoncourt und Navarreins haben dem König von Ihnen gesprochen,“ setzte die Marquise hinzu, „sie haben von Ihnen gerühmt, daß Sie eine der aufopferungsvollen Naturen sind, die eine glänzende Belohnung verdienen, und daß Sie dann erst recht die Verfolgungen der liberalen Partei vergelten werden. Überdies wird der Name und der Titel der Rubempré, auf den Sie durch Ihre Mutter Anspruch haben, durch Sie berühmt werden. Der König hat am Abend Seiner Herrlichkeit gesagt, es sollte ihm eine Ordonnanz vorgelegt werden, kraft deren Herr Lucien Chardon befugt sein sollte, den Namen und Titel der Grafen von Rubempré in seiner Eigenschaft als Enkel von Mutterseite des letzten Grafen zu tragen. Meine Cousine hatte sich zum Glück Ihres Sonetts über die Lilie erinnert und hatte es dem Herzog mitgegeben, und das hat dem König besonders wohlgefallen.“

Lucien war so überströmend glücklich, daß eine Frau, die weniger tief gekränkt war als Louise d'Espard von Nègrepelisse, hätte gerührt werden müssen. Je schöner Lucien war, um so mehr verlangte sie nach Rache. Des Lupeaulx hatte recht, es fehlte Lucien an Spürsinn: er ahnte nicht, daß die Ordonnanz, von der man ihm sprach, nur eine Erfindung von der Art war, wie die Marquise d'Espard sie gerne machte. Er war durch diesen Erfolg und durch die schmeichelhafte Auszeichnung, die ihm Fräulein des Touches bezeugte, kühn geworden und blieb bis zwei Uhr morgens da, um mit ihr noch unter vier Augen sprechen zu können. Lucien hatte auf den Redaktionen der royalistischen Zeitungen gehört, Fräulein des Touches wäre die ungenannte Mitarbeiterin an einem Stück, in dem das große Wunder der Zeit, die kleine Fay, auftreten sollte. Als die Salons leer waren, geleitete er Fräulein des Touches zu einem Sofa in ihrem Boudoir

und erzählte ihr Coralies und sein Unglück auf eine so rührende Weise, daß dieses berühmte Mannweib ihm versprach, sie wollte die führende Rolle Coralie geben.

Am Tage nach dieser Gesellschaft las Lucien, als er mit Coralie, die über das Versprechen des Fräulein des Touches glücklich und wieder ins Leben zurückgekehrt war, beim Frühstück saß, das Blatt Lousteaus, in dem der boshafte Bericht über die Anekdote stand, die über den Justizminister und seine Frau erfunden worden war. Die schwärzeste Bosheit verbarg sich darin unter dem schneidendsten Witz. Der König Ludwig XVIII. spielte darin eine Rolle und war mit größter Kunst lächerlich gemacht worden, ohne daß das Gericht einschreiten konnte. Es handelte sich um folgende Behauptung, der die liberale Partei den Mantel der Wahrheit umhängen wollte, während sie in Wirklichkeit nur die Zahl ihrer witzigen Verleumdungen vermehrt hat.

Die Leidenschaft Ludwigs XVIII. für einen galanten und poesieduftenden Briefwechsel voller Madrigale und hochtrabender Bilder wurde in dem Artikel als die letzte Ausdrucksform seiner Liebe gedeutet, die anfinde, doktrinär zu werden; er ginge, hieß es, von der Tat zur Idee über. Die berühmte Mätresse, die Béranger so grausam unter dem Namen Octavia angegriffen hatte, hätte angefangen, die schlimmsten Befürchtungen zu hegen. Ihre Korrespondenz mit ihm wäre nahe am Einschlafen. Je mehr Geist Octavia entfaltetete, um so kälter und matter würde ihr Geliebter. Octavia hätte endlich die Ursache entdeckt, warum sie nicht mehr in Gunst stehe, ihre Macht wäre von den Erstlingsblüten und duftenden Spezereien eines neuen Briefwechsels des königlichen Briefstellers mit der Frau des Justizministers bedroht. Man glaubte von dieser trefflichen Dame, daß sie nicht imstande wäre, ein kurzes Briefchen zu schreiben, sie müßte ganz einfach der verantwort-

liche Redakteur für einen verwegenen Ehrgeizigen sein. Wer konnte unter diesem Unterrock versteckt sein? Nach einigen Forschungen entdeckte Octavia, daß der König mit seinem Minister korrespondierte. Ihr Plan ist fertig. Unterstützt von einem treuen Freund, sorgt sie eines Tages dafür, daß der Minister durch eine stürmische Diskussion in der Kammer zurückgehalten wird und verschafft sich ein Tête-à-tête, in dem sie die Eitelkeit des Königs aufs höchste reizt. Ludwig XVIII. bekommt einen echt bourbonischen und königlichen Zornanfall, er wütet gegen Octavia, er zweifelt; Octavia schlägt einen sofortigen Beweis vor, indem sie ihn bittet, eine Zeile zu schreiben, die unverzüglich eine Antwort verlangt. Die unglückliche Frau, die so überrumpelt wird, will ihren Mann in der Kammer aufsuchen lassen; aber es war für alles vorgesorgt, und er stand in diesem Augenblick auf der Tribüne. Die arme Frau schwitzt Wasser und Blut, sucht all ihren Witz zusammen und antwortet mit dem Geist, den sie hat. ‚Ihr Kanzler mag Ihnen das übrige sagen,‘ rief Octavia und lachte über die Enttäuschung des Königs.

Obwohl dieser Artikel erlogen war, traf er den Justizminister, seine Frau und den König sehr empfindlich. Des Lupeaulx, dem Finot das Geheimnis immer bewahrt hat, hatte, wie man sagt, die Anekdote erfunden. Dieser witzige und giftige Artikel bereitete den Liberalen und der Partei Louis Philipps große Freude; Lucien amüsierte sich darüber, ohne etwas anderes darin zu sehen als eine sehr feine Ente. Am nächsten Tage ging er des Lupeaulx und den Baron du Châtelet abholen. Der Baron kam eben von der Visite zurück, die er Seiner Herrlichkeit gemacht hatte, um seinen Dank abzustatten. Der Herr Châtelet war zum Titularrat und zum Grafen ernannt worden, und man hatte ihm versprochen, er sollte die Präfektur der Charente

erhalten, sowie der jetzige Präfekt noch die paar Monate in Diensten gewesen wäre, die noch nötig waren, damit er mit voller Pension verabschiedet werden könnte. Der Graf du Châtelet, denn das ‚du‘ war ausdrücklich in die Ordonnanz aufgenommen worden, nahm Lucien in seinen Wagen und behandelte ihn sehr kameradschaftlich. Ohne die Artikel Luciens wäre er vielleicht nicht so rasch ans Ziel gelangt; die Verfolgung, die er von seiten der Liberalen erlitt, hatte ihm ein besonderes Ansehen gegeben. Des Lupeaulx war im Ministerium im Kabinett des Generalsekretärs. Beim Anblick Luciens trat dieser Beamte erstaunt zurück und sah des Lupeaulx an.

„Wie, mein Herr! Sie wagen es, hierher zu kommen?“ sagte der Generalsekretär zu Lucien, der ganz starr vor Staunen war. „Seine Herrlichkeit hat Ihre Ordonnanz, die schon vorbereitet war, in Stücke zerrissen, sehen Sie!“ (er wies auf das erste beste Stück Papier, das in vier Teile gerissen war). „Der Minister wollte den Verfasser des entsetzlichen Artikels von gestern kennen, und hier ist das Manuskript des Artikels.“ Damit überreichte der Generalsekretär Lucien die geschriebenen Blätter des Artikels, den er verfaßt hatte. „Sie nennen sich Royalist, Herr, und sind Mitarbeiter dieses niederträchtigen Blättchens, das den Ministern graue Haare macht, die Männer, die treu zur Regierung halten, in Kummer und Ärger versetzt und uns dem Abgrund entgegenführt. Sie frühstücken vom ‚Cor-saire‘, vom ‚Miroir‘, vom ‚Constitutionnel‘, vom ‚Courrier‘; Sie dinieren von der ‚Quotidienne‘, vom ‚Réveil‘, und Sie soupieren mit Martainville, der der schrecklichste Gegner des Ministeriums ist und den König zum Absolutismus drängt, was genau ebenso schnell zur Revolution führen würde, wie wenn er sich der extremen Linken fügte! Sie sind ein sehr witziger Journalist, aber Sie werden nie ein Politiker werden. Der Minister hat Sie dem König als

Verfasser des Artikels genannt, und der hat in seinem Zorn mit dem Herzog von Navarreins, seinem ersten Kammerherrn, gescholten. Sie haben sich Feinde gemacht, die um so mehr Ihre Feinde sind, je günstiger sie Ihnen gesinnt waren! Was bei einem Feind natürlich scheint, ist bei einem Freund furchtbar.“ „Aber sind Sie denn ein Kind, mein Lieber?“ rief des Lupeaulx. „Sie haben mich heillos kompromittiert. Die Marquise d'Espard, Frau von Bargeton und Frau von Montcornet, die für Sie gebürgt hatten, müssen wütend sein. Der Herzog hat sicher seinen Zorn an der Marquise ausgelassen, und die Marquise muß böse auf ihre Cousine sein. Gehen Sie nicht hin! Warten Sie! Da kommt Seine Herrlichkeit, gehen Sie!“ rief der Generalsekretär.

Lucien stand auf der Place de Vendôme, und es war ihm, als hätte er einen Schlag über den Kopf bekommen. Er ging zu Fuß über die Boulevards und versuchte, wieder zu sich zu kommen. Er sah sich als den Spielball neidischer, gieriger und treuloser Menschen. Was war er in dieser Welt der Ehrsucht? Ein Kind, das hinter den Freuden und Genüssen der Eitelkeit herlief und ihnen alles opferte; ein Dichter ohne gründliche Überlegung, der wie ein Schmetterling von Licht zu Licht flog, keinen festen Plan hatte, der Sklave der Umstände war, richtig dachte und falsch handelte. Sein Gewissen war ein unbarmherziger Richter. Überdies hatte er kein Geld mehr und fühlte, daß er von Arbeit und Kummer aufgerieben war. Man brachte seine Artikel erst nach denen von Merlin und Nathan. So in sein Nachdenken versunken, ging er aufs Geratewohl weiter; in einigen Lesekabinetten, die anfangen, nicht bloß Zeitungen, sondern auch Bücher zur Lektüre auszulegen, sah er ein Plakat hängen, auf dem unter einem kuriosen Titel, der ihm völlig unbekannt war, sein Name stand: ‚Von Lucien Chardon von Rubempré‘. Sein Werk war

erschienen, er hatte nichts davon gewußt, die Zeitungen schwiegen. Er blieb unbeweglich, die Arme hingen ihm herunter, und er achtete nicht auf eine Gruppe höchst eleganter junger Leute, unter denen Rastignac, Herr von Marsay und einige andere Bekannte waren. Er merkte nicht, daß Michel Chrestien und Léon Giraud auf ihn zukamen.

„Sie sind Herr Chardon?“ sagte Michel in einem Ton zu ihm, der Lucien im Innersten erbeben ließ. „Kennen Sie mich nicht?“ erwiderte er. Er war blaß geworden. Michel spie ihm ins Gesicht. „Hier haben Sie das Honorar für Ihre Artikel gegen d'Arthez. Wenn jeder in seiner eigenen oder in der Sache seiner Freunde meinem Beispiel folgte, bliebe die Presse, was sie sein soll: ein heiliges Amt, das geachtet wird und Achtung verdient.“

Lucien hatte gewankt; er stützte sich auf Rastignac und sagte zu ihm und Herrn von Marsay: „Meine Herren, Sie werden es nicht ablehnen, meine Zeugen zu sein. Aber zunächst habe ich dafür zu sorgen, daß das Spiel gleich wird und die Sache nur noch durch ein Mittel in Ordnung gebracht werden kann.“

Damit gab Lucien Michel, der nicht darauf gefaßt war, eine starke Ohrfeige. Die Stutzer und Michels Freunde warfen sich zwischen den Republikaner und den Royalisten, damit der Kampf nicht in eine Prügelei ausartete. Rastignac nahm Lucien beim Arm und führte ihn zu sich nach Hause; er wohnte Rue Taitbout, zwei Schritte vom Schauplatz dieser Szene, die auf dem Boulevard de Gand stattgefunden hatte. Es war gerade die Stunde des Diners, und diesem Umstande war es zu verdanken, daß keine der in solchen Fällen gewöhnlichen Ansammlungen stattfanden. Herr von Marsay und Rastignac brachten Lucien dazu, daß er mit ihnen im Café Anglais vergnügt dinierte, wo sie stark dem Weine zusprachen.

„Können Sie gut fechten?“ fragte ihn Herr von Marsay. „Ich habe nie einen Degen in der Hand gehabt.“ „Und wie schießen Sie mit der Pistole?“ fragte Rastignac. „Ich habe nie einen Schuß abgegeben.“ „Sie haben den Zufall für sich, sind also ein schrecklicher Gegner und imstande, Ihren Widersacher zu töten,“ meinte Herr von Marsay.

Zum Glück traf Lucien Coralie im Bett an. Sie schlief. Die Schauspielerin hatte in einem kleinen Stück schnell eine Rolle übernommen und hatte ihre Revanche gehabt: sie hatte ehrlichen, nichtbezahlten Beifall gefunden. Dieser Abend, auf den sich ihre Feinde nicht hatten vorbereiten können, bestimmte den Direktor, ihr die Hauptrolle in dem Stück von Camille Maupin zu geben; denn er hatte schließlich die Ursache von Coralies Mißerfolg bei ihrem ersten Auftreten entdeckt. Der Direktor war über die Intrigen Florinens und Nathans gegen eine Schauspielerin, auf die er Wert legte, wütend und hatte Coralie den Schutz der Direktion versprochen.

Um fünf Uhr morgens holte Rastignac Lucien ab.

„Mein Lieber, Sie wohnen gerade so, wie Ihre Straße aussieht,“ sagte er ihm zur Begrüßung. „Wir wollen die ersten auf dem Treffplatz auf dem Weg nach Clignancourt sein, das gehört zum guten Ton und wir müssen ein gutes Beispiel geben.“ „Wir haben folgendes Programm,“ sagte Herr von Marsay, während der Wagen in das Faubourg Saint-Denis rollte. „Sie schlagen sich auf Pistolen auf fünfundzwanzig Schritte Distanz; bis auf fünfzehn Schritte Distanz kann jeder nach Belieben sich dem andern nähern. Jeder hat fünf Schritte und darf drei Schüsse abgeben, nicht mehr. Wie es auch kommt, verpflichten Sie sich beide, es dabei bewenden zu lassen. Wir laden die Pistolen Ihres Gegners, und seine Zeugen laden die Ihrigen. Die Waffen sind von den vier Zeugen gemeinschaftlich bei einem Waffenhändler ausgesucht

worden. Ich versichere Sie, daß wir dem Zufall nachgeholfen haben: Sie haben Kavalleriepistolen.“

Für Lucien war das Leben ein böser Traum geworden, es war ihm gleichgültig, ob er am Leben blieb oder starb. Der Mut, der den Selbstmördern eigen ist, verschaffte ihm also in den Augen der Personen, die seinem Duell beiwohnten, den Eindruck eines gleichgültig tapfern Auftretens. Er blieb, ohne sich vom Platz zu bewegen, stehen. Diese Unbekümmertheit galt für eine kühle Berechnung, man fand in diesem Dichter einen sehr starken Mann. Michel Chrestien schritt vor, so weit er durfte. Die beiden Gegner feuerten zu gleicher Zeit, denn die Beleidigungen waren auf beiden Seiten für gleich erklärt worden. Beim ersten Schuß streifte die Kugel Chrestiens Luciens Kinn, während dessen Kugel zehn Fuß über dem Kopf seines Gegners wegflog. Beim zweiten Schuß blieb die Kugel Michels im Rockkragen des Dichters stecken, der zum Glück mit Steifleinen gesteppt war. Beim dritten Schuß erhielt Lucien die Kugel in die Brust und fiel um.

„Ist er tot?“ fragte Michel. „Nein,“ sagte der Wundarzt, „er wird davonkommen.“ „Um so schlimmer,“ erwiderte Michel. „Oh! Ja! Um so schlimmer!“ wiederholte Lucien und weinte bittere Tränen.

Gegen Mittag war der unglückliche junge Mensch in seinem Zimmer und auf sein Bett gelegt; man hatte fünf Stunden und große Vorsicht gebraucht, um ihn zu transportieren. Obwohl sein Zustand ohne Gefahr war, war doch Vorsicht nötig: das Fieber konnte schlimme Komplikationen bringen. Coralie unterdrückte ihre Verzweiflung und ihren Kummer. In der ganzen Zeit, solange ihr Freund in Gefahr war, durchwachte sie mit Benedicte die Nächte und lernte ihre Rollen. Die Gefahr für Lucien dauerte zwei Monate. Das arme Mädchen spielte manchmal eine lustige Rolle, während sie sich innerlich

sagen mußte: ‚In diesem Augenblick stirbt vielleicht mein lieber Lucien.‘

In der ganzen Zeit wurde Lucien von Bianchon gepflegt; er verdankte der Aufopferung dieses Freundes, der so stark gegen ihn eingenommen sein mußte, dem aber d'Arthez den geheimen Zusammenhang von Luciens Vorgehen gegen ihn zur Rechtfertigung des unglücklichen Dichters anvertraut hatte, sein Leben. In einem lichten Augenblick — denn Lucien hatte ein sehr gefährliches Nervenfieber — befragte Bianchon, der d'Arthez im Verdacht einer großmütigen Unwahrheit hatte, seinen Patienten. Lucien sagte ihm, er hätte keinen anderen Artikel über das Buch von d'Arthez geschrieben als den ernsthaft kritischen, der in dem Blatt von Hector Merlin gestanden hatte.

Am Ende des ersten Monats erklärte das Haus Fendant & Cavalier seine Insolvenz. Bianchon bat die Schauspielerin, diesen schweren Schlag Lucien zu verheimlichen. Der schöne Roman ‚Der Bogenschütze Karls IX.‘, der unter einem verrückten Titel veröffentlicht worden war, hatte gar keinen Erfolg gehabt. Um sich vor der Eröffnung des Konkurses Geld zu verschaffen, hatte Fendant hinter dem Rücken Cavaliers das Werk im ganzen an Krämer verkauft, die es mit Hilfe der Kolportage billig wiederverkauften. Jetzt zierte Luciens Buch die Brückenbrüstungen und die Kais von Paris. Die Buchhandlung vom Quai des Augustins, die eine gewisse Zahl Exemplare des Romans übernommen hatte, mußte also infolge der plötzlichen Herabsetzung des Preises eine beträchtliche Summe verlieren: die vier Quartbände, für die sie vier Franken fünfzig Centimes bezahlt hatte, wurden für fünfzig Sous abgegeben. Der Buchhandel schrie laut auf, und die Zeitungen fuhren fort, das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Barbet hatte dieses Verramschen nicht vorausgesehen; er glaubte an Luciens Talent. Gegen alle seine Gewohnheiten hatte er sich auf

zweihundert Exemplare verstiegen; und die Aussicht auf einen Verlust machte ihn wütend. Er schimpfte furchtbar auf Lucien. Barbet faßte einen heroischen Entschluß: er ließ in einem Eigensinn, der bei Geizigen nicht selten ist, seine Exemplare in einem Winkel seines Magazins und überließ es seinen Kollegen, ihre Exemplare zu Spottpreisen zu verschleudern. Als später, im Jahre 1824, die schöne Vorrede von d'Arthez, der Wert des Buches und zwei Artikel, die Léon Giraud schrieb, dem Werke zur rechten Geltung verholfen hatten, verkaufte Barbet seine Exemplare das Stück zum Preis von zehn Franken. Trotz den Vorsichtsmaßregeln von Berenice und Coralie war es unmöglich, Hector Merlin davon abzuhalten, seinen sterbenden Freund zu besuchen. Und er ließ ihn Tropfen für Tropfen den bitteren Kelch dieser Bouillon trinken; ‚Bouillon‘ nennt man nämlich im Pariser Buchhandel eben die traurige Operation, die Fendant & Cavalier bei der Veröffentlichung dieses Buches eines Anfängers vorgenommen hatten. Martainville, der einzige, der Lucien treu geblieben war, schrieb einen prächtigen Artikel zugunsten des Werkes; aber die Erbitterung gegen den Chefredakteur des ‚Aristarque‘, der ‚Oriflamme‘ und des ‚Drapeau blanc‘ war bei Liberalen und Ministeriellen dermaßen groß, daß der Beistand dieses tapfern Athleten, der dem Liberalismus für eine Beleidigung stets zehn zurückgab, Lucien schadete. Kein Blatt hob den Handschuh der Polemik auf, so lebhaft auch die Angriffe des royalistischen Bravos waren. Coralie, Berenice und Bianchon schlossen allen sogenannten Freunden Luciens, die sehr darüber empört waren, die Tür; aber es war nicht möglich, sie den Gerichtsvollziehern zu verschließen. Der Konkurs von Fendant & Cavalier bewirkte, daß ihre Wechsel auf Grund einer Bestimmung des Handelsgesetzbuchs, welche die Rechte der Akzeptanten schädigt, die auf diese Weise der Wohltat des Zieles beraubt werden,

fällig waren. Gegen Lucien wurde also von Camusot der Wechselprozeß angestrengt. Als die Schauspielerin diesen Namen sah, verstand sie, welchen schrecklichen, demütigenden Schritt ihr Dichter aus Liebe zu ihr getan hatte; sie liebte ihn darum zehnmal mehr und wollte Camusot nicht bitten. Als die Häscher des Schuldgerichts ihren Gefangenen holen wollten, fanden sie ihn im Bett und sahen ein, daß sie ihn nicht mitnehmen konnten; bevor sie den Gerichtspräsidenten fragten, in welches Spital sie den Schuldner einliefern sollten, gingen sie zu Camusot. Dieser eilte sofort nach der Rue de la Lune. Coralie ging hinunter, und als sie wieder in ihrer Wohnung war, hielt sie die Wechsel in der Hand, auf Grund von deren Indossament Lucien vom Gericht als Kaufmann behandelt worden war. Wie hatte sie diese Papiere von Camusot erhalten? Welches Versprechen hatte sie gegeben? Sie bewahrte darüber das düsterste Schweigen; aber sie war fast tot wieder heraufgekommen. Coralie spielte in dem Stück von Camille Maupin und trug viel zu diesem Erfolg der berühmten Schriftstellerin bei. Die Verkörperung dieser Rolle war der letzte Funke dieser schönen Flamme. Bei der zwanzigsten Aufführung, zu der Zeit, wo Lucien wiederhergestellt war, anfang herumzugehen und zu essen, und davon sprach, bald wieder zu arbeiten, wurde Coralie krank: ein geheimer Kummer zehrte an ihr. Berenice hat immer geglaubt, daß sie, um Lucien zu retten, versprochen hatte, zu Camusot zurückzukehren. Die Schauspielerin mußte die Kränkung erleben, daß ihre Rolle Florine gegeben wurde. Nathan erklärte für den Fall, daß Florine nicht die Rolle von Coralie übernahm, dem Gymnase den Krieg. Coralie spielte also die Rolle bis zum letzten Augenblick, um sie nicht ihrer Rivalin zu überlassen, und spannte ihre Kräfte zu sehr an. Das Gymnase hatte ihr während Luciens Krankheit einige Vorschüsse gegeben, sie konnte an der Theater-

kasse nichts mehr verlangen; trotz seinem guten Willen war Lucien noch nicht imstande, zu arbeiten, er pflegte übrigens Coralie, um Berenice die Arbeit zu erleichtern; der ärmliche Haushalt kam nun also jetzt in völligen Verfall. Er hatte indessen das Glück, in Bianchon einen geschickten und aufopfernden Arzt zu finden, der ihm bei einem Apotheker Kredit verschaffte. Die Lage Coralias und Luciens wurde den Lieferanten und dem Hausbesitzer bald bekannt. Die Möbel wurden gepfändet. Die Schneiderin und der Schneider, die jetzt den Journalisten nicht mehr fürchteten, trieben nun energisch ihre Forderungen gegen die beiden Zigeuner ein. Schließlich gaben nur noch der Apotheker und der Schlächter den unglücklichen jungen Menschen Kredit. Lucien, Berenice und die Kranke konnten fast eine Woche lang nichts als Schweinefleisch in all den mannigfaltigen Formen essen, die die Schlächter ihnen gaben. Das Schweinefleisch, das seiner Natur nach entzündlich ist, verschlimmerte die Krankheit der Schauspielerin. Lucien war von der Not gezwungen, zu Lousteau zu gehen, um die tausend Franken zu fordern, die dieser frühere Freund, der Verräter, ihm schuldete. Lousteau konnte nicht mehr seine Wohnung in der Rue de la Harpe betreten, er wohnte bei seinen Freunden, er wurde wie ein Hase verfolgt und umstellt. Lucien konnte den verhängnisvollen Mann, der ihn in die literarische Welt eingeführt hatte, nur bei Flicoteaux finden. Lousteau aß an dem nämlichen Tisch, an dem Lucien ihn zu seinem Unglück an dem Tage getroffen hatte, wo er sich von d'Arthez entfernt hatte. Lousteau lud ihn zum Mittagessen ein, und Lucien nahm an! Als beim Fortgehen Claude Vignon, der an diesem Tage auch da aß, Lousteau, Lucien und der große Unbekannte, der seine Garderobe wieder zu Samanon gebracht hatte, ins Café Voltaire gehen wollten, um eine Tasse Kaffee zu trinken,

konnten sie nicht dreißig Sous aus den Geldstücken, die sie alle miteinander in der Tasche hatten, zusammenbringen. Sie bummelten ins Luxembourg, wo sie einen Buchhändler zu treffen hofften, und sie begegneten in der Tat einem der berühmtesten Drucker der Zeit, den Lousteau um vierzig Franken bat, die er auch von ihm erhielt. Lousteau teilte die Summe in vier gleiche Teile, und jeder der Schriftsteller nahm einen. Das Elend hatte bei Lucien jeden Stolz, jede Empfindung ausgelöscht; er weinte vor diesen drei Künstlern, als er ihnen seine Lage berichtete; aber jeder seiner Kollegen hatte ihm ein ebenso schreckliches Drama zu erzählen; und als jeder seine Lage dargelegt hatte, fand der Dichter, daß er von den vieren noch am wenigsten unglücklich sei. Und so hatten sie alle das Bedürfnis, ihr Unglück und ihre Gedanken, die das Unglück verdoppelten, zu vergessen. Lousteau ging ins Palais Royal, um dort mit den neun Franken, die ihm von seinen zehn geblieben waren, zu spielen. Der große Unbekannte ging, obwohl er eine himmlische Geliebte hatte, in ein schlechtes Haus, um dort im Pfuhl gefährlicher Wollust unterzutauchen. Vignon begab sich in den Petit Rocher de Cancale in der Absicht, dort zwei Flaschen Bordeaux zu trinken, um für eine Weile Vernunft und Gedächtnis loszuwerden. Lucien verließ Claude Vignon auf der Schwelle des Restaurants, er wollte nicht mithalten. Der große Mann aus der Provinz drückte dem einzigen Journalisten, der ihm nicht feindlich gewesen war, die Hand; es war ihm furchtbar weh zumute.

„Was soll ich tun?“ fragte er ihn. „So geht's im Krieg,“ erwiderte der große Kritiker. „Ihr Buch ist schön, aber es hat Ihnen Neider gebracht, Sie werden einen langen und schweren Kampf vor sich haben. Das Genie ist eine schwere Krankheit. Jeder Schriftsteller trägt ein Scheusal in seinem Herzen, das, wie der Bandwurm in den Därmen, die Gefühle im Entstehen auffrißt. Wer wird siegen?“

Die Krankheit über den Menschen oder der Mensch über die Krankheit? Man muß ein großer Mensch sein, um den Ausgleich zwischen seinem Genie und seinem Charakter zu finden. Das Talent wächst, das Herz schrumpft ein. Wenn man nicht ein Koloß ist, wenn man nicht die Schultern des Herkules hat, bleibt man entweder ohne Herz oder ohne Talent zurück. Sie sind zart und schwächlich, Sie werden unterliegen,“ fügte er hinzu und ging in das Wirtshaus.

Lucien dachte auf dem Weg nach Hause über diesen schrecklichen Urteilsspruch nach, dessen tiefe Wahrheit ihm über das literarische Leben Licht gab.

„Geld!“ rief eine Stimme in ihm.

Er verfertigte selbst drei Wechsel über je tausend Franken auf ein, zwei und drei Monate Ziel an seine Order, auf denen er mit erstaunlicher Vollendung die Unterschrift David Séchards nachahmte; er indossierte sie und brachte sie dann am Tage darauf zu Métivier, dem Papierhändler in der Rue Serpente, der sie ihm ohne jede Schwierigkeit diskontierte. Lucien schrieb seinem Schwager einige Zeilen, um ihn von diesem Angriff auf seine Kasse zu benachrichtigen, und versprach ihm, wie es üblich ist, am Verfalltag für die Einlösung zu sorgen. Die Schulden Coralies und Luciens wurden bezahlt, es blieben dreihundert Franken, die der Dichter Berenice übergab. Dabei sagte er ihr, sie sollte ihm nichts geben, wenn er Geld verlangte: er fürchtete, von der Spielleidenschaft gepackt zu werden. Lucien, der von einer düstern, kalten und schweigenden Wut beseelt war, schrieb, während er bei Coralie wachte, beim Schein einer Lampe seine geistvollsten Artikel. Wenn er aufblickte, um nachzudenken, sah er dieses geliebte Weib, das blaß wie aus Porzellan war, das die Schönheit der Sterbenden hatte, das ihm mit zwei blassen Lippen zulächelte und ihn mit großen, glänzenden Augen ansah, wie sie die Frauen haben,

die nicht allein an Krankheit, sondern auch an Kummer sterben. Lucien schickte seine Artikel in die Zeitungen; aber da er nicht auf die Redaktionen gehen und die Chefredakteure bearbeiten konnte, erschienen sie nicht. Als er sich entschloß, hinzugehen, empfing ihn Théodore Gaillard, der ihm Vorschüsse gemacht hatte, und der später diese literarischen Kleinode benutzte, sehr frostig.

„Schonen Sie sich, mein Lieber, Sie haben keinen Geist mehr; lassen Sie sich nicht niederschlagen, nur Mut!“ sagte er zu ihm. „Der Lucien, dieses Kerlchen, hatte nur seine Romane und seine ersten Artikel im Kopf,“ riefen Félicien Vernou, Merlin und alle, die ihn haßten, wenn bei Dauriat oder im Vaudeville von ihm die Rede war. „Er schickt uns jämmerliches Zeug.“

Wenn die Journalisten erst einmal dieses Wort gesprochen haben, daß einer nichts im Kopfe hat, ist es schwer, dagegen zu appellieren. Dieses Wort, das überall weiter erzählt wurde, war für Lucien tödlich, ohne daß er es wußte, denn er hatte jetzt Sorgen, die über seine Kräfte gingen. Mitten in seinen aufreibenden Arbeiten wurde er wegen der Wechsel David Séchards verfolgt, und er mußte seine Zuflucht zu der Erfahrung Camusots nehmen. Der frühere Freund Coralies war großmütig genug, Lucien beizustehen. Diese schreckliche Lage dauerte zwei Monate, in denen Lucien fortwährend mit gestempelten Papieren zu tun hatte, die er auf Camusots Empfehlung an Desroches, einen Freund von Bixiou, Blondet und des Lupeaulx sandte.

Im Anfang August sagte Bianchon dem Dichter, Coralie wäre verloren, sie hätte nur noch einige Tage zu leben. Berenice und Lucien brachten diese furchtbaren Tage mit Weinen zu und konnten dem armen Mädchen, das um Luciens willen in Verzweiflung war, daß es sterben sollte, ihre Tränen nicht verbergen. Coralie kehrte wieder zu ihrem

Kinderglauben zurück und verlangte, daß Lucien ihr einen Priester holte. Die Schauspielerin wollte sich mit der Kirche versöhnen und in Frieden sterben. Sie hatte ein christliches Ende, ihre Reue war aufrichtig. Dieser Todeskampf und dieses Sterben nahmen Lucien vollends seine Kraft und seinen Mut. Der Dichter saß völlig zusammengebrochen auf einem Stuhl am Fuß von Coralies Bett und blickte nicht von ihr weg bis zu dem Augenblick, wo die Hand des Todes die Augen der Schauspielerin verdrehte. Es war um fünf Uhr morgens. Ein Vogel setzte sich auf einen der Blumentöpfe, die vor dem Fenster standen, und sang ein Liedchen. Berenice kniete vor dem Bett nieder und küßte Coralies Hand, die unter ihren Tränen kalt wurde. Es waren nur noch elf Sous in der Wohnung. Lucien verließ das Haus, die Verzweiflung sagte ihm, er müßte Betteln gehen, um seine Geliebte begraben zu können, oder sich der Marquise d'Espard, dem Grafen du Châtelet, der Frau von Bargeton, dem Fräulein des Touches oder Herrn von Marsay, dem schrecklichen Stutzer, zu Füßen werfen; er hatte keinen Stolz und keine Kraft mehr in sich. Um Geld zu bekommen, hätte er sich als Soldat anwerben lassen! Er ging in der gebeugten und aufgelösten Haltung, die die Unglücklichen kennen, in das Haus Camille Maupins, betrat es, ohne auf die Unordnung seines Anzugs zu achten, und bat, empfangen zu werden.

„Das Fräulein hat sich um drei Uhr morgens hingelegt, und niemand darf es wagen, sie zu stören, bevor sie geklingelt hat,“ erwiderte der Kammerdiener. „Wann klingelt sie Ihnen?“ „Nie vor zehn Uhr.“

Nunmehr schrieb Lucien einen der furchtbaren Briefe, in denen die vornehmen Bettler keinen Rückhalt mehr kennen. Eines Abends hatte er die Möglichkeit solcher Erniedrigung bezweifelt, als Lousteau ihm von den Bitten

gesprochen hatte, die junge Talente an Finot richteten, und jetzt ging seine Feder vielleicht über die Grenzen hinaus, bis zu denen das Elend seine Vorgänger gebracht hatte. Als er sinnlos und fiebernd über die Boulevards zurückging, ohne das schreckliche Meisterstück zu ahnen, das ihm die Verzweiflung eingeben sollte, traf er Barbet.

„Barbet, fünfhundert Franken!“ rief er ihm zu und streckte die Hand aus. „Nein, zweihundert,“ erwiderte der Buchhändler. „Ach! so haben Sie also ein Herz?“ „O ja, aber ich habe auch ein Geschäft. Sie sind schuld, daß ich viel Geld verliere,“ fügte er hinzu, nachdem er ihm von dem Konkurs von Fendant & Cavalier erzählt hatte, „Sie müssen mir also welches zu verdienen geben.“

Lucien schauderte.

„Sie sind Dichter, Sie müssen sich auf jede Art Verse verstehen,“ fuhr der Buchhändler fort. „Ich brauche jetzt gerade Trinklieder, die ich unter ein paar Lieder, die ich von verschiedenen Dichtern genommen habe, stecken kann, um nicht als Nachdrucker verfolgt zu werden und eine nette Liedersammlung für zehn Sous auf den Straßen verkaufen zu können. Wenn Sie mir morgen zehn feine Trinklieder oder ein bißchen so was Saftiges schicken wollen . . . ja, wahrhaftig, dann gebe ich Ihnen zweihundert Franken.“

Lucien ging nach Hause. Coralie lag steif ausgestreckt auf einem Gurtbett, sie war in ein schlechtes Bettuch gehüllt, das Berenice unter Tränen genäht hatte. Die Normannin hatte an den vier Enden dieses Bettes vier Kerzen angesteckt. Auf Coralies Gesicht leuchtete die strahlende Schönheit, die zu den Lebenden so stark spricht und eine völlige Ruhe kündigt; sie sah aus wie die jungen Mädchen, die die Bleichsucht haben; manchmal schien es, als ob diese violetten Lippen sich öffnen und ‚Lucien‘ flüstern wollten, den Namen, den sie zusammen mit dem Namen Gottes noch ausgesprochen hatte, bevor sie ihr Leben aushauchte.

Lucien gab Berenice den Auftrag, sie sollte beim Beerdigungsinstitut ein Begräbnis bestellen, das, das Totenamt in der armseligen Kirche Bonne-Nouvelle inbegriffen, nicht mehr als zweihundert Franken kostete. Sowie Berenice gegangen war, setzte sich der Dichter an den Tisch neben die Leiche seiner armen Geliebten und verfaßte so die zehn Lieder, die lustige Einfälle und sangbare Weisen verlangten. Er stand entsetzliche Qualen aus, ehe er arbeiten konnte; aber er zwang schließlich seinen Geist in den Dienst der Notwendigkeit, als ob er kein Leid konnte. Er führte schon das schreckliche Urteil Claude Vignons über die Trennung des Herzens vom Hirn aus. Was war das für eine Nacht, in der der unglückliche junge Mensch neben dem Priester, der für Coralie betete, beim Schein der Wachskerzen Lieder für Straßensänger verfaßte! ... Am nächsten Morgen versuchte Lucien, der mit seinem letzten Lied fertig geworden war, es einer Melodie anzupassen, die damals beliebt war; als sie ihn singen hörten, fürchteten Berenice und der Priester, er wäre verrückt geworden:

Freunde! Nicht taugt die Moral
Zum Lied, längst schwor ich sie ab;
Wen schert Vernunft, der einmal
Sich ganz der Tollheit ergab!
Kein Lied ist zu schlecht,
Wenn mit Huren man zecht,
Epikur stellt es fest.
Wird Apollo bekränzt,
Wenn uns Bacchus kredenz?
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

Hundert Jahre versprach
Hippokrates jedem Kumpan.
Wird auch das Bein schließlich schwach,
Was kommt es uns darauf an?
Wenn nur die Hand bis zuletzt,
Die das Glas an die Lippe setzt,
Nicht locker läßt —.
Komme das Alter heran,

Stoßt mit mir an,
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

Wie er zur Welt kam, versteht
Vortrefflich ein jeder Wicht,
Aber fragst du, wohin er geht,
So weiß es der Klügste nicht.
Doch spar dir darob den Verdruß,
Überlaß dem Himmel den Schluß,
Daß wir sterben, steht fest.
Doch ist nicht minder gewiß,
Daß wir leben; das andre vergiß,
Trinkt, lacht!
Zum Teufel den Rest!

In dem Augenblick, als der Dichter diese gräßliche letzte Strophe fertig gesungen hatte, traten Bianchon und d'Arthez ein und fanden ihn im Paroxysmus der Verzweiflung. Er vergoß einen Strom von Tränen und hatte nicht mehr die Kraft, seine Lieder ins Reine zu schreiben. Als er unter vielem Schluchzen seine Lage erklärt hatte, sah er in den Augen seiner Zuhörer Tränen.

„Dies“, sagte d'Arthez, „tilgt viele Schuld.“ „Wohl denen, die die Hölle hienieden finden,“ sagte der Priester ernst.

Das Schauspiel dieser schönen Toten, deren Lächeln schon aus der Ewigkeit stammte, der Anblick ihres Geliebten, der ihr mit frechen Versen ein Grab kaufte, die Vorstellung, daß Barbet den Sarg bezahlte, diese vier Kerzen um diese Schauspielerin, deren Baskine und rote Strümpfe mit grünen Zwickeln noch vor kurzem einen ganzen Zuschauerraum zu Beifallsausbrüchen gebracht hatten, dann der Priester an der Tür, der sie mit Gott versöhnt hatte und jetzt zur Kirche ging, um für die, die viel geliebt hatte, eine Messe zu sprechen, all diese Hoheit und diese Niedrigkeit, dieses Leid, das von der Not verdrängt wurde, all das versteinerte den großen Schrift-

steller und den großen Arzt, die sich hinsetzten, ohne ein Wort herausbringen zu können. Ein Lakai trat ein und meldete Fräulein des Touches an. Das schöne Mädchen verstand alles, sie trat rasch auf Lucien zu, drückte ihm die Hand und gab ihm heimlich zwei Tausendfrankennoten.

„Es ist zu spät,“ sagte er und warf ihr einen schmerzlichen Blick zu.

D'Arthez, Bianchon und Fräulein des Touches gingen erst, nachdem sie alles getan hatten, um Luciens Verzweiflung mit den liebevollsten Worten zu mildern; aber in ihm war alles wie zerbrochen. Gegen Mittag fanden sich die Mitglieder des Zirkels außer Michel Chrestien — der indessen über das Maß von Luciens Schuld aufgeklärt worden war — in der kleinen Kirche Bonne-Nouvelle ein, wo außerdem noch Berenice und Fräulein des Touches, zwei Statistinnen des Gymnase, Coralies Ankleidemädchen und der unglückliche Camusot anwesend waren. Alle Männer begleiteten die Schauspielerin bis zum Kirchhof des Père-Lachaise. Camusot, der heiße Tränen vergoß, versprach Lucien feierlich, er werde ein Grab für ewige Zeiten kaufen und auf ihm eine Säule errichten lassen, auf der der Name

CORALIE

stünde, und darunter:

IM ALTER VON NEUNZEHN JAHREN
GESTORBEN IM AUGUST 1822.

Lucien blieb bis Sonnenuntergang allein auf diesem Grabhügel, von dem aus er auf Paris herabblickte.

„Wer liebt mich nun?“ fragte er sich. „Meine wahren Freunde verachten mich. Ich hätte tun können, was ich wollte, der, die da unten liegt, wäre alles, was von mir kam, edel und gut vorgekommen! Ich habe nur noch meine Schwester, David und meine Mutter! Was denken sie von mir in der Heimat?“

Der arme große Mann aus der Provinz kehrte nach der Rue de la Lune zurück, aber dort wurde ihm so entsetzlich zumute, als er die leere Wohnung sah, daß er sich in einem elenden Gasthof in der Straße einmietete. Die zweitausend Franken von Fräulein des Touches deckten alle Schulden, nachdem der Erlös aus dem Mobiliar noch dazugekommen war. Berenice und Lucien hatten für sich hundert Franken, von denen sie zwei Monate lebten, die Lucien in einer krankhaften Niedergeschlagenheit verbrachte: er konnte nicht schreiben und nicht denken, er überließ sich seinem Schmerz; Berenice hatte Mitleid mit ihm.

„Wenn Sie daran denken, in Ihre Heimat zurückzukehren, wie wollen Sie hinkommen?“ fragte sie und beantwortete damit einen Ausruf Luciens, der immer an seine Schwester, seine Mutter und David Séchard dachte.

„Zu Fuß,“ antwortete er. „Dann muß man auch noch unterwegs essen und schlafen. Wenn Sie jeden Tag zwölf Meilen gehen, brauchen Sie mindestens zwanzig Franken.“ „Ich werde sie bekommen,“ sagte er.

Er nahm seine Kleider und seine schöne Wäsche, behielt nur das absolut Notwendige für sich und ging zu Samanon, der ihm für all seine Sachen fünfzig Franken anbot. Er bat den Wucherer, ihm so viel zu geben, daß er den Postwagen nehmen konnte, konnte ihn aber nicht erweichen. In seiner Wut ging Lucien, wie er da war, zu Frascati, versuchte sein Glück und kam ohne einen Heller wieder herunter. Als er wieder in seiner elenden Kammer in der Rue de la Lune war, verlangte er von Berenice Coralies Schal. Nachdem Lucien ihr seinen Spielverlust eingestanden hatte, wußte das gute Mädchen mit einem einzigen Blick, was der arme Dichter in seiner Verzweiflung vorhatte: er wollte sich erhängen.

„Sind Sie verrückt geworden?“ sagte sie. „Gehen Sie spazieren und kommen Sie um Mitternacht wieder, ich

werde das Geld beschaffen, das Sie brauchen; aber bleiben Sie auf den Boulevards und gehen Sie nicht an die Kais.“

Lucien lief auf den Boulevards herum. Der Schmerz hatte ihn fast stumpfsinnig gemacht. Er sah die Equipagen, die Spaziergänger und fand sich winzig und verlassen in dieser Menge, die, von den tausenderlei Pariser Interessen gepeitscht, herumwirbelte. In Gedanken sah er die Ufer der Charente, und etwas wie Sehnsucht nach den Freuden der Familie überkam ihn. Er hatte jetzt einen der blitzartigen plötzlichen Einfälle, die all diese weiblichen Naturen täuschen: er wollte das Spiel nicht aufgeben, ehe er sein Herz in das Herz David Séchards ausgeschüttet, ehe er den Rat der drei Engel gehört hätte, die ihm geblieben waren. Als er so durch die Straßen schlenderte, sah er an der Ecke der Rue de la Lune auf dem schmutzigen Boulevard Bonne-Nouvelle Berenice im Sonntagsstaat bei einem Manne stehen. Bei diesem Anblick stieg ihm ein furchtbarer Verdacht auf, und er rief: „Was machst du da?“ „Hier sind zwanzig Franken, die vielleicht teuer zu stehen kommen, aber Sie können nun in die Heimat gehen,“ antwortete sie und steckte Lucien rasch vier Hundertsousstücke zu.

Berenice lief davon, ohne daß Lucien sah, wo sie hingekommen war, denn zu seinem Lobe muß gesagt werden, daß ihm dieses Geld in der Hand brannte und er es zurückgeben wollte; aber er mußte es wie ein letztes Brandmal des Pariser Lebens behalten.

AM Tage darauf ließ Lucien seinen Paß beglaubigen, kaufte sich einen Stock und nahm an dem Plätz an der Rue d'Enfer einen Torwagen, der ihn für zehn Sous nach Longjumeau fuhr. In der ersten Nacht schlief er im Stall eines Pachthofes zwei Meilen von Arpajon. Als er Orléans erreicht hatte, war er schon sehr müde und marode; aber für drei Franken fuhr ihn ein Schiffer nach Tours, und während der Fahrt brauchte er für seine Nahrung nicht mehr als zwei Franken. Von Tours nach Poitiers ging Lucien fünf Tage lang. Ein gutes Stück hinter Poitiers besaß er nur noch hundert Sous, aber er nahm seine letzte Kraft zusammen, um weiter zu gehen. Einmal wurde Lucien auf einer weiten Ebene von der Nacht überrascht und beschloß eben, die Nacht im Freien zuzubringen, als er am Ende eines Hohlweges eine Kalesche bemerkte, die den Hügel heraufkam. Ohne daß der Postillon, die Reisenden und ein Kammerdiener, der auf dem Bock saß, es merkten, konnte er sich hinten zwischen zwei Koffer verstecken, setzte sich so, daß die Stöße des Wagens ihn möglichst wenig trafen, und schlief ein. Als ihn am Morgen die Sonne, die auf seine Augen fiel, und eine laute Stimme weckten, sah er, daß er in Mansle war, in dem Städtchen, in dem er vor anderthalb Jahren, das Herz voller Liebe, Hoffnung und Freude, auf Frau von Bargeton gewartet hatte. Er sah sich mit Staub bedeckt und Neugierige und Postillone um sich herumstehen und merkte, daß er entdeckt war; er sprang auf die Füße und wollte eben etwas sagen, als zwei Reisende, die aus der Kalesche gestiegen waren, ihm das Wort abschnitten: er sah den neuen Präfekten der Charente, den Grafen Sixtus du Châtelet, und seine Frau Louise von Nègrepelisse.

„Wenn wir gewußt hätten, welchen Reisegefährten der Zufall uns gegeben hat...“ sagte die Gräfin. „Wollen Sie nicht zu uns einsteigen?“

Lucien grüßte das Paar kalt und warf ihm einen Blick zu, der zugleich schüchtern und drohend war; dann entfernte er sich auf einem Seitenwege, der aus Mansle hinausführte. Er wollte einen Bauernhof suchen, wo er Brot und Milch zum Frühstück bekommen, sich ausruhen und in Ruhe über seine Zukunft nachdenken konnte. Er hatte noch drei Franken. Der Dichter der ‚Margueriten‘, den das Fieber vorwärts trieb, lief noch lange; er ging den Fluß entlang talabwärts und besah sich die Gegenden, die immer malerischer wurden. Gegen Mittag erreichte er eine Stelle, wo der breite Wasserspiegel eine Art See bildete, der von Weiden umgeben war. Er blieb stehen, um dieses dichte, erfrischende Wäldchen zu betrachten, dessen ländliche Anmut seine Seele bewegte. Zwischen den Wipfeln sah er das Strohdach eines Hauses, das neben einer Mühle an einem Arm des Flusses gelegen war. Als einziger Schmuck standen vor diesem Bauernhaus einige Büsche Jasmin, Geißblatt und Hopfen, und ringsherum wuchs blühender Phlox. Auf dem Mauerwerk, das die Straße vor dem Hochwasser zu schützen bestimmt war, sah er Netze in der Sonne liegen. In dem klaren Teich neben der Mühle, der zwischen den beiden Wasserläufen lag, die brausend die Räder trieben, schwammen Enten. Die Mühle klapperte. Auf einer ländlichen Bank sah der Dichter eine behäbige Frau sitzen, die strickte und auf ein Kind achtgab, das die Hühner neckte.

„Gute Frau,“ sagte Lucien und trat näher, „ich bin sehr müde, habe das Fieber und habe nur noch drei Franken; wollen Sie mich eine Woche lang auf dem Stroh schlafen lassen und mir Schwarzbrot und Milch geben? Währenddessen kann ich meinen Verwandten schreiben, die mir Geld schicken oder mich hier abholen.“ „Gern,“ sagte sie, „wenn nämlich mein Mann will. — He, Mann, komm doch mal her!“

Der Müller kam heraus, sah Lucien an, nahm seine Pfeife aus dem Mund und sagte: „Drei Franken für eine Woche? Wir werden Ihnen gar nichts abnehmen.“

„Vielleicht werde ich schließlich noch Müllerknécht,“ sagte der Dichter zu sich selbst, als er die entzückende Landschaft betrachtete, ehe er sich in das Bett legte, das ihm die Müllerin bereitet hatte. Und dann schlief er und schlief so lange, daß seine Wirte ängstlich wurden.

„Courtois, sieh doch nach, ob der junge Mann tot oder lebendig ist, es sind jetzt vierzehn Stunden, daß er sich hingelegt hat, ich traue mich nicht hinaufzugehen,“ sagte die Müllerin am nächsten Tag gegen zwölf Uhr mittags. „Ich glaube,“ sagte der Müller und fuhr fort, seine Netze und sein Fischgerät in Ordnung zu bringen, „der hübsche Bursche könnte so ein schwächlicher Schauspieler sein, der keinen Heller besitzt.“ „Woran siehst du denn das, Mann?“ fragte die Müllerin. „Na ja doch, er ist kein Prinz, kein Minister, kein Deputierter und kein Bischof; warum sind seine Hände weiß wie die eines Menschen, der nichts tut?“ „Es ist doch sehr sonderbar, daß der Hunger ihn nicht weckt,“ sagte die Müllerin, die für den Gast, den der Zufall ihr ins Haus geschickt hatte, ein Frühstück bereitet hatte. „Ein Schauspieler?“ wiederholte sie; „wohin sollte er gehen? Es ist ja noch nicht die Zeit des Jahrmarkts in Angoulême.“

Der Müller und die Müllerin hatten keine Ahnung, daß es neben dem Schauspieler, dem Prinzen und dem Bischof eine Art Mensch gibt, der zugleich Prinz und Schauspieler ist und ein wundervolles heiliges Amt verwaltet: den Dichter, der nichts zu tun scheint und trotzdem über die Menschheit herrscht, wenn es ihm gelungen ist, sie darzustellen.

„Was mag er denn also sein?“ sagte Courtois zu seiner Frau. „Am Ende war es gefährlich, ihn aufzunehmen,“

meinte die Müllerin. „Bah! die Diebe sind schlauer wie der, da wären wir schon ausgeplündert,“ versetzte der Müller.

„Ich bin weder Prinz noch Dieb noch Bischof noch Schauspieler,“ sagte Lucien, der plötzlich herzutrat und ohne Zweifel vom Fenster aus das Gespräch der Frau mit ihrem Manne gehört hatte, in traurigem Ton. „Ich bin ein armer ermüdeter junger Mensch und bin von Paris zu Fuß hierhergegangen. Ich heiße Lucien von Rubempré und bin der Sohn des Herrn Chardon, des Vorgängers von Postel, der die Apotheke in Houmeau hat. Meine Schwester hat David Séchard geheiratet, den Buchdrucker von der Place du Mûrier in Angoulême.“ „Warten Sie mal!“ sagte der Müller. „Ist dieser Drucker nicht der Sohn des alten Schlaukopfs, der sein Gut in Marsac bewirtschaftet?“ „Eben der,“ antwortete Lucien. „Ein kurioser Vater, muß ich sagen!“ fuhr Courtois fort. „Er läßt, sagt man, bei seinem Sohn alles versteigern, und dabei besitzt er über zweimalhunderttausend Franken in Grund und Boden, ohne seine Sparbüchse zu rechnen.“

Wenn Seele und Leib nach einem langen und schmerzlichen Kampfe zusammengebrochen sind, dann folgt auf die Stunde, wo die Kraft versagt, der Tod oder eine totenähnliche Vernichtung, in der aber die widerstandsfähigen Naturen dann wieder neue Kräfte gewinnen. Lucien, der in einer solchen Krise war, schien in dem Augenblick, wo er, wenn auch unbestimmt, die Nachricht von einer Katastrophe erhielt, die über seinen Schwager David Séchard hereingebrochen war, fast vernichtet zu sein.

„Oh, meine Schwester!“ rief er; „mein Gott, was habe ich getan, ich bin ein Elender.“

Er sank auf eine Holzbank, blaß und matt wie ein Sterbender; die Müllerin brachte ihm schnell einen Napf Milch und zwang ihn, zu trinken; aber er bat den Müller, er

möchte helfen, ihn ins Bett zu bringen, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm mit seinem Tod Ungelegenheiten machte, denn er glaubte, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Der Dichter sah den Tod vor Augen und bekam religiöse Gedanken: er wollte den Geistlichen sehen, beichten und die Sakramente empfangen. Diese Klagen, die ein so schöner Jüngling mit schwacher Stimme stöhnte, rührten Frau Courtois sehr.

„Hör mal, Mann, steig aufs Pferd und hole Herrn Marron, den Arzt von Marsac; er wird sehen, was der junge Mann hat, der mir gar nicht gefallen will, und du bringst auch den Geistlichen mit. Vielleicht wissen sie besser als du, wie es mit diesem Drucker von der Place du Mûrier steht, da Postel der Schwiegersohn des Herrn Marron ist.“

Als Courtois fort war, gab die Müllerin, die wie alle Menschen vom Lande den festen Glauben hatte, wenn ein Mensch krank wäre, müßte er tüchtig essen, Lucien, der alles mit sich machen ließ, sein Frühstück. Er hatte heftige Gewissensbisse, und diese retteten ihn aus seiner Kraftlosigkeit durch den heftigen Gegenreiz, den diese Art moralischer Medizin hervorrief.

Die Mühle von Courtois lag eine Meile von Marsac, der Hauptstadt des Kantons, die auf dem halben Weg zwischen Mansle und Angoulême liegt, entfernt. Daher kam der wackere Müller bald mit dem Arzt und dem Geistlichen von Marsac zurück. Diese beiden Männer hatten von der Liebschaft Luciens mit Frau von Bargeton sprechen hören, und da das ganze Departement der Charente in diesem Augenblick von der Verheiratung dieser Dame und ihrer Rückkehr nach Angoulême mit dem neuen Präfekten, dem Grafen Sixtus du Châtelet, sprach, waren der Arzt und der Geistliche, als sie hörten, daß Lucien bei dem Müller war, sehr neugierig, etwas von den Gründen zu hören, die die

Witwe des Herrn von Bargeton gehindert hatten, den jungen Dichter zu heiraten, mit dem sie seinerzeit geflohen war, und zu hören, ob er ins Land zurückkam, um seinem Schwager David Séchard zu helfen. Die Neugier und die Menschlichkeit vereinigten sich also, um dem sterbenden Dichter schnell Hilfe zu bringen. So hörte also Lucien zwei Stunden, nachdem Courtois weggeritten war, auf dem steinigen Mühdamm das Rasseln des Kabrioletts des Landarztes. Die Herren Marron traten sofort in Luciens Zimmer, der Arzt war nämlich der Neffe des Geistlichen. So sah also Lucien in diesem Augenblick Leute vor sich, die mit dem Vater David Séchards so nahe Beziehungen hatten, wie sie Nachbarn in einem Winzerstädtchen haben können. Als der Arzt den Sterbenden betrachtet, ihm den Puls befühlte und die Zunge angesehen hatte, sah er die Müllerin an und lächelte in einer Weise, die jede Sorge zerstreute.

„Frau Courtois,“ sagte er, „wenn Sie, wie ich nicht zweifle, eine gute Flasche Wein im Keller haben und in Ihrem Fischbehälter einen guten Aal, dann bringen Sie das Ihrem Patienten, dem weiter nichts fehlt, als daß er zer schlagen ist. Wenn er das überstanden hat, wird unser großer Mann schnell wieder auf den Beinen sein.“ „Ach, lieber Herr,“ sagte Lucien, „mein Leiden sitzt nicht im Körper, sondern in der Seele; diese wackern Leute haben ein Wort gesprochen, das mich fast umgebracht hat, denn es sagte mir, daß es im Hause meiner Schwester, Frau Séchard, schlimm steht! Um Gottes willen, sagen Sie mir, ich habe von Frau Courtois gehört, daß Sie Ihre Tochter an Postel verheiratet haben, Sie müssen doch etwas von der Angelegenheit David Séchards wissen.“ „Ja, er muß im Gefängnis sein,“ antwortete der Arzt. „Sein Vater hat es abgelehnt, ihm zu helfen . . .“ „Im Gefängnis! . . . Und warum?“ „Wegen Wechseln, die aus Paris kamen, und die er ohne Frage vergessen hatte, denn es heißt ja, er wisse

nicht so recht Bescheid in seinen Geschäften,“ erwiderte Herr Marron. „Ich bitte Sie, lassen Sie mich mit dem Geistlichen allein,“ sagte der Dichter, dessen Gesichtsausdruck sich furchtbar verdüstert hatte.

Der Arzt, der Müller und seine Frau gingen hinaus.

Als Lucien sich mit dem alten Priester allein sah, rief er: „Ich verdiene den Tod, und ich fühle ihn kommen. Ich bin ein Elender, dem nichts mehr übrig bleibt, als sich in die Arme der Religion zu werfen. Ich, hochwürdiger Herr, ich bin der Henker meiner Schwester und meines Bruders, denn David Séchard ist wie ein Bruder zu mir! Ich habe die Wechsel gefälscht, die David nicht bezahlen konnte . . . ich habe ihn ruiniert. In dem schrecklichen Elend, in dem ich war, habe ich dieses Verbrechen vergessen. Die Prozesse, zu denen diese Wechsel Anlaß gaben, sind durch das Eingreifen eines Millionärs niedergeschlagen worden, und ich hatte geglaubt, er hätte sie eingelöst; es war also nichts damit!“

Und Lucien erzählte all sein Unglück. Als er seine fieberhafte Erzählung, die in der Art, wie er erzählte, eines Dichters würdig war, beendet hatte, bat er den Geistlichen, nach Angoulême zu gehen und sich bei Eva, seiner Schwester, und Frau Chardon, seiner Mutter, über den wahren Stand der Dinge zu unterrichten, damit er erfuhr, ob noch Hilfe geschaffen werden könne.

„Bis zu Ihrer Rückkehr, hochwürdiger Herr,“ sagte er und vergoß dabei heiße Tränen, „werde ich leben können. Wenn meine Mutter, meine Schwester und David mich nicht zurückstoßen, werde ich nicht sterben.“

Die pariserische Beredsamkeit, die Tränen dieser erschreckenden Reue, der schöne, blasse Jüngling, der vor Verzweiflung fast starb, der Bericht von unglücklichen Ereignissen, die fast über Menschenkraft gingen, all das erregte das Mitleid und Interesse des Geistlichen.

„In der Provinz wie in Paris“, antwortete er ihm, „darf man nur die Hälfte dessen glauben, was gesprochen wird; erschrecken Sie also nicht über ein Gerücht, das drei Meilen von Angoulême sehr irrig sein kann. Der alte Séchard, unser Nachbar, hat Marsac seit einigen Tagen verlassen; er beschäftigt sich also wahrscheinlich mit der Ordnung der Angelegenheiten seines Sohnes. Ich gehe nach Angoulême und sage Ihnen, wenn ich zurückkomme, ob Sie in Ihre Familie zurückkehren können; Ihre Geständnisse und Ihre Reue werden mir helfen, für Sie zu wirken.“

Der Geistliche wußte nicht, daß Lucien seit anderthalb Jahren so oft bereut hatte, daß seine Reue, mochte sie noch so stark sein, keinen andern Wert hatte als den einer vollkommen und dazu noch in gutem Glauben gespielten Szene! Dem Geistlichen folgte der Arzt. Der Neffe, der erkannte, daß der Patient eine Nervenkrise hatte, deren Gefahr schon zu schwinden anfing, brachte ihm ebensoviel Trost wie der Onkel und bestimmte seinen Kranken schließlich, etwas zu sich zu nehmen.

Der Geistliche, der das Land und seine Gewohnheiten kannte, war nach Mansle gefahren, wo der Wagen von Ruffec nach Angoulême bald vorbeikam, in den er einstieg. Der alte Priester wollte sich bei seinem Großneffen Postel, dem Apotheker von Houmeau, der früher der Nebenbuhler des Buchdruckers bei der schönen Eva gewesen war, über David Séchard erkundigen. Auch ein Zuschauer, der wenig scharfsinnig gewesen wäre, hätte, wenn er gesehen hätte, wie behutsam der kleine Apotheker dem alten Herrn aus dem schrecklichen Rumpelkasten half, der damals den Verkehr von Ruffec nach Angoulême vermittelte, merken müssen, daß Herr und Frau Postel für ihr ferneres Wohl stark auf seine Erbschaft rechneten.

„Haben Sie gefrühstückt? Darf ich Ihnen etwas bringen? Wir erwarteten Sie nicht und sind angenehm überrascht.“

Es gab tausend Fragen auf einmal. Frau Postel war von der Natur dazu ausersehen, die Frau eines Apothekers in Houmeau zu werden. Sie hatte die Figur des kleinen Postel und das rote Gesicht eines Mädchens, das auf dem Lande aufgewachsen ist; sie sah sehr gewöhnlich aus, und ihre ganze Schönheit bestand in der Frische ihres Wesens. Ihre roten Haare waren tief in die Stirn hereingekämmt; ihre Manieren und ihre Sprache paßten zu der Einfachheit, die sich in den Zügen ihres runden Gesichts, in dem Blick ihrer fast gelben Augen aussprach; alles sprach davon, daß sie geheiratet worden war, weil sie Vermögen zu erwarten hatte. Daher führte sie denn auch ein Jahr nach der Heirat das Regiment und schien völlig die Herrin im Hause Postels geworden zu sein, der glücklich war, daß er diese Frau gefunden hatte. Frau Léonie Postel, geborene Marron, stillte einen Sohn, der der Liebling des alten Geistlichen, des Arztes und Postels war, ein sehr häßliches Kind, das seinem Vater und seiner Mutter gleich sah.

„Nun, Onkel, was wollen Sie denn in Angoulême machen,“ fragte Léonie, „da Sie nichts zu sich nehmen wollen und davon sprechen, wieder fortzugehen, nachdem Sie kaum gekommen sind?“

Sowie der würdige geistliche Herr den Namen Evas und David Séchards ausgesprochen hatte, errötete Postel, und Léonie warf dem kleinen Mann einen Blick gewohnheitsmäßiger Eifersucht zu, wie es eine Frau, die völlig Herrin ihres Mannes ist, im Interesse ihrer Zukunft und um der Vergangenheit willen immer tut.

„Was gehen Sie denn die Leute an, Onkel, daß Sie sich in ihre Sachen mischen?“ fragte Léonie mit unverkennbarem Ärger. „Sie sind unglücklich, meine Tochter,“ versetzte der Geistliche und schilderte darauf Postel den Zustand, in dem sich Lucien bei Courtois befand. „Oh! ist das die Equipage, in der er aus Paris zurückkommt?“

rief Postel. „Armer Junge! Geist hatte er schon und war ehrgeizig. Er hätte reich werden sollen, und nun kommt er ohne Heller zurück. Aber was soll er hier? Seine Schwester ist im entsetzlichsten Elend, denn all diese Genies, der David genau so wie Lucien, verstehen nichts vom Geschäft. Wir haben mit ihm vor Gericht zu tun gehabt, und als Richter habe ich seine Verurteilung unterzeichnen müssen. Das tut mir schrecklich leid! Ich weiß nicht, ob Lucien unter den jetzigen Umständen zu seiner Schwester gehen kann; aber in jedem Fall ist das Kämmerchen, das er hier bewohnt hat, frei, und ich räume es ihm gerne ein.“ „Gut, Postel,“ sagte der Priester, setzte seinen Dreispitz auf, küßte das Kind, das auf Léonies Armen schlief, und schickte sich an, den Laden zu verlassen.

„Sie essen jedenfalls mit uns, Onkel,“ sagte Frau Postel, „denn Sie werden, wenn Sie die Sachen dieser Leute entwirren wollen, nicht so schnell fertig werden. Mein Mann fährt Sie dann mit seinem Wägelchen nach Hause.“

Die beiden Gatten sahen ihrem kostbaren Großonkel nach, wie er nach Angoulême ging.

„Er geht noch ganz gut für sein Alter,“ sagte der Apotheker.

Während der würdige Geistliche die Stufen nach Angoulême hinaufsteigt, wird es nützlich sein, die verworrenen Angelegenheiten, in die er nun hineinkam, auseinanderzusetzen.

Nach Luciens Abreise nach Paris wollte David Séchard, der wie ein tapferer und mit hoher Vernunft begabter Stier war gleich dem, den die Maler dem Evangelisten zum Gefährten geben, schnell zu dem großen Vermögen kommen, das er sich an jenem Abend am Ufer der Charente, als er mit Eva auf dem Damm saß und ihr Hand und Herz versprach, weniger für sich, als für Eva und Lucien gewünscht hatte.

Seine Frau in die Sphäre der Eleganz und des Reichtums bringen, die ihr gebührte, mit seinem mächtigen Arm den Ehrgeiz seines Bruders stützen: das war das Programm, das mit feurigen Lettern vor seinen Augen geschrieben stand. Die Zeitungen, die Politik, die ungeheure Entwicklung des Buchhandels, der Literatur und der Wissenschaften, die Neigung zur öffentlichen Erörterung aller Landesangelegenheiten, die ganze soziale Bewegung, die entstand, nachdem die Restauration festen Fuß gefaßt hatte, all das mußte sicherlich eine Menge Papier erfordern, die fast zehnfach so groß sein mußte als die, auf die der berühmte Ouvrard, der von ähnlichen Motiven sich leiten ließ, zu Beginn der Revolution spekuliert hatte. Aber im Jahre 1821 gab es in Frankreich zu viele Papiermühlen, als daß man hätte hoffen können, sich zu ihrem alleinigen Besitzer zu machen, wie es Ouvrard getan hatte, der sich der wichtigsten Fabriken bemächtigte, nachdem er erst ihre Erzeugnisse aufgekauft hatte. David hatte überdies weder die Kühnheit noch die Kapitalien, ohne die solche Spekulationen nicht möglich sind. Gerade jetzt waren die Maschinen, die Papier in jeder Länge herstellten, in England aufgekommen. Also war nichts notwendiger, als die Papierfabrikation den Bedürfnissen der französischen Zivilisation anzupassen, die in gefährlicher Weise dazu überging, die Diskussion auf alles auszudehnen und das individuelle Denken fortwährend an den Tag zu legen — was ein rechtes Unglück ist, denn die Völker, die überlegen, handeln sehr wenig. Während daher, seltsames Zusammentreffen, Lucien in das Räderwerk des ungeheuren Mechanismus des Journalismus hineinkam und dabei Gefahr lief, seine Ehre und seinen Geist in Stücke gerissen zu bekommen, beschäftigte sich David Séchard in seiner Druckerei mit dem Fortschritt der periodischen Presse in seinen materiellen Konsequenzen. Er wollte die Mittel dem Ergebnis anpassen, dem der Geist des

Jahrhunderts zustrebte. Sein Gedanke, in der Herstellung billigen Papiers ein Vermögen zu suchen, war durchaus richtig, und die Ereignisse haben seine Voraussicht gerechtfertigt. In den letzten fünfzehn Jahren sind der Behörde, die die Gesuche von Erfindern um Patenterteilung zu prüfen hat, mehr als hundert Denkschriften über angebliche Entdeckungen von Stoffen zugegangen, die für die Herstellung von Papier verwendet werden sollten. Er war sich mehr als je über die Nützlichkeit dieser Entdeckung, die nichts Großartiges an sich hatte, aber ungeheuren Gewinn versprach, klar und versank daher nach der Abreise seines Schwagers nach Paris in das hartnäckige Studium, ohne das dieses Problem nicht zu lösen war. Da er alle seine Mittel erschöpft hatte, um heiraten und die Ausgabe für Luciens Reise nach Paris beschaffen zu können, sah er sich im Anfang seiner Ehe im tiefsten Elend. Er hatte für den Betrieb seiner Druckerei tausend Franken behalten und schuldete dem Apotheker Postel für einen Wechsel ebensoviel. So war für diesen tiefen Denker das Problem ein doppeltes: er mußte ein billiges Papier erfinden und mußte es schnell erfinden; er mußte endlich den Nutzen seiner Entdeckung den Bedürfnissen seines Haushalts und seines Geschäfts anpassen. Wie soll man nun ein Hirn bezeichnen, das imstande ist, die grausamen Sorgen abzuschütteln, die die Not, welche verborgen werden muß, und das Schauspiel einer Familie ohne Brot und die täglichen Erfordernisse eines Berufs, wie der des Buchdruckers ist, hervorbringen, der so viel Sorgfalt verlangt, und dabei die Gebiete des Unbekannten mit der Glut und dem Rausch des Gelehrten zu erforschen, der auf der Suche nach einem Geheimnis ist, das sich mit jedem Tage neu vor dem Nachdenken und dem Studium des Eifrigen verbirgt? Ach, man wird sehen, daß die Erfinder noch ganz andere Leiden zu erdulden haben, ganz abgesehen von der Undankbarkeit

der Massen, denen die Müßigen und die Unfähigen von einem genialen Menschen sagen: ‚Er war zum Erfinder geboren, er konnte nichts anderes tun. Man braucht ihm für seine Entdeckung so wenig Dank sagen wie einem Menschen, der zum Fürsten geboren ist! Er übt seine natürlichen Gaben aus! Und er hat außerdem seinen Lohn in der Arbeit selbst gefunden.‘

Die Ehe bringt einem jungen Mädchen schwere geistige und körperliche Störungen, und wenn es sich unter den bürgerlichen Verhältnissen der Mittelklasse verheiratet, muß es überdies noch ganz neue Interessen kennen lernen und sich mit den Geschäften vertraut machen; für die junge Frau kommt also zunächst eine Zeit, wo sie lernen muß und nicht handeln kann. Die Liebe Davids zu seiner Frau schob zum Unglück die Erfahrungen, die sie machen mußte, hinaus; er wagte es am Tage nach der Hochzeit und an den folgenden Tagen nicht, ihr den Stand der Dinge zu bekennen. Trotz dem großen Elend, zu dem ihn der Geiz seines Vaters verdammt, konnte er sich nicht entschließen, ihr den Honigmonat durch den langweiligen Unterricht in seinem mühsamen Gewerbe und durch die Unterweisungen, deren die Frau eines Kaufmanns bedarf, zu verderben. Daher gingen die tausend Franken, seine einzige Habe, mehr für den Haushalt als für das Geschäft drauf. Die Nachlässigkeit Davids und die Unwissenheit seiner Frau dauerten vier Monate! Das Erwachen war schrecklich. Als der Wechsel Postels, den David unterschrieben hatte, fällig war, war kein Geld im Haus, und Eva kannte die Entstehung dieser Schuld gut genug, so daß sie ihren Brautschmuck und ihr Silberzeug opferte, damit er eingelöst werden konnte. Noch am Abend des Tages, an dem der Wechsel bezahlt worden war, wollte Eva ihren Mann dazu bringen, mit ihr von den Geschäften zu sprechen, denn sie hatte bemerkt, daß er um der Erfindung willen, von der

er ihr einmal gesprochen hatte, seine Druckerei vernachlässigte. Seit dem zweiten Monat seiner Ehe verbrachte David den größten Teil seiner Zeit in dem Schuppen hinten im Hofe in einem kleinen Raum, der dazu diente, seine Walzen zu gießen. Drei Monate nach seiner Ankunft in Angoulême hatte er an Stelle der Ballen, mit Hilfe deren die Lettern mit Druckerschwärze betupft wurden, den flachen und den zylinderförmigen Auftrageapparat eingeführt, der die Druckerschwärze mit Hilfe von Walzen, die aus Leim und Melasse zusammengesetzt sind, verteilt und aufträgt. Diese erste Verbesserung der Buchdruckerkunst war so unbestreitbar, daß die Brüder Cointet sie sofort, nachdem sie ihre Wirkung gesehen hatten, auch anschafften. David hatte an die Mittelwand dieser Art Küche einen Ofen mit einer Kupferpfanne angebaut und hatte gesagt, er brauche dadurch weniger Kohlen, um seine Walzen umzugießen, deren rostige Formen der Mauer entlang standen, und die er in Wirklichkeit keine zweimal umgoß. Er brachte an diesem Raume nicht nur eine starke eichene Tür an, die innen mit Eisenblech beschlagen war, sondern er ersetzte auch die schmutzigen Scheiben des Fensters durch neue Scheiben in geripptem Glas, damit niemand von außen sehen könnte, womit er sich beschäftigte. Beim ersten Wort, das Eva zu David über ihre Zukunft sprach, sah er sie mit unruhigem Blick an und brachte sie mit folgenden Worten zum Verstummen: „Liebes Kind, ich weiß, welche Gedanken dir der Anblick einer verödeten Werkstatt und die Art geschäftlichen Ruins, in dem ich bin, einflößen muß, aber siehst du,“ fuhr er fort, führte sie an das Fenster und zeigte ihr das geheimnisvolle Häuschen, „dort drin liegt unser Glück . . . wir werden noch ein paar Monate leiden müssen; aber laß uns geduldig leiden und laß mich die industrielle Erfindung machen, von der du weißt, sie wird all unserem Elend ein Ende machen.“

David war so gut, seiner Aufopferung mußte so sehr auf sein Wort geglaubt werden, daß die arme Frau, die, wie alle Frauen, sich nur um die täglichen Ausgaben kümmerte, sich vornahm, ihren Mann mit den Sorgen des Haushalts zu verschonen; sie verließ also das hübsche blau und weiße Zimmer, in dem sie sich bisher damit begnügt hatte, Näharbeiten zu machen und mit ihrer Mutter zu plaudern, und begab sich in einen der Holzverschläge am Ende der Druckerei, um den geschäftlichen Betrieb kennen zu lernen. War das nicht heroisch von einer Frau, die schon guter Hoffnung war? Während dieser ersten Monate war die Druckerei Davids so gut wie stillgestanden, und die Arbeiter, die er bis dahin für seine Arbeiten gebraucht hatte, waren einer nach dem andern gegangen. Die Brüder Cointet hatten eine Menge Aufträge und beschäftigten nicht nur die Arbeiter des Departements, die durch die Aussicht, bei ihnen gut zu verdienen, angelockt wurden, sondern auch einige aus Bordeaux, von wo hauptsächlich die Lehrlinge gekommen waren, die sich für geschickt genug hielten, um sich dem Druck des Lehrverhältnisses zu entziehen. Als Eva untersuchte, worauf sich die Druckerei Séchard stützen konnte, fand sie nur drei Personen. Zunächst Cérizet, den Lehrling, den bei der Firma Didot auszubilden David Vergnügen gemacht hatte, wie es fast allen Faktoren geht, die aus der großen Zahl Arbeiter, denen sie vorstehen, immer einige auswählen, denen sie besonders zugetan sind; David hatte diesen Lehrling namens Cérizet nach Angoulême mitgebracht, wo er sich vervollkommnet hatte; dann Marion, die dem Hause wie ein treuer Hund ergeben war; und schließlich ein Elsässer namens Kolb, der früher bei der Firma Didot Laufbursche gewesen war. Kolb war dann zum Militär ausgehoben worden und kam in dieser Zeit zufällig nach Angoulême, wo David ihn in dem Augenblick, als

seine Militärzeit zu Ende ging, bei einer Parade erblickte. Kolb machte David einen Besuch und verliebte sich in die dicke Marion, bei der er alle die Eigenschaften entdeckte, die ein Mann seiner Klasse von einer Frau verlangt: die strotzende Gesundheit, die die Wangen bräunt, die männliche Kraft, mit der Marion eine Form mit Lettern ohne Schwierigkeit heben konnte, die Frömmigkeit, auf die die Elsässer Wert legen, die Treue gegen die Herrschaft, die von einem guten Charakter zeugt, und schließlich die Sparsamkeit, der sie eine Summe von tausend Franken, Wäsche und Kleider verdankte, die so rein gehalten waren, wie es in der Provinz der Brauch ist. Marion, die dick und fett und sechsunddreißig Jahre alt war, fühlte sich sehr geschmeichelt, Gegenstand der Aufmerksamkeit eines wohlgestalteten Kürassiers von fünf Fuß sieben Zoll zu sein, der ein kräftiger Kerl war, und brachte ihn natürlich auf den Gedanken, Drucker zu werden. In dem Augenblick, in dem der Elsässer endgültig verabschiedet wurde, hatten Marion und David einen ansehnlichen Bären aus ihm gemacht, obwohl er nicht lesen und schreiben konnte. Es gab während dieser drei Monate nicht so fürchterlich viel Akzidenzaufträge, daß Cérizet sie nicht erledigen konnte. Dieser Cérizet war also zugleich Setzer, Metteur und Faktor der Druckerei und verwirklichte demnach, was Kant eine phänomenale Dreiheit nennt: er setzte, korrigierte seinen Satz, schrieb die Bestellungen ein und zog die Rechnungen aus; aber die meiste Zeit über hatte er nichts zu tun und las in seinem Verschlag Romane, bis wieder ein Plakat oder eine Einladungskarte bestellt wurde. Marion, die vom alten Séchard ausgebildet worden war, schnitt das Papier zurecht und befeuchtete es, half Kolb beim Drucken, hängte es zum Trocknen auf, beschnitt es und besorgte deswegen doch die Küche, für die sie am frühen Morgen auf den Markt ging.

Als Eva sich von Cérizet über das erste Halbjahr Bericht erstatten ließ, erfuhr sie, daß achthundert Franken eingegangen waren. Die Ausgaben beliefen sich, da Cérizet und Kolb täglich, der erste zwei Franken und der zweite einen Franken bekamen, auf sechshundert Franken. Da nun der Preis der Materialien, die für die hergestellten und gelieferten Arbeiten erforderlich waren, hundert und etliche Franken betrug, mußte es Eva klar werden, daß David in den ersten sechs Monaten seiner Ehe seine Miete, die Zinsen für das Kapital, das der Wert seiner Einrichtungen und sein Patent darstellten, die Löhne für Marion, die Druckerschwärze und schließlich die Gewinne, die ein Buchdrucker machen muß, und die Menge Druckereitensilien verloren hatte, wie z. B. die Tuche, die Seidenstoffe, die man dazu braucht, um den Druck der Presse auf die Lettern dadurch weniger stark zu machen, daß man ein Stück Stoff (den Deckel) zwischen den Tiegel der Presse und das Papier, auf das gedruckt wird, einschiebt. Nachdem Eva im allgemeinen die Mittel der Druckerei und ihre Ergebnisse kennen gelernt hatte, merkte sie schon, wie wenig Aussichten dieses Unternehmen, das an Auszehrung litt, im Vergleich mit der energischen Tätigkeit der Brüder Cointet hatte, die zugleich Papierfabrikanten, Zeitungsherausgeber, privilegierte Drucker der bischöflichen Kanzlei und Lieferanten für den Magistrat und die Präfektur waren. Die Zeitung, die Séchard Vater und Sohn vor zwei Jahren für zweiundzwanzigtausend Franken verkauft hatten, brachte jetzt jährlich achtzehntausend Franken ein. Eva merkte die Berechnung, die unter der anscheinenden Großmut der Brüder Cointet versteckt war, welche der Druckerei Séchard genügend Aufträge ließen, um existieren zu können, aber nicht genug, um ihnen Konkurrenz zu machen. Als sie die Leitung der Geschäfte übernahm, fing sie damit an, ein genaues Inventar von allem, was

an Wertstücken vorhanden war, aufzunehmen. Sie ließ die Werkstatt von Kolb, Marion und Cérizet aufräumen, putzen und alles in Ordnung bringen. Dann eines Abends, als David von einem Ausflug auf die Felder zurückkehrte — er hatte eine alte Frau bei sich, die einen umfangreichen Paken schleppte —, bat ihn Eva, er sollte ihr raten, wie man die Trümmer, die ihnen der alte Séchard hinterlassen hatte, nutzbringend verwenden könnte, und versprach ihm dabei, sie wollte die Geschäfte allein führen. Auf den Rat ihres Mannes verwandte Frau Séchard das ganze Papier, das sie gefunden und nach Sorten geordnet hatte, dazu, auf zwei Spalten und nur auf einem Bogen die illustrierten Volksgeschichten zu drucken, wie sie die Bauern in ihren Hütten an die Wände kleben: die Geschichte vom ewigen Juden, Robert dem Teufel, der schönen Magelone und etliche Wundergeschichten. Und nun machte sie Kolb zum Kolporteur. Cérizet verlor keinen Augenblick; er setzte diese naiven Seiten und ihre plumpen Ornamente vom Morgen bis zum Abend. Marion besorgte den Druck. Frau Chardon übernahm alle Hausgeschäfte, denn Eva kolorierte die Bilder. Binnen zwei Monaten verkaufte Frau Séchard dank dem Fleiß und der Ehrlichkeit Kolbs auf einem Gebiet von zwölf Meilen rings um Angoulême dreitausend Blätter, deren Herstellung sie dreißig Franken kosteten, und die ihr, das Stück zu zwei Sous, dreihundert Franken einbrachten. Aber als alle Hütten und Wirtshäuser mit diesen Geschichten tapeziert waren, mußte man an eine andere Spekulation denken, denn der Elsässer konnte nicht über das Departement hinausreisen. Eva, die alles in der Druckerei durchwühlte, fand eine Sammlung Figuren, die zum Druck eines Almanachs nötig waren, der Schäferalmanach hieß und in dem die Dinge durch Zeichen und Bilder in roter, schwarzer und blauer Farbe wiedergegeben waren. Der alte Séchard, der

nicht lesen und schreiben konnte, hatte früher einmal mit dem Druck dieses Buches, das für die bestimmt ist, die nicht lesen können, viel Geld verdient. Dieser Almanach, der einen Sou kostet, besteht aus einem Bogen, der vierundsechzigmal gefaltet wird, so daß ein Buch in 64° mit hundertachtundzwanzig Seiten entstand. Frau Séchard, die ganz glücklich war über den Erfolg ihrer fliegenden Blätter — einer Industrie, der sich die kleinen Provinzdruckereien mit Vorliebe widmen —, unternahm jetzt die Herausgabe des Schäferalmanachs in großem Maßstabe und opferte diesem Geschäft ihre Gewinne. Das Papier des Schäferalmanachs, von dem in jedem Jahr in Frankreich ein paar Millionen Exemplare verkauft werden, ist gröber als das des Lütticher Boten und kostet vier Franken das Ries. Ist es bedruckt, so bringt dieses Ries also, das fünfhundert Bogen hat, der Bogen zu einem Sou, fünfundzwanzig Franken. Frau Séchard entschloß sich, hundert Ries zu einer ersten Auflage zu nehmen, was fünfzigtausend Almanache und zweitausend Franken Gewinn bedeutete. Obwohl David zerstreut war, wie es ein Mann sein mußte, der so innerlich beschäftigt war, war er doch überrascht, wenn er einen Blick in seine Werkstatt warf, eine Presse knirschen hörte und Cérizet, der unermüdlich tätig war, unter der Leitung der Frau Séchard setzen sah. Als er einmal hineinging, um zu sehen, was Eva da vornahm, war das Lob ihres Mannes, der die Sache mit dem Almanach vortrefflich fand, ein schöner Triumph für sie. Auch versprach David ihr seine Ratschläge für die Anwendung der verschiedenen Farben, die für das Bilderwerk dieses Almanachs, in dem alles zum Auge spricht, notwendig sind. Schließlich wollte er selbst in seiner geheimnisvollen Werkstatt die Walzen gießen, um seine Frau, soviel er konnte, in diesem großen kleinen Unternehmen zu unterstützen.

Im Beginn dieser eifrigen Tätigkeit kamen die trostlosen Briefe, in denen Lucien seiner Mutter, seiner Schwester und seinem Schwager Mitteilung von seinem Mißerfolg und seiner elenden Lage in Paris machte. Man muß jetzt verstehen, daß Eva, Frau Chardon und David, als sie dem verwöhnten Knaben dreihundert Franken schickten, dem Dichter damit ein sehr großes Opfer brachten. Eva war von diesen Nachrichten niedergedrückt und verzweifelt, daß sie durch so tapfere Arbeit so wenig verdiente, und so sah sie nicht ohne Angst dem Ereignis entgegen, das sonst ein junges Paar auf den Gipfel der Freude bringt. Als sie fühlte, daß sie Mutter werden sollte, sagte sie sich: ‚Wenn mein lieber David zur Zeit meiner Niederkunft das Ziel seiner Forschungen nicht erreicht hat, was soll aus uns werden? ... Und wer wird die jungen Geschäfte unserer armen Druckerei leiten?‘

Der Schäferalmanach mußte lange vor dem ersten Januar fertig werden; aber Cérizet, dem der ganze Satz überlassen war, arbeitete mit einer Langsamkeit daran, die Frau Séchard insbesondere darum in Verzweiflung bringen mußte, weil sie nicht genug von der Druckerei verstand, um ihn zu tadeln, sich vielmehr damit begnügen mußte, den jungen Pariser im Auge zu behalten. Cérizet war ein Findelkind, war im großen Findelhaus in Paris aufgezogen und dann zur Firma Didot als Lehrling gebracht worden. Zwischen seinem vierzehnten und siebzehnten Lebensjahr war er der getreue Knappe Séchards, der ihn der Obhut eines seiner geschicktesten Arbeiter anvertraute; denn David interessierte sich natürlich für Cérizet, als er ihn intelligent fand, und er gewann seine Zuneigung, als er ihm einige Vergnügen verschaffte und Süßigkeiten zukommen ließ, die seine Armut ihm sonst versagt hätte. Cérizet, der ein hübsches, schlaues Gesicht, rote Haare und etwas

verschwommene blaue Augen hatte, hatte die Sitten des Pariser Gassenjungen nach der Hauptstadt des Angoumois gebracht. Sein lebhafter und spöttischer Geist, seine boshafte Verschlagenheit machten ihn hier gefürchtet. Cérizet, der in Angoulême von David weniger überwacht wurde, sei es, weil er älter war und seinem Mentor mehr Zutrauen einflößte, oder weil der Drucker auf den Einfluß der Provinz baute, war, ohne daß sein Herr eine Ahnung davon hatte, der Don Juan von drei oder vier jungen Arbeiterinnen geworden und schon völlig verdorben. Seine Moral, die in den Pariser Kneipen ausgebildet worden war, nahm das persönliche Interesse als einziges Gesetz. Überdies sah Cérizet, der im nächsten Jahr zur Stellung gehen mußte, keine Aussichten vor sich; daher machte er Schulden und dachte, in einem halben Jahre würde er Soldat, und dann könnten ihm seine Gläubiger nachlaufen. David behielt über den Burschen einige Autorität, nicht weil er sein Meister hieß und nicht, weil er sich für ihn interessierte, sondern weil der frühere Pariser Gassenjunge in ihm eine hohe Intelligenz erkannte. Cérizet freundete sich bald mit den Arbeitern der Firma Cointet an, zu denen ihn der Korpsgeist trieb, der vielleicht in den unteren Klassen noch mächtiger ist als in den oberen. In diesem Verkehr büßte Cérizet die paar guten Lehren, die David ihm eingepreßt hatte, noch vollends ein; trotzdem aber nahm er, wenn man ihn wegen des Holzplunders in seiner Werkstatt verspottete, womit die Bären die alten Pressen der Séchards meinten, und ihm die zwölf prachtvollen eisernen Pressen zeigte, die in der riesigen Werkstatt der Firma Cointet im Gange waren, wo man nur noch eine Holzpresse für Korrekturabzüge in Benutzung hatte, noch Davids Partei und schleuderte den Prahlhänsen stolz die Worte ins Gesicht: „Mit seinem Holzplunder wird mein Gimpel weiter kommen als eure mit ihren eisernen Allerweltpressen, die nur

Andachtsbücher von sich geben! Er sucht ein Geheimnis, das allen Druckereien in Frankreich und Navarra ein Ende macht!“ „Inzwischen aber bist du ein elender Faktor mit vierzig Sous Lohn und hast eine Plätterin zum Herrn,“ antwortete man ihm. „Na, na, sie ist hübsch,“ erwiderte Cérizet, „und ich sehe sie lieber als die Dickköpfe eurer Herren.“ „Wirst du von dem Anblick deiner Meisterin satt?“

Diese freundschaftlichen Auseinandersetzungen, die in der Kneipe oder vor der Tür der Druckerei stattfanden, mußten auch zu den Ohren der Brüder Cointet dringen und sie über die Lage der Druckerei Séchard aufklären; sie erfuhren also von der Spekulation, mit der es Eva versuchte, und hielten es für nötig, ein Unternehmen im Keime zu ersticken, das der armen Frau den Weg zum Wohlstand eröffnen konnte.

„Wir müssen ihr eins auf die Finger geben, um ihr den Geschmack an dem Geschäft zu verderben,“ sagten sich die beiden Brüder.

Der eine der Brüder, der die Druckerei leitete, begegnete Cérizet und trug ihm an, er sollte für sie Korrekturen lesen, vorläufig zur Probe, um ihren Korrektor zu entlasten, der mit dem Lesen ihrer Werke nicht fertig werden konnte. Cérizet verdiente durch ein paar Stunden Nacharbeit bei den Brüdern Cointet mehr als tagsüber bei David Séchard. Es kam zu innigen Beziehungen zwischen den Cointet und Cérizet, dessen große Gaben man erkannte, und den man beklagte, daß er in einer Stellung war, die seinen Interessen so schlecht entsprach.

„Sie könnten“, sagte eines Tages der eine Herr Cointet zu ihm, „Faktor einer großen Druckerei werden und sechs Franken täglich verdienen, und mit Ihrer Intelligenz brächten Sie es dazu, einmal am Geschäft beteiligt zu werden.“ „Wozu soll mir das helfen, daß ich ein guter

Faktor bin?“ antwortete Cérizet; „ich bin Waise, muß im nächsten Jahr zur Stellung, und wer soll mir, wenn das Los mich trifft, einen Ersatzmann stellen?“ „Wenn Sie sich nützlich machen,“ erwiderte der reiche Drucker, „warum sollte man Ihnen die Summe, die nötig ist, damit Sie frei werden, nicht vorstrecken?“ „Mein Meister tut es ganz gewiß nicht,“ erwiderte Cérizet. „Wer weiß! Vielleicht findet er das Geheimnis, das er sucht ...“

Dieser Satz war auf eine Art gesagt, die bei dem, der ihn hörte, die schlimmsten Gedanken wecken mußte; und so warf Cérizet dem Papierfabrikanten einen Blick zu, der eine scharfe Frage bedeutete.

„Ich weiß nicht, womit er sich beschäftigt,“ antwortete er dann klug, als der Herr stumm blieb, „aber er ist nicht der Mann, der in seinem Setzkasten Kapitalien sucht!“

„Hören Sie, Freundchen!“ sagte der Drucker und überreichte Cérizet sechs Bogen des Gebetbuches der Diözese, „wenn Sie uns das bis morgen korrigiert haben, bekommen Sie morgen achtzehn Franken. Wir sind nicht schlimm, wir lassen den Faktor unseres Konkurrenten Geld verdienen! Wir könnten ja schließlich auch Frau Séchard sich in das Geschäft mit dem Schäferalmanach stürzen lassen und sie ruinieren, aber wir sind nicht so: sagen Sie ihr, bitte, daß wir einen Schäferalmanach herausgeben, und geben Sie ihr zu verstehen, daß sie nicht zuerst damit auf dem Markt sein wird.“

Man wird jetzt verstehen, warum Cérizet mit dem Setzen des Almanachs so langsam von der Stelle kam.

Als Eva erfuhr, daß die Cointet ihrer armseligen kleinen Spekulation in den Weg traten, wurde sie von Angst ergriffen und wollte in der Mitteilung, die Cérizet ihr recht heuchlerisch über die Konkurrenz machte, die sie zu erwarten hätte, einen Beweis seiner Anhänglichkeit sehen; aber bald bemerkte sie bei ihrem einzigen Setzer Spuren

einer zu lebhaften Neugier, die sie seiner Jugend zuschreiben wollte.

„Cérizet,“ sagte sie eines Morgens zu ihm, „Sie stellen sich in die Tür und warten, bis Herr Séchard durchkommt, um zu sehen, was er verbirgt; Sie sehen in den Hof, wenn er aus der Werkstatt geht, um die Walzen zu gießen, anstatt den Satz unseres Almanachs fertigzumachen. All das ist nicht gut, besonders wo Sie sehen, daß ich, seine Frau, sein Geheimnis respektiere und mich so abmühe, um ihm die Zeit zu lassen, sich seinen Arbeiten zu widmen. Wenn Sie nicht die Zeit vertrödelt hätten, wäre der Almanach fertig, Kolb würde ihn schon verkaufen, und die Cointet könnten uns keinen Schaden tun.“

„Ja, glauben Sie, Meisterin,“ antwortete Cérizet, „es sei nicht genug für die vierzig Sous, die ich hier im Tag verdiene, daß ich Ihnen für hundert Sous Satz mache? Wenn ich nicht abends für die Brüder Cointet Korrekturen läse, könnte ich wahrhaftig Kleie essen.“

„Sie sind schon früh undankbar, Sie werden Ihren Weg machen,“ erwiderte Eva, die im Herzen getroffen war, weniger durch die Vorwürfe Cérizets, als durch seinen groben Ton, seine drohende Haltung und durch seine frechen Blicke.

„Aber nicht, wenn ich eine Frau zum Meister habe, denn bei der hat der Monat nicht oft dreißig Tage.“

Eva fühlte sich in ihrer Frauenwürde gekränkt, warf Cérizet einen verächtlichen Blick zu und stieg in die Wohnung hinauf. Als David zum Essen kam, sagte sie zu ihm: „Mein Freund, traust du diesem Burschen, diesem Cérizet?“ „Cérizet!“ sagte er. „Aber das ist ja mein Page, ich habe ihn ausgebildet, er hat das Manuskript vorgelesen, wenn ich Korrekturen las, ich habe ihn an den Setzkasten gestellt, er verdankt mir ja alles, was er ist! Man könnte ebensogut einen Vater fragen, ob er seinem Kinde traut.“

Eva teilte ihrem Manne mit, daß Cérizet auf Rechnung der Cointet Korrekturen las.

„Der arme Kerl, er muß schon sehen, daß er leben kann,“ erwiderte David in dem demütigen Ton eines Meisters, der sich schuldig fühlt. „Jawohl; aber mein Lieber, zwischen Kolb und Cérizet ist folgender Unterschied: Kolb macht alle Tage zwanzig Meilen, gibt fünfzehn oder zwanzig Sous aus, bringt uns sieben, acht, manchmal neun Franken für verkaufte Blätter und verlangt, wenn er seine Auslagen bekommen hat, nie mehr als seine zwanzig Sous. Kolb würde sich lieber die Hand abschneiden, als daß er bei den Cointet den Schwengel einer Presse anrührte, und er würde die Sachen nicht ansehen, die du in den Hof wirfst, und wenn man ihm tausend Taler gäbe; während Cérizet sie aufliest und untersucht.“

Die schönen Seelen bringen sich schwer dazu, an die Undankbarkeit zu glauben, sie brauchen harte Lehren, ehe sie merken, wie weit die Verderbtheit des Menschen geht; und dann, wenn ihre Erziehung auf diesem Gebiete vollendet ist, erreichen sie die Höhe einer Nachsicht, die die höchste Stufe der Verachtung ist.

„Ach was, das ist bloße Neugier eines Pariser Straßengungen!“ rief also David. „Schön, mein Lieber, aber tu mir den Gefallen und geh in die Werkstatt, sieh nach, was dein Junge in einem Monat gesetzt hat, und sage mir, ob er in diesem Monat nicht mit unserm Almanach hätte fertig werden müssen ...“

Nach dem Mittagessen überzeugte sich David, daß der Almanach in acht Tagen hätte gesetzt sein müssen; als er dann erfuhr, daß die Cointet auch einen vorbereiteten, kam er seiner Frau zu Hilfe: er ordnete an, daß Kolb den Verkauf der Bilderbogen einstellte, und er brachte alles in der Werkstatt in Ordnung; er setzte selbst eine Form zusammen, von der Kolb und Marion zusammen

die Abzüge machen mußten, während er mit Cérizet die andere druckte, wobei er den Druck in verschiedenen Farben überwachte. Jede Farbe erfordert einen besonderen Druck. Ein Bogen mit vier verschiedenen Farben muß also viermal durch die Presse gehen. Der Schäferalmanach muß also viermal statt einmal gedruckt werden, und seine Herstellung kostet daher so viel, daß er ausschließlich in den Provinzdruckereien gedruckt wird, wo die Arbeit und die Zinsen des Kapitals, das in der Druckerei steckt, fast keinen Wert repräsentieren. Dieses Werk, so plump es auch für den äußern Anschein ist, kann also in den Druckereien, aus denen schöne Werke hervorgehen, nicht hergestellt werden. Zum erstenmal seit dem Rücktritt des alten Séchard sah man jetzt wieder in der alten Werkstatt zwei Pressen im Gange. Obgleich der Almanach in seiner Art ein Meisterwerk wurde, mußte Eva ihn für einen halben Sou abgeben, denn die Brüder Cointet lieferten ihren den Kolporteurs für drei Centimes; sie kam auf ihre Kosten durch die Kolportage, sie verdiente an dem Verkauf, den Kolb direkt bewerkstelligte; aber ihre Spekulation ging fehl. Als Cérizet sah, daß seine schöne Meisterin ihm mißtraute, lehnte er sich innerlich gegen sie auf und sagte sich: ‚Du hast Verdacht gegen mich, ich werde mich rächen!‘ Das ist der Charakter des Pariser Gassenjungen. Cérizet nahm also von der Firma Gebrüder Cointet Nebeneinkünfte an, die ohne Frage für das Lesen der Korrekturen, die er jeden Abend in ihrem Kontor holte und morgens wiederbrachte, zu hoch waren. Er plauderte täglich mehr mit ihnen, freundete sich an, sah zuletzt die Möglichkeit, vom Militärdienst freizukommen, die man ihm als Köder vorhielt; und die Cointet hatten es gar nicht nötig, ihn zu bestechen, sie hörten vielmehr von ihm die ersten Worte über die Ausspionierung und Nutzbarmachung des Geheimnisses, das David suchte.

Eva, die mit Sorge sah, wie wenig man Cérizet trauen konnte, und wie unmöglich es war, einen zweiten Kolb zu finden, beschloß, ihren einzigen Setzer, in dem sie mit dem zweiten Gesicht des liebenden Weibes einen Verräter sah, zu entlassen; aber da das der Tod ihrer Druckerei war, faßte sie einen männlichen Entschluß: sie schrieb an Herrn Métivier, den Pariser Geschäftsfreund von David Séchard, ebenso wie von den Cointet und fast allen Papierfabrikanten des Departements, einen Brief und bat ihn, in die Buchhändlerzeitung in Paris die folgende Anzeige einzurücken: „Zu verkaufen eine Buchdruckerei in vollem Betrieb mit Einrichtung und Patent in Angoulême. Wegen der Bedingungen wende man sich an Herrn Métivier, Rue Serpente.“

Nachdem die Cointet die Nummer des Blattes, in dem diese Anzeige stand, gelesen hatten, sagten sie sich: „Diese kleine Frau ist nicht dumm. Es ist Zeit, uns zum Herrn ihrer Druckerei zu machen und ihr so viel zu tun zu geben, daß sie davon leben kann; sonst könnte der Nachfolger Davids ein ernsthafter Konkurrent werden, und es ist unser Interesse, immer zu sehen, was in der Werkstatt vorgeht.“

Auf Grund dieser Erwägungen suchten die Brüder Cointet David Séchard auf. Eva, an die die beiden Brüder sich wandten, empfand die lebhafteste Freude, als sie die schnelle Wirkung ihrer List sah, denn sie verhehlten ihr nicht ihren Plan, Herrn Séchard vorzuschlagen, er sollte auf ihre Rechnung drucken: sie waren mit Aufträgen überlastet, ihre Pressen konnten die Arbeit nicht leisten, sie hatten Arbeiter in Bordeaux gesucht und machten sich anheischig, die drei Pressen Davids zu beschäftigen.

„Meine Herren,“ sagte sie zu den beiden Brüdern Cointet, während Cérizet ging, um David den Besuch seiner Kollegen zu melden, „mein Mann hat bei der Firma Didot

vortreffliche Gehilfen kennen gelernt, die redlich und unternehmend sind, er wird sich ohne Frage seinen Nachfolger unter den Besten aussuchen . . . Ist es nicht mehr wert, sein Geschäft für zwanzigtausend Franken zu verkaufen, die uns tausend Franken Rente geben, als tausend Franken jährlich bei dem Geschäft zu verlieren, das Sie uns machen lassen? Warum haben Sie uns die armselige kleine Spekulation mit unserm Almanach stören wollen, der noch dazu unserer Druckerei gehörte?“

„Aber, Frau Séchard, warum haben Sie uns keine Mitteilung davon gemacht? Wir wären Ihnen nicht in den Weg getreten,“ sagte liebenswürdig der eine der beiden Brüder, den man den ‚großen Cointet‘ nannte.

„Gehen Sie doch, meine Herren! Sie haben Ihren Almanach erst angefangen, nachdem Sie von Cérizet gehört hatten, daß ich meinen mache.“

Während sie diese Worte lebhaft sagte, sah sie den großen Cointet an und brachte ihn dazu, die Augen niederzuschlagen. Sie erlangte so die Gewißheit von Cérizets Verrat.

Dieser Cointet, der der Papierfabrikation und den Geldgeschäften vorstand, war ein viel geschickterer Kaufmann als sein Bruder Jean, der zwar die Buchdruckerei mit großer Umsicht leitete, aber dessen Fähigkeiten sich dem eines Obersten vergleichen ließen, während Boniface ein General war, dem Jean das oberste Kommando überließ. Boniface, ein dürrer, hagerer Mann mit einem Gesicht, gelb wie eine Wachskerze, mit roten Flecken bedeckt, und zusammengekniffenem Mund, und dessen Augen denen einer Katze glichen, ließ sich niemals zum Zorn hinreißen: er hörte mit scheinheiliger Ruhe die größten Beschimpfungen an und antwortete mit sanfter Stimme. Er ging zur Messe, zur Beichte und zum Abendmahl. Unter Manieren, die die eines Schleichers waren, und einem fast schlaffen

Äußern verbarg er die Zähigkeit und den Ehrgeiz des Priesters und die Gier des Handelsmannes, der von dem Durst nach Reichtümern und Ehren verzehrt wird. Schon 1820 wollte der große Cointet alles, was die Bourgeoisie schließlich in der Revolution von 1830 erlangt hat. Von Haß gegen die Aristokratie erfüllt und gleichgültig in Sachen der Religion, war er in der Weise fromm, wie Napoleon ein Anhänger der Bergpartei gewesen war. Sein Rückgrat beugte sich mit bewunderungswürdiger Geschmeidigkeit vor dem Adel und der Verwaltungsbehörde, vor der er sich klein, demütig und zuvorkommend machte.

Ein Zug, dessen Bedeutung jeder, der sich auf die Geschäfte versteht, würdigen wird, kennzeichnete vor allem diesen Mann: er trug eine blaue Brille, hinter der er seinen Blick verbarg, unter dem Vorwand, seine Augen vor der starken Lichtstrahlung in einer Stadt zu schützen, wo der Erdboden und die Gebäude weiß sind, und wo die Intensität des Tageslichts noch durch die hohe Lage über dem Meer gesteigert wird. Obwohl er nur von mittlerer Figur war, erschien er doch groß durch seine Magerkeit, die auf eine von Arbeit niedergedrückte Natur und auf ein in immerwährender Tätigkeit begriffenes Hirn schließen ließ. Seine jesuitische Physiognomie wurde noch vervollständigt durch eine platte, graue, lange, nach Art der Geistlichen zugestutzte Frisur und seine Kleidung, die seit sieben Jahren aus einer schwarzen Hose, schwarzen Strümpfen, einer schwarzen Weste und einem langen Gehrock aus kastanienfarbenem Tuch bestand. Man nannte ihn den großen Cointet, um ihn von seinem Bruder zu unterscheiden, den man den dicken Cointet hieß, wodurch man den Gegensatz, der sowohl zwischen den Figuren als auch den Fähigkeiten der beiden Brüder, die übrigens in gleicher Weise zu fürchten waren, bestand, zum Ausdruck bringen wollte. In der Tat stach der Eindruck, den Jean Cointet,

der wie ein gutmütiger, dicker Bursche aussah, machte, auffallend von dem seines älteren Bruders ab. Er hatte ein flämisches, von der Sonne des Angoumois gebräuntes Gesicht, war kurz und stämmig, dickwanstig wie Sancho und lächelte unaufhörlich. Er war nicht nur in Physiognomie und Verstandesanlagen seinem Bruder unähnlich, sondern auch in den Anschauungen, die nahezu liberal waren. Er war linkes Zentrum, ging nur des Sonntags zur Messe und stand auf bestem Fuße mit den liberalen Kaufleuten. Einige Kaufleute in Houmeau behaupteten, daß diese Verschiedenheit der Ansichten zwischen den beiden Brüdern ein abgekartetes Spiel sei. Der große Cointet bediente sich geschickt der anscheinenden Derbheit seines Bruders, er gebrauchte ihn wie eine Keule. Jean hatte das Amt der harten Worte und aller der Betätigungen, die der Sanftmut seines Bruders widerstrebten. Er übernahm die Zornausbrüche, machte unannehmbarbare Vorschläge, die die seines Bruders noch milder erscheinen ließen, und so gelangten sie, früher oder später, zu ihrem Ziel.

Mit dem Takt, der den Frauen eigentümlich ist, hatte Eva bald den Charakter der beiden Brüder erraten. Sie war demgemäß in Gegenwart so gefährlicher Gegner auf ihrer Hut. David, der von seiner Frau schon eingeweiht worden war, hörte die Vorschläge seiner Feinde mit tiefer Zerstreutheit an: „Verständigen Sie sich mit meiner Frau,“ sagte er zu den Cointet und öffnete die Glastür des kleinen Nebenzimmers, um in sein Laboratorium zurückzukehren, „sie weiß mit meiner Druckerei besser Bescheid als ich. Ich bin mit einem Unternehmen beschäftigt, das einträglicher sein wird als dieses armselige Geschäft, und das mir die Summen wieder einbringen wird, die ich mit Ihrer Hilfe verloren habe ...“ „Und auf welche Art?“ sagte der dicke Cointet lachend.

Eva warf ihrem Manne einen Blick zu, der ihm Klugheit empfehlen sollte.

„Sie werden mir tributpflichtig sein, Sie und alle, die Papier verbrauchen,“ antwortete David. „Und was suchen Sie denn?“ fragte Benoît-Boniface Cointet.

Als Boniface mit sanftem Ton und einschmeichelnder Miene seine Frage losgelassen hatte, blickte Eva ihren Mann von neuem an, um ihn dazu zu bringen, nichts oder etwas, das wie nichts war, zu antworten.

„Ich bin dabei, das Papier fünfzig Prozent unter dem bisherigen Herstellungspreis zu fabrizieren . . .“

Und er verließ das Zimmer, ohne den Blick zu beachten, den die Brüder Cointet austauschten, und mit dem sie einander sagten: „Dieser Mann mußte ein Erfinder sein; mit so mächtigen Schultern konnte er nicht untätig sein.“ „Nutzen wir ihn aus!“ sagte Boniface. „Und wie?“ fragte Jean. „David macht es mit Ihnen wie mit mir,“ sagte Frau Séchard. „Wenn ich die Neugierige spiele, ist er wahrscheinlich vor meinem Namen auf der Hut und wirft mir diesen Satz zu, der schließlich doch nur ein Programm ist.“ „Wenn Ihr Mann dieses Programm ausführt, wird er sicherlich schneller zu Geld kommen als mit der Druckerei, und ich wundere mich nicht mehr, daß er sie vernachlässigt,“ versetzte Boniface und wandte sich der verödeten Werkstatt zu, wo Kolb auf einem Holzbock saß und sein Brot mit einer Knoblauchszehe einrieb; „aber wir würden es nicht gerne sehen, wenn diese Druckerei in die Hände eines tätigen, betrieb-samen und ehrgeizigen Konkurrenten käme, und daher würden wir uns gern mit Ihnen verständigen. Wenn Sie zum Beispiel damit einverstanden sind, Ihre Einrichtung für eine bestimmte Summe einem unserer Gehilfen zu vermieten, der unter Ihrer Firma für uns arbeiten würde, wie das in Paris geschieht, dann würden wir den Mann so gut

beschäftigen, daß er Ihnen eine anständige Miete bezahlen und kleine Gewinne erzielen könnte.“ „Das kommt auf die Summe an,“ erwiderte Eva Séchard. „Was wollen Sie geben?“ fügte sie hinzu und blickte Boniface auf eine Weise an, die ihm zu verstehen geben sollte, daß sie seinen Plan völlig verstand. „Was würden Sie denn verlangen?“ fragte Jean Cointet lebhaft. „Dreitausend Franken für ein halbes Jahr,“ erwiderte sie. „Aber, liebe kleine Frau, Sie sprachen doch davon, Ihre Druckerei für zwanzigtausend Franken zu verkaufen,“ versetzte Boniface ganz sanft. „Die Zinsen von zwanzigtausend Franken betragen zu sechs Prozent nur zwölfhundert Franken.“

Eva war einen Augenblick ganz bestürzt; sie merkte jetzt, wie wichtig es in Geschäften sei, schweigen zu können.

„Sie bedienen sich unserer Pressen und unserer Schriften, mit denen ich, wie ich Ihnen gezeigt habe, noch allerlei kleine Geschäfte machen kann,“ erwiderte sie, „und wir haben dem alten Herrn Séchard, der uns nicht viel schenkt, Miete zu zahlen.“

Nach einem Kampf von zwei Stunden setzte Eva zwanzigtausend Franken für ein halbes Jahr durch, von denen tausend im voraus bezahlt werden sollten. Als alles abgemacht war, teilten ihr die beiden Brüder mit, es wäre ihre Absicht, Cérizet die Pacht der Buchdruckerei zu übertragen. Eva konnte eine Bewegung der Überraschung nicht zurückhalten.

„Ist es nicht besser, jemanden zu nehmen, der die Werkstatt kennt?“ sagte der dicke Cointet.

Eva grüßte die beiden Brüder, ohne zu antworten, und nahm sich vor, Cérizet persönlich zu überwachen.

„So, jetzt sind also unsere Feinde an Ort und Stelle!“ sagte David lachend zu seiner Frau, als sie ihm vor dem Mittagessen die Schriftstücke zeigte, die zu unterzeichnen waren.

„Bah!“ sagte sie, „ich bürgе für die Anhänglichkeit von Kolb und Marion; die zwei werden alles überwachen. Überdies erlösen wir viertausend Franken aus einer Einrichtung, die uns bisher nur Geld gekostet hat, und du hast ein Jahr vor dir, um deine Hoffnungen zu verwirklichen!“ „Du mußttest, wie du es mir am Flusse gesagt hast, die Frau eines Erfinders werden!“ sagte Séchard und drückte seiner Frau zärtlich die Hand.

Der Hausstand Davids hatte jetzt eine hinreichende Summe, um über den Winter hinwegzukommen, aber er stand unter der Überwachung von Cérizet und, ohne daß David es wußte, in Abhängigkeit vom großen Cointet.

„Wir haben sie!“ sagte beim Fortgehen der Direktor der Papierfabrik zu seinem Bruder, dem Drucker. „Diese armen Leute werden sich daran gewöhnen, die Miete für ihre Druckerei zu erhalten; sie werden darauf rechnen und werden Schulden machen. In einem halben Jahr erneuern wir die Pacht nicht, und dann wollen wir sehen, was das Genie in seinem Sack hat, denn wir werden ihm vorschlagen, ihm aus der Verlegenheit zu helfen und uns an der Ausbeutung seiner Entdeckung zu beteiligen.“

Wenn ein gewitzter Kaufmann den großen Cointet hätte sehen können, wie er das Wort ‚beteiligen‘ aussprach, hätte er begriffen, daß vor dem Handelsgericht noch gefährlichere Verbindungen geschlossen werden können als vor dem Standesamt. War es nicht schon zuviel, daß diese wilden Jäger ihrer Beute auf der Spur waren? Waren David und seine Frau mit Hilfe von Kolb und Marion imstande, sich der Ränke eines Boniface Cointet zu erwehren?

Als die Niederkunft der Frau Séchard herannahte, erlaubte es die Fünfhundertfrankennote, die Lucien schickte, zusammen mit Cérizets zweiter Zahlung, alle Ausgaben zu bestreiten. Eva, ihre Mutter und David, die sich von

Lucien vergessen geglaubt hatten, empfanden jetzt eine Freude, die ebenso groß war wie die, die sie über die ersten Erfolge des Dichters hatten: seine glänzenden journalistischen Leistungen machten in Angoulême noch mehr Aufsehen als in Paris.

David, der so in eine trügerische Sicherheit gewiegt gewesen war, wollte fast umsinken, als er von seinem Schwager die folgenden grausamen Zeilen erhielt:

„Lieber David! Ich habe bei Métivier drei von Dir unterzeichnete Wechsel auf meine Order mit einem, zwei und drei Monaten Ziel zu Geld gemacht. Ich hatte nur zwischen diesem Entschluß und dem Selbstmord zu wählen, und so habe ich etwas getan, was Dir ohne Zweifel sehr lästig fallen wird. Ich werde Dir erklären, in welcher Notlage ich bin, und werde überdies versuchen, Dir die Mittel zur Einlösung zu schicken.

Verbrenne diesen Brief, sage meiner Schwester und meiner Mutter nichts, denn ich gestehe, ich habe auf Deinen Heroismus gezählt, den so gut kennt

Dein verzweifelter Bruder

Lucien von Rubempré.“

„Dein armer Bruder“, sagte David zu seiner Frau, die eben aus dem Wochenbett aufgestanden war, „ist in schrecklicher Verlegenheit, ich habe ihm drei Wechsel über je tausend Franken auf einen, zwei und drei Monate geschickt; notiere es.“

Dann ging er ins Freie, um den Erklärungen auszuweichen, die seine Frau verlangen würde. Als aber Eva mit ihrer Mutter sich über diesen unheilkundenden Satz beriet, bekam sie, die schon über das Schweigen ihres Bruders seit einem halben Jahre sehr beunruhigt war, so schlimme Ahnungen, daß sie sich, um sie zu verscheuchen,

entschloß, einen Schritt zu tun, wie ihn die Verzweiflung rät. Der junge Herr von Rastignac war für ein paar Tage zum Besuch bei seiner Familie eingetroffen, und er hatte über Lucien so schlecht gesprochen, daß diese Nachrichten aus Paris mit den Kommentaren aller der Zungen, die sie verbreitet hatten, auch zur Schwester und Mutter des Journalisten gedrungen waren. Eva ging zu Frau von Rastignac und bat dort, den Sohn sprechen zu können. Sie sprach von allen ihren Befürchtungen zu ihm und bat ihn, ihr die Wahrheit über Luciens Lage in Paris zu sagen. Eva erfuhr nun in einem Augenblick die Nachrichten von der Lieb- schaft ihres Bruders mit Coralie, von seinem Duell mit Michel Chrestien auf Grund seines Verrats gegen d'Arthez, kurz, sie erfuhr alle Einzelheiten von Luciens Leben in der giftigen Darstellung eines witzigen Stutzers, der seinem Haß und seinem Neid den Mantel des Mitleids, die freund- schaftliche Form des Patriotismus, der über die Zukunft eines großen Mannes in Sorge ist, und die Farbe einer auf- richtigen Bewunderung für das Talent eines Landsmannes gab, der sich so grausam kompromittiert hatte. Er sprach von den Fehlern, die Lucien begangen hatte, und die ihn um die Protektion der höchsten Persönlichkeiten gebracht hatten, die daran schuld wären, daß eine Ordonnanz, die ihm das Wappen und den Namen ‚von Rubempré‘ über- trug, zerrissen worden wäre.

„Wenn Ihr Bruder gut beraten gewesen wäre, wäre er heute auf dem Wege zu den größten Ehren und wäre Gatte der Frau von Bargeton. Aber was soll man sagen! Er hat sie verlassen und beschimpft. Sie ist zu ihrem großen Bedauern Gräfin du Châtelet geworden, denn sie liebte Lucien.“ „Ist es möglich?“ rief Frau Séchard. „Ihr Bruder ist ein Adler, den die ersten Strahlen des Luxus und des Ruhmes geblendet haben. Wer kann sagen, wenn ein Adler fällt, in welchen Abgrund er stürzen wird?

Der Sturz eines großen Mannes steht immer im Verhältnis zu der Höhe, zu der er gelangt war.“

Eva ging nach Hause, voller Schrecken über diesen letzten Satz, der ihr wie ein Pfeil ins Herz gedrungen war. Sie war an der empfindlichsten Stelle ihrer Seele getroffen und bewahrte das tiefste Schweigen über alles, was sie gehört hatte; aber mehr als eine Träne fiel auf die Wangen und die Stirn des Kindes, das sie stillte. Es ist so schwer, auf die Illusionen zu verzichten, die der Familiensinn erzeugt und die mit dem Leben geboren werden, daß Eva Eugen von Rastignac nicht glauben wollte; sie wollte die Stimme eines wahrhaften Freundes hören. So schrieb sie also an d'Arthez, dessen Adresse ihr Lucien in der Zeit gegeben hatte, wo er für den Zirkel begeistert gewesen war, einen rührenden Brief und erhielt die folgende Antwort:

„Verehrte Frau!

Sie bitten mich um die Wahrheit über das Leben, das Ihr Herr Bruder in Paris führt. Sie wollen über seine Zukunft klarsehen, und um mich zu zwingen, Ihnen offen zu antworten, wiederholen Sie mir, was Ihnen Herr von Rastignac darüber gesagt hat, und fragen mich, ob die und die Tatsachen auf Wahrheit beruhen. Was mich betrifft, muß ich die Mitteilungen des Herrn von Rastignac zu Luciens Vorteil richtigstellen. Ihr Bruder hat Gewissensbisse gezeigt, er ist mit der Kritik meines Buches zu mir gekommen und hat mir gesagt, er könne sich nicht entschließen, sie zu veröffentlichen, obwohl der Ungehorsam gegen die Befehle seiner Partei einer geliebten Person große Gefahr gebracht hätte. Ach! es ist die Aufgabe eines Schriftstellers, die Leidenschaften zu verstehen, er setzt ja seinen Ruhm darein, sie zum Ausdruck zu bringen: ich habe also begriffen, daß bei der Wahl zwischen einer Geliebten und einem Freund der Freund geopfert werden mußte. Ich

habe Ihrem Bruder sein Verbrechen erleichtert, ich habe selbst diesen Artikel, der mein Buch zu töten ausging, verbessert und habe ihn völlig genehmigt. Sie fragen mich, ob Lucien meine Achtung und meine Freundschaft behalten hat. Hier ist die Antwort schwierig. Ihr Bruder ist auf einem Weg, auf dem er zugrunde gehen wird. In diesem Augenblick bedaure ich ihn noch; bald werde ich ihn gern vergessen haben, nicht um deswillen, was er schon getan hat, sondern wegen dessen, was er noch tun muß. Ihr Lucien ist ein poetischer Mensch, aber kein Poet, er träumt, aber er denkt nicht, er ist leidenschaftlich, aber nicht schöpferisch. Kurz, er ist, gestatten Sie mir das Wort, ein Weibchen, das den Schein liebt, und das ist der Hauptfehler des Franzosen. So wird Lucien immer dem Vergnügen, seinen Geist glänzen zu lassen, seinen besten Freund opfern. Er würde gern morgen einen Pakt mit dem Bösen abschließen, wenn dieser Pakt ihm für einige Jahre ein glänzendes und üppiges Leben gäbe. Hat er nicht schon Schlimmeres getan, indem er seine Zukunft gegen die flüchtigen Wonnen des Lebens vertauschte, das er ganz öffentlich mit einer Schauspielerin führt? In diesem Augenblick verbergen ihm die Jugend, die Schönheit, die Hingebung dieses Weibes, das ihn anbetet, die Gefahren einer Situation, die die Welt nie billigen wird, selbst wenn er noch so viel Ruhm, Erfolg und Vermögen geerntet hätte. Jeder neuen Verführung gegenüber wird Ihr Bruder wie jetzt nur den Genuß des Augenblickes sehen. Sie mögen beruhigt sein, Lucien wird nie bis zum Verbrechen gehen, er hat nicht die Kraft dazu; aber er würde ein vollendetes Verbrechen akzeptieren, würde seine Vorteile teilen, ohne seine Gefahren geteilt zu haben; und das scheint jedermann schrecklich, selbst den Frevlern. Er wird sich selbst verachten, er wird bereuen; aber wenn wieder Not an Mann geht, wird er wieder anfangen; denn er hat keinen Willen,

er ist ohne Kraft gegen die Verführungen der Wollust, gegen die Verlockungen jeder einzigen seiner ehrgeizigen Regungen. Er ist faul wie alle poetischen Naturen und hält sich für gewandt, wenn er den Schwierigkeiten ausweicht, anstatt sie zu überwinden. Zu mancher Stunde wird er Mut haben, aber zu einer andern wird er feig sein. Und man darf ihm seinen Mut nicht hoch anrechnen und seine Feigheit nicht vorwerfen. Lucien ist eine Harfe, deren Saiten je nach den Schwankungen der Atmosphäre straff oder schlaff werden. Er wird imstande sein, in einer Stimmung der Wut oder des Glücks ein schönes Buch zu schreiben, und wird sich dann nichts aus dem Erfolg machen, den er vorher heiß ersehnt hatte. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Paris kam er in die Abhängigkeit von einem sittenlosen jungen Mann, dessen Gewandtheit und Erfahrung auf den Irrwegen des literarischen Lebens ihn geblendet haben. Dieser Gaukler hat Lucien völlig verführt, er hat ihn in ein würdeloses Leben gerissen, über das zu seinem Unglück die Liebe ihren täuschenden Schleier geworfen hat. Wenn die Bewunderung zu leicht gewährt wird, ist sie ein Zeichen von Schwäche: man darf einen Seiltänzer und einen Dichter nicht mit gleicher Münze bezahlen. Es hat uns allen weh getan, daß die Intrige und das literarische Strauchrittertum den Sieg über den Mut und die Ehre derer davongetragen haben, die Lucien rieten, den Kampf aufzunehmen, anstatt den Erfolg zu stehlen, sich in die Arena zu werfen, anstatt ein Trompeter im Orchester zu werden. Die Gesellschaft, verehrte Frau, ist seltsamerweise voller Nachsicht für junge Menschen dieser Art; sie liebt sie, sie läßt sich von dem schönen Schein ihrer äußern Gaben einnehmen; sie stellt keine Forderungen an sie, sie entschuldigt alle ihre Fehler, sie gewährt ihnen alle Vorteile der ganzen Naturen und will nur ihre Vorzüge sehen, kurz, sie macht aus ihnen ihre verzogenen Kinder.

Im Gegensatz dazu ist sie von einer grenzenlosen Strenge gegen die starken und ganzen Naturen. Dieses Verhalten der Gesellschaft, das so überaus ungerecht zu sein scheint, ist vielleicht ganz vortrefflich. Sie amüsiert sich über die Spaßmacher, verlangt nichts anderes von ihnen als Vergnügen und vergißt sie schnell, während sie von der Größe, vor der sie das Knie beugen soll, fast göttliche Herrlichkeit verlangt. Alles hat sein eigenes Gesetz: der ewige Diamant muß fleckenlos sein, das Augenblickskind der Mode hat das Recht, leicht, bizarr und ohne Bestand zu sein. Daher wird Lucien trotz seiner Irrtümer vielleicht wunderbares Glück haben; es braucht dazu nur, daß ihm irgendein glücklicher Umstand nützlich wird, oder daß er in gute Gesellschaft kommt; aber wenn er einen bösen Engel trifft, wird er bis zum Grund der Hölle gehen. Man denke sich eine glänzende Vereinigung schöner Dinge, die auf einen zu leichten Grund gestickt sind; das Alter nimmt die Blumen weg, es bleibt eines Tages nur das Gewebe; und wenn es schlecht ist, ist es nur ein elender Lumpen. Solange Lucien jung ist, gefällt er; aber was wird seine Lage sein, wenn er dreißig Jahre alt ist? Das ist die Frage, die sich die stellen müssen, die ihn aufrichtig lieb haben. Wenn ich allein so über Lucien dächte, hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen, Ihnen mit meiner Aufrichtigkeit so viel Kummer zu machen; aber abgesehen davon, daß es mir Ihrer, deren Brief ein Angstschrei ist, und meiner, dem Sie so viel Vertrauen erweisen, nicht würdig erschiene, den Fragen, die Ihre Besorgnis stellt, mit nichtssagenden Redensarten auszuweichen, sind meine Freunde, die Lucien kennen, in diesem Urteil alle einmütig: ich habe also geglaubt, eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Wahrheit sage, so schrecklich sie auch ist. Man kann von Lucien im Guten und im Schlimmen alles erwarten. Das ist in einem Wort unsere Meinung und der kurze Sinn dieses Briefes.

Wenn die Zufälle seines Lebens, das jetzt voller Not und Gefahren ist, diesen Dichter wieder zu Ihnen zurückführen sollten, so benutzen Sie all Ihren Einfluß, um ihn im Schoß seiner Familie zu behalten; denn solange sein Charakter nicht gestärkt ist, wird Paris immer gefährlich für ihn sein. Er hat Sie und Ihren Mann seine guten Engel genannt und hat Sie ohne Frage vergessen; aber er wird in dem Augenblick, wo der Sturm ihn zu Boden reißt und er nur noch die Zufluchtstätte seiner Familie hat, an Sie denken; bewahren Sie ihm also Ihre Liebe, er wird sie brauchen.

Gestatten Sie, verehrte Frau, die aufrichtig ergebene Grüße eines Mannes, dem Ihre schönen Eigenschaften bekannt sind, und der Ihre mütterliche Besorgnis zu hoch schätzt, als daß er Ihrem Wunsch nicht hätte gehorsam sein müssen.

Ihr sehr ergebener

d'Arthez.“

Zwei Tage, nachdem Eva diese Antwort gelesen hatte, mußte sie eine Amme nehmen, ihre Milch versiegte. Sie hatte aus ihrem Bruder einen Gott gemacht und sah ihn jetzt durch die Ausübung seiner schönsten Gaben verderbt; für sie war er in den Schmutz gesunken. Diese edle Frau kannte in der Redlichkeit, in der Reinheit des Herzens, in all den häuslichen Tugenden, die am Herd der Familie, der in der Provinz noch so rein und so glänzend ist, gepflegt werden, keine Zugeständnisse. David hatte also mit seinen Befürchtungen recht behalten. Als Eva in einem der ersten Gespräche, in denen zwei Liebende sich alles sagen können, ihrem Manne den Kummer, der ihrer weißen Stirne eine bleierne Farbe gegeben hatte, anvertraut hatte, sprach David tröstliche Worte. Obwohl ihm die Tränen in den Augen standen, als er merkte, daß die schöne Brust seiner Frau infolge des Schmerzes vertrocknet war, und als er

sie in Verzweiflung darüber sah, daß sie ihre Mutterpflichten nicht mehr erfüllen konnte, beruhigte er Eva, indem er ihr einige Hoffnungen zeigte.

„Siehst du, Liebste, dein Bruder hat mit der Phantasie gesündigt. Es ist für einen Dichter so natürlich, daß er sein Gewand aus Purpur und Himmelsblau will, daß er so stürmisch nach Festen begehrt! Dieser Vogel liebt den Glanz und den Luxus und mag bei alledem ein gutes Gewissen haben. Und Gott verzeiht vielleicht gern, was die Gesellschaft verdammt.“ „Aber er ruiniert uns!“ rief die arme Frau. „Er ruiniert uns heute, wie er uns vor einigen Monaten rettete, als er uns an dem ersten, was er verdiente, teilnehmen ließ,“ erwiderte der gutmütige David, der wohl merkte, daß die Verzweiflung seine Frau maßlos machte, und daß sie bald wieder zu ihrer Liebe zu Lucien zurückkehren würde.

„Mercier sagte vor ungefähr fünfzig Jahren in seinem ‚Gemälde von Paris‘, die Literatur, die Poesie, die schönen Künste und Wissenschaften, die Erzeugnisse des Gehirns könnten niemals einen Menschen ernähren; und Lucien, der ein Dichter ist, hat der Erfahrung von fünf Jahrhunderten nicht geglaubt. Die Ernte der Schriftstellerarbeit kann erst zehn oder zwölf Jahre nach der Aussaat erfolgen, und oft kommt es gar nicht dazu; Lucien aber hat das Unkraut für die Frucht gehalten. Er hat jetzt wenigstens das Leben kennen gelernt. Erst ist er auf eine Frau hereingefallen, dann auf die vornehme Welt und die falschen Freunde. Er hat seine Erfahrung teuer bezahlt, das ist alles. Unsere Vorfahren sagten: Wenn ein Sohn nur seine Ohren und seine Ehre heil nach Hause bringt, ist alles gut ...“

„Seine Ehre!“ rief die arme Eva. „Ach, gegen wie viele Tugenden hat Lucien sich vergangen! Gegen sein Gewissen schreiben! Seinen besten Freund angreifen! ... Das Geld

einer Schauspielerin annehmen!... Sich mit ihr zeigen!... Uns an den Bettelstab bringen!...“ „Oh, das ist noch gar nichts!“ rief David und brach dann schnell ab.

Er hätte fast das Geheimnis der Fälschung, die sein Schwager begangen hatte, verraten, und zum Unglück merkte Eva, daß er mit etwas zurückhielt, und blieb in unbestimmter Angst.

„Wie, nichts?“ fragte sie. „Und wo nehmen wir das Geld her, um dreitausend Franken zu bezahlen?“ „Zunächst“, versetzte David, „werden wir die Pacht für die Ausbeutung unserer Druckerei durch Cérizet erneuern. Seit einem halben Jahre haben ihm die fünfzehn Prozent, die ihm die Cointet auf die Arbeiten, die er für sie macht, bewilligen, sechshundert Franken gebracht, und er hat fünfhundert Franken mit Akzidenzaufträgen verdient.“ „Wenn die Cointet das erfahren“, sagte Eva, „erneuern sie vielleicht das Pachtverhältnis nicht; sie werden ihn fürchten, denn Cérizet ist ein gefährlicher Mensch.“ „Ach, weißt du, das kümmert mich nicht“, rief Séchard; „in ein paar Tagen sind wir reiche Leute! Wenn Lucien erst reich ist, mein Engel, hat er nur noch Tugenden...“ „Ach, David, Liebster, Bester, was sagst du da? Du meinst also, in der Not hätte Lucien keine Kraft gegen das Böse! Du denkst gerade so von ihm wie Herr d'Arthez! Es gibt keinen großen Geist ohne Kraft, und Lucien ist schwach... Was ist ein Engel, der nicht in Versuchung geführt werden darf!“ „Nun, ich denke, das ist ein Wesen, das nur in seiner Umgebung, in seiner Sphäre, in seinem Himmel schön ist. Lucien ist nicht zum Kämpfen geschaffen, ich werde ihm den Kampf ersparen. Hier sieh! Ich bin so nahe am Ziel, daß ich dich in die Mittel einweihen darf.“

Er nahm mehrere Stücke weißes Papier von der Größe eines Oktavblattes aus der Tasche, schwang sie trium-

phierend in der Luft und legte sie seiner Frau in den Schoß.

„Ein Ries von diesem Papier im Format des großen Traubenpapiers wird nicht mehr als fünf Franken kosten,“ sagte er und gab die Muster Eva zur Prüfung. Sie sah ihn mit kindlicher Überraschung an. „Und wie hast du diese Proben gemacht?“ fragte sie. „Mit einem alten Haarsieb, das ich bei Marion gefunden habe,“ antwortete er. „Und du bist noch nicht zufrieden?“ fragte sie. „Die Frage, um die es sich handelt, ist nicht die der Herstellung, sondern die des Einkaufspreises des Zeuges. Ach, liebes Kind, ich bin nur einer der letzten, die auf diesem schweren Weg vorwärts gehen. Frau Masson versuchte schon 1794, bedruckte Papiere in weißes Papier zu verwandeln; es ist ihr gelungen, aber zu welchem Preis! In England versuchte um 1800 der Marquis von Salisbury und zur selben Zeit, 1801, in Frankreich Seguin, das Stroh für die Papierfabrikation zu verwenden. Unser gemeines Schilfrohr (*arundo phragmitis*) hat das Material zu den Blättern Papier geliefert, die du in der Hand hältst. Aber ich will die Brennesseln und die Disteln benutzen; denn will man die Rohstoffe billig haben, muß man sich an pflanzliche Stoffe halten, die auf den Mooren und auf schlechtem Boden fortkommen, dann werden sie sehr billig sein. Das Geheimnis liegt völlig in der Art und Weise, wie man diese Fasern weiterbehandelt. Jetzt ist mein Verfahren noch nicht sehr einfach. Aber trotz dieser Schwierigkeit bin ich sicher, daß ich der französischen Papierfabrikation das Vorrecht gebe, das unsere Literatur genießt, aus ihr nämlich ein Monopol für unser Land zu machen, wie die Engländer das Monopol des Eisens, der Steinkohle oder der gewöhnlichen Töpfereien haben. Ich will der Jacquart der Papierfabrikation sein.“

Eva stand auf, die Schlichtheit Davids brachte sie zur Begeisterung und Bewunderung; sie öffnete ihre Arme,

schloß ihn an ihr Herz und legte den Kopf auf seine Schulter.

„Du belohnst mich, wie wenn ich schon fertig wäre,“ sagte er zu ihr. Statt jeder Antwort hob Eva ihr schönes Gesicht, das ganz von Tränen überströmt war, und verharrte einen Augenblick so, ohne sprechen zu können.

„Ich umarme nicht das Genie,“ sagte sie, „sondern den Tröster! Einem Ruhm, der gesunken ist, stellst du einen Ruhm entgegen, der aufsteigt. Dem Kummer, den mir die Erniedrigung eines Bruders verursacht, stellst du die Größe des Gatten gegenüber ... Ja, du wirst groß sein wie die Graindorge, van Robais, wie der Perser, der uns das Krapp zur Färberröte gegeben hat, wie all die Männer, von denen du mir gesprochen hast, deren Namen im Dunkel bleiben, weil sie zwar eine Industrie vervollkommen, es aber getan haben, ohne viel Wesen daraus zu machen.“ —

„Was mögen sie jetzt tun?“ sagte Boniface. Der große Cointet ging mit Cérizet auf der Place du Mûrier hin und her und sah nach den Schatten der Frau und des Mannes, die auf den Musselinvorhängen sich abzeichneten; denn er kam jede Nacht um zwölf Uhr, um mit Cérizet zu sprechen, der den Auftrag hatte, jeden Schritt seines früheren Herrn zu überwachen.

„Er zeigt ihr ohne Zweifel die Papiere, die er heute morgen gemacht hat,“ antwortete Cérizet. „Was für Stoffe hat er benutzt?“ fragte der Papierfabrikant. „Es ist nicht möglich, es herauszubekommen,“ erwiderte Cérizet; „ich habe ein Loch in das Dach gemacht, bin hinaufgeklettert und habe gesehen, wie mein Meister in dem Kupferkessel seinen Brei gekocht hat; so sehr ich auch nach den Vorräten blickte, die in einer Ecke aufgehäuft waren, ich konnte weiter nichts bemerken, als daß die Rohstoffe aussahen wie Haufen Hanf ...“ „Gehen Sie nicht weiter,“ sagte Boniface Cointet mit schmeichlerischer Stimme zu

seinem Spion, „das wäre nicht ehrlich! . . . Frau Séchard wird Ihnen den Antrag machen, Sie sollten Ihre Pacht zwecks Ausbeutung der Druckerei erneuern; sagen Sie, Sie wollten Buchdrucker werden, bieten Sie die Hälfte dessen, was das Patent und die Einrichtung wert sind, und wenn man zustimmen sollte, kommen Sie zu mir. In jedem Fall ziehen Sie die Sache in die Länge . . . Die Leutchen haben kein Geld?“ „Keinen Heller!“ antwortete Cérizet. „Keinen Heller,“ wiederholte der große Cointet. „Sie gehören mir,“ sagte er bei sich.

Das Haus Métivier und das Haus Gebrüder Cointet verbanden mit ihrem Beruf als Papierhändler und Drucker die Tätigkeit von Bankiers, wofür sie sich aber wohl hüteten, ein Patent zu bezahlen. Der Fiskus hat noch nicht das Mittel gefunden, die kaufmännischen Geschäfte so gut zu kontrollieren, daß er alle die, die heimlich Bankgeschäfte machen, zwingen kann, das Bankierpatent zu nehmen, das in Paris zum Beispiel fünfhundert Franken kostet. Aber die Brüder Cointet und Métivier, wenn sie auch bloße Winkelbankiers waren, setzten deswegen doch im Vierteljahr auf den Plätzen von Paris, Bordeaux und Angoulême etliche hunderttausend Franken untereinander um. An diesem nämlichen Abend nun hatte das Haus Gebrüder Cointet von Paris die von Lucien hergestellten falschen Wechsel über dreitausend Franken erhalten. Der große Cointet hatte sofort auf die Schuld einen Plan gebaut, der sich, wie man sehen wird, mit furchtbarer Gewalt gegen den armen und geduldigen Erfinder richtete.

Am nächsten Tage um sieben Uhr morgens ging Boniface Cointet an dem Wasserlauf entlang, der seine große Papiermühle trieb, und dessen donnerndes Getöse das gesprochene Wort fast übertäubte. Er wartete dort auf einen jungen Mann im Alter von neunundzwanzig Jahren, der seit sechs

Wochen Advokat am Gericht erster Instanz in Angoulême war und Pierre Petit-Claud hieß.

„Sie waren zusammen mit David Séchard auf dem Lyzeum in Angoulême?“ fragte der große Cointet, nachdem er den jungen Advokaten begrüßt hatte, der natürlich nicht verfehlt hatte, der Aufforderung des reichen Fabrikanten Folge zu leisten. „Jawohl,“ erwiderte Petit-Claud und schloß sich dem weitergehenden großen Cointet an. „Haben Sie die Bekanntschaft erneuert?“ „Wir sind uns höchstens zweimal seit seiner Rückkehr begegnet. Es konnte auch nicht wohl anders sein: ich steckte an den Werktagen in meinem Bureau oder im Gerichtsgebäude; und an den Sonn- und Feiertagen arbeitete ich daran, meine Kenntnisse zu vervollständigen, denn ich erwartete alles von mir selbst ...“

Der große Cointet nickte zum Zeichen der Billigung mit dem Kopf.

„Als David und ich uns wiedersahen, fragte er mich, was aus mir geworden sei. Ich sagte ihm, daß ich, nach Vollendung meiner juristischen Studien in Poitiers, Bureauvorsteher beim Advokaten Olivet geworden sei, und daß ich hoffte, eines Tages dessen Praxis zu übernehmen ... Lucien Chardon, der sich jetzt von Rubempré nennen läßt, den Geliebten der Frau von Bargeton, unsern großen Dichter, kurz den Schwager von David Séchard, habe ich viel besser gekannt.“ „Sie können dann also David Mitteilung von Ihrer Ernennung machen und ihm Ihre Dienste anbieten.“ „Das wird nicht gehen,“ meinte der junge Advokat. „Er hat nie einen Prozeß gehabt, er hat keinen Advokaten, aber es kann dazu kommen,“ erwiderte Cointet und sah den kleinen Advokaten hinter seiner Brille von oben bis unten an.

Pierre Petit-Claud war der Sohn eines Schneiders von Houmeau, war von seinen Kameraden im Lyzeum ver-

achtet gewesen und schien einen ansehnlichen Teil übergetretener Galle in seinem Blut zu haben. Sein Gesicht hatte eine schmutzige, schmierige Färbung und sah aus wie die Gesichter, die frühere Krankheiten, die Nachtwachen des Elends und fast immer bösartige Triebe verraten. Die gewöhnliche Umgangssprache hat einen Ausdruck, der diesen Menschen mit einem Wort bezeichnet: er war ein Giftnickel. Seine heisere Stimme paßte zu der Schärfe seiner Mienen, seinem bösen Ausdruck und zu der unbestimmten Farbe seines Elsternauges. Das Elsternauge ist nach einer Bemerkung Napoleons ein Zeichen der Unredlichkeit. ‚Sehen Sie den an,‘ sagte er auf Sankt-Helena zu Las Cases über einen seiner Vertrauten, den er wegen Veruntreuungen entlassen mußte; ‚ich weiß nicht, wie ich mich so lange in ihm täuschen konnte, er hat das Auge einer Elster.‘ Als daher der große Cointet diesen magern, kleinen Advokaten mit seinem Gesicht voller Blatternarben, mit den spärlichen Haaren, dessen Stirn und Schädel schon ineinander übergangen, betrachtet hatte, als er beobachtete, wie er schon dabei war, sein Gewissen zur Ruhe zu bringen, sagte er sich: ‚Das ist mein Mann.‘

In der Tat hatte Petit-Claud, dem die Verachtung, der er überall begegnete, das Leben verbitterte, an dem die brennende Gier zehrte, in die Höhe zu kommen, die Kühnheit gehabt, obwohl er kein Vermögen besaß, die Praxis seines Chefs für dreißigtausend Franken zu kaufen, wobei er auf eine Heirat rechnete, um die Schuld zahlen zu können; und, wie es üblich ist, rechnete er auf seinen Chef, daß der eine Frau für ihn fand, denn der Vorgänger hat immer ein Interesse daran, seinen Nachfolger zu verheiraten, um zu seinem Gelde zu kommen. Petit-Claud rechnete noch mehr auf sich selbst, denn es fehlte ihm nicht an einer gewissen geistigen Überlegenheit, die in

der Provinz selten ist, und die in seinem Haß wurzelte. ‚Großer Haß bringt es zu was.‘

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Advokaten von Paris und denen der Provinz, und der große Cointet war schlaue genug, sich die kleinen Regungen, denen diese Provinzadvokaten gehorchen, zunutze zu machen. In Paris hat ein bedeutender Advokat, und dort gibt es deren viele, Eigenschaften nötig, die den Diplomaten auszeichnen: die große Zahl der Geschäfte, die Größe der Interessen, die im Spiel sind, das weite Gebiet der Fragen, mit denen er sich abgeben muß, all das wirkt zusammen, daß er im Prozeßverfahren selbst nicht ein Mittel sehen muß, zu Vermögen zu kommen. Gleichviel, ob er den Kläger oder Beklagten vertritt, ist das Prozeßverfahren für ihn nicht mehr wie früher ein Mittel zu seiner Bereicherung. In der Provinz dagegen kultivieren die Advokaten, was man wohl den Kleinkram nennt: diese Unzahl kleiner Urkunden, Protokolle und Aktenstücke, die die Kostenrechnungen in die Höhe treiben und Stempelpapier verbrauchen. Diese kleinen Geschäftchen beschäftigen den Provinzadvokaten, er muß darauf halten, da Gebühren zu erheben, wo der Pariser Advokat sich nur um Honorare kümmert. Honorare sind das, was der Klient über die Kosten hinaus seinem Advokaten für die mehr oder weniger geschickte Führung seiner Sache zahlen muß. Der Fiskus bekommt die Hälfte der Kosten, während die Honorare ganz und gar dem Advokaten gehören. Sagen wir es frei heraus: Die Honorare, die wirklich bezahlt werden, stehen selten im rechten Verhältnis zu den Honoraren, die für die Dienste, die ein guter Advokat leistet, formell verlangt und berechnet werden. Die Advokaten und die Ärzte von Paris sind, wie die Prostituierten gegen ihre Gelegenheitsliebhaber, außerordentlich mißtrauisch gegen die Erkenntlichkeit ihrer Klienten. Der Klient vor und nach dem

Prozeß, das könnte zwei treffliche, eines Meissonier würdige Genrebilder abgeben, um die sich ohne Frage die honorierten Advokaten reißen würden. Es gibt zwischen dem Advokaten von Paris und dem der Provinz noch einen anderen Unterschied¹⁾. Der Bureauadvokat von Paris plädiert selten vor Gericht, er spricht nur manchmal, wenn es sich um Anträge zu vorläufiger Entscheidung handelt; aber im Jahre 1822 waren in den meisten Departements — seitdem haben sich die Gerichtsadvokaten stark vermehrt — die Bureauadvokaten zugleich Gerichtsadvokaten und vertraten ihre Sache selbst in den Terminen. Aus diesem Doppelleben ergibt sich eine doppelte Arbeit, die dem Bureauadvokaten der Provinz die geistigen Laster des Gerichtsadvokaten gibt, ohne ihm die drückenden Geschäfte des Bureauadvokaten abzunehmen. Der Bureauadvokat der Provinz wird ein Schwätzer und verliert die Klarheit des Urteils, die für die Führung der Prozesse so nötig ist. Ein geistig überlegener Mensch, der sich so verdoppelt, findet oft zwei Durchschnittsmenschen in sich. In Paris kann sich der Bureauadvokat, der sich nicht in Worten vor dem Gerichtshof ausgeben muß, der nicht oft das Für und das Gegen herüber und hinüber beschwätzt, die Geradheit seiner Gedanken bewahren. Wenn er die Ballistik des Rechts beherrscht, wenn er das Arsenal der Mittel durchwühlt, die ihm die Widersprüche der Jurisprudenz zur Verfügung stellen, behält er seine Überzeugung über die Sache, der zum Sieg zu verhelfen er bemüht ist. Kurz gesagt, das Denken benebelt viel weniger

¹⁾ Hier muß zum Verständnis des deutschen Lesers bemerkt werden, daß es in Frankreich zweierlei Arten Advokaten gibt: der eine, der *avoué*, vertritt die Interessen des Klienten in seinem Bureau durch Aufnahme von Aktenstücken, Protokollen, gute Ratschläge usw.; der andere, der *avocat*, plädiert vor Gericht. Herr Petit-Claud war ein *avoué*, und alles, was bisher gesagt wurde, bezog sich auf die *avoués* in der Provinz und in Paris.

als das Wort. Wenn er nur redet, glaubt jemand schließlich an das, was er sagt, während man gegen sein Denken handeln kann, ohne es zu verderben, und eine schlechte Sache gewinnen kann, ohne zu behaupten, sie sei gut, wie es der plädierende Advokat tun muß. Daher kann der alte Bureauadvokat von Paris viel eher als ein alter Gerichtsadvokat einen guten Richter abgeben. Ein Provinzadvokat hat also viele Gründe, warum er ein mittelmäßiger Mensch wird: er muß in seinem Innern kleinlich sein, er führt kleine Sachen, er lebt von der Gebührenüberhebung, er mißbraucht die Strafprozeßordnung, und er plädiert! Mit einem Wort, er hat viele Gebrechen. Wenn sich daher unter diesen Provinzadvokaten ein bemerkenswerter Mann findet, ist es gleich ein sehr überlegener.

„Ich glaubte, Herr Cointet, Sie hätten mich wegen Ihrer Geschäfte bestellt,“ entgegnete Petit-Claud und machte durch den Blick, den er auf die undurchdringlichen Brillengläser des großen Cointet warf, aus dieser Bemerkung eine kleine Bosheit. „Keine Umschweife,“ gab Boniface Cointet zurück. „Hören Sie mich . . .“

Nach diesem Wort, das vertrauliche Eröffnungen erwarten ließ, setzte sich Cointet auf eine Bank und forderte Petit-Claud auf, seinem Beispiel zu folgen.

„Als Herr du Hautoy im Jahre 1804 durch Angoulême kam, um als Konsul nach Valencia zu gehen, lernte er hier Frau von Senonches, die damals Fräulein Zéphirine war, kennen, und sie bekam von ihm ein Mädchen,“ flüsterte Cointet sehr leise seinem Partner ins Ohr. „Ja,“ wiederholte er, als er sah, wie Petit-Claud eine erstaunte Bewegung machte, „die Verheiratung Fräulein Zéphirinens mit Herrn von Senonches ist dieser heimlichen Niederkunft schnell gefolgt. Dieses Mädchen, das auf dem Lande bei meiner Mutter aufgezogen wurde, ist Fräulein Françoise de la Haye und steht in der Obhut von Frau von Senonches,

die, wie es üblich ist, ihre Patin ist. Da meine Mutter, die die Pächterin der alten Frau von Cardanet, der Großmutter von Fräulein Zéphirine, war, das Geheimnis der einzigen Erbin der Cardanet und der Senonches der älteren Linie kannte, hat man mir die kleine Summe, die Herr Francis du Hautoy seinerzeit seiner Tochter aussetzte, übergeben, damit ich sie anlegte. Ich bin mit Hilfe dieser zehntausend Franken, die heute zu dreißigtausend Franken geworden sind, zu meinem Vermögen gekommen. Frau von Senonches wird ihrem Mündel die Ausstattung, das Silberzeug und einiges Mobiliar geben; und ich kann Ihnen das Mädchen zur Frau verschaffen, mein Junge,“ sagte Cointet und klopfte Petit-Claud vertraulich aufs Knie. Wenn Sie Françoise de la Haye heiraten, bekommen Sie die Klientel eines großen Teils der Aristokratie von Angoulême. Diese Verbindung zur linken Hand eröffnet Ihnen eine glänzende Zukunft ... Die Position eines Advokaten wird gut genug erscheinen: man will nicht höher hinaus, ich weiß es.“ „Was muß ich tun?“ sagte Petit-Claud gierig, „Sie haben doch Herrn Cachan als Advokaten ...“ „Und so werde ich Herrn Cachan nicht plötzlich Ihnen zuliebe aufgeben, Sie werden mich erst später zum Klienten bekommen,“ sagte der große Cointet pffiffig. „Was Sie tun müssen, mein Freund? Nun eben, die Geschäfte David Séchards müssen Sie besorgen. Dieser arme Teufel hat uns für tausend Taler Wechsel zu zahlen, er wird sie nicht zahlen, und Sie sollen seine Sache gegen unsere Klage führen, und zwar so, daß riesige Kosten entstehen ... Sie können unbesorgt sein, immer weiter gehen und dafür sorgen, daß immer neue Schwierigkeiten und Zwischenfälle entstehen. Doublon, mein Gerichtsvollzieher, der es übernehmen wird, ihn unter der Leitung Cachans gerichtlich zu belangen, wird ihn nicht mit Samthänden anfassen ... Übrigens, ich weiß, wer gut zuhört, braucht nicht viel Worte. Jetzt, junger Mann ...“

Es entstand eine beredte Pause, während deren die beiden Männer sich ansahen.

„Wir haben uns niemals gesehen,“ fuhr dann Cointet fort, „ich habe Ihnen nichts gesagt, Sie wissen nichts von Herrn du Hautoy, von Frau von Senonches und von Fräulein de la Haye; nur daß Sie, wenn es so weit ist, in zwei Monaten, um die Hand der jungen Dame anhalten. Wenn wir uns sehen müssen, kommen Sie abends hierher.“ „Sie wollen also Séchard zugrunde richten?“ fragte Petit-Claud. „Nicht ganz und gar, aber er muß eine Zeitlang im Gefängnis bleiben...“ „Und zu welchem Zweck?“ „Glauben Sie, ich sei so dumm, Ihnen das zu sagen? Wenn Sie gescheit genug sind, es zu erraten, werden Sie auch gescheit genug sein, zu schweigen.“ „Der alte Séchard ist reich,“ meinte Petit-Claud. Er lebte schon in der Gedankenwelt von Boniface und faßte einen Umstand ins Auge, der störend sein konnte. „Solange der Alte lebt, gibt er seinem Sohn keinen Heller, und dieser alte Buchdrucker hat noch keine Lust, abzukratzen.“ „Also abgemacht!“ sagte Petit-Claud, der sich schnell entschloß. „Ich fordere keine Bürgschaften von Ihnen, ich bin Advokat; verliere ich das Spiel, dann werden wir beide zu zahlen haben.“

„Der Kerl wird's weit bringen,“ dachte Cointet und verabschiedete sich von Petit-Claud.

Am Tage nach dieser Konferenz, am dreißigsten April, ließen die Gebrüder Cointet den ersten der drei Wechsel, die Lucien hergestellt hatte, präsentieren. Zum Unglück wurde der Wechsel der armen Frau Séchard überreicht, die sofort merkte, daß Lucien die Unterschrift ihres Mannes nachgeahmt hatte, David herbeirief und ihm auf den Kopf zusagte: „Du hast diesen Wechsel nicht unterschrieben.“ „Nein,“ antwortete er. „Dein Bruder hatte es so eilig, daß er für mich unterzeichnet hat...“

Eva gab dem Kassenboten des Hauses Gebrüder Cointet den Wechsel zurück und sagte: „Wir sind nicht in der Lage ...“

Dann stieg sie, da sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen, in ihr Zimmer hinauf, und David folgte ihr.

„Lieber,“ sagte Eva mit gebrochener Stimme zu Séchard, „eile zu den Herren Cointet, sie werden Rücksicht auf dich nehmen; bitte sie, zu warten, und überdies gib ihnen zu verstehen, daß sie dir bei der Erneuerung des Pachtvertrags mit Cérizet tausend Franken schuldig sind.“

David ging sofort zu seinen Feinden. Ein Faktor kann immer Buchdrucker werden, aber ein tüchtiger Buchdrucker ist nicht immer ein Kaufmann: und so stand David, der von Geschäften nicht viel verstand, in großer Verlegenheit vor dem großen Cointet, als er von diesem, nachdem er mit erstickter Stimme und mit klopfendem Herzen schlecht und recht seine Entschuldigungen gestammelt und seine Bitte vorgebracht hatte, die folgende Antwort erhielt: „Das ist eine Sache, die uns nichts angeht; wir haben den Wechsel von Métivier, Métivier wird uns zahlen. Wenden Sie sich an Herrn Métivier.“ „Oh!“ rief Eva, als sie diese Antwort vernahm, „wenn der Wechsel an Herrn Métivier zurückgeht, können wir ruhig sein.“

Am nächsten Tage, um zwei Uhr, zu einer Stunde, wo die Place du Mûrier voller Menschen ist, protestierte Victor-Ange-Herménégilde Doublon, der Gerichtsvollzieher der Firma Cointet, den Wechsel; und trotz der Mühe, die er sich gab, an der Haustür mit Marion und Kolb zu plaudern, war der Protest trotzdem am Abend in der ganzen kaufmännischen Welt von Angoulême bekannt. Konnten überdies die heuchlerischen Manieren von Doublon, dem der große Cointet die größte Rücksicht anempfohlen hatte, Eva und David vor der kaufmännischen Schande retten,

die einer Zahlungsstockung auf dem Fuße folgt? Man urteile selbst! Die Längen der Darstellung werden hier zu kurz erscheinen. Neunzig Leser von hundert werden von den Einzelheiten, die jetzt folgen, gepackt werden wie von der pikantesten Neuigkeit. Und so wird wieder einmal die Wahrheit des Grundsatzes bewiesen: Es gibt nichts Unbekannteres, als was jeder kennen müßte: das Gesetz!

Gewiß müßte für die ungeheure Mehrheit der Franzosen der Mechanismus eines der Räderwerke der Bank in guter Schilderung so interessant sein wie ein Kapitel aus einer Reisebeschreibung. Wenn ein Kaufmann aus der Stadt, in der er sein Geschäft hat, einen Wechsel an jemanden schickt, der in einer andern Stadt wohnt, wie man annehmen mußte, daß es David, um Lucien zu dienen, getan hatte, dann handelt es sich nicht mehr um die einfache Sache eines Wechsels, der in derselben Stadt zur Erledigung eines kaufmännischen Geschäfts von einem Geschäftsmann dem anderen gegeben wird, sondern um etwas, was wie der Wechselbrief aussieht, der von einem Platz auf den anderen gezogen wird. So war Métivier, als er Lucien die drei Wechsel abgenommen hatte, um den Betrag zu erhalten, genötigt, sie der Firma Gebrüder Cointet, seinen Geschäftsfreunden, zu schicken. Daraus ergab sich für Lucien ein erster Verlust, der mit dem Namen ‚Kommission für die Versendung des Wechsels‘ bezeichnet wurde, und der sich in so und so viel Prozent, die außer dem Diskont von jedem Wechsel abgezogen wurden, ausdrückte. Die Wechsel von Séchard waren also in die Kategorie der Bankgeschäfte übergegangen. Man sollte nicht glauben, in welchem Maße der Umstand, daß zu dem erhabenen Titel des Gläubigers noch die Eigenschaft des Bankiers kommt, die Lage des Schuldners ändert. So sind im Bankverkehr die Bankiers einander schuldig, sowie ein Wechsel, der von dem Platz von Paris nach dem Platz

von Angoulême gegangen ist, nicht bezahlt wird, sich das zu senden, was man eine Ricambio-Note nennt. Niemals haben Romanschreiber etwas Unwahrscheinlicheres erfunden, als was hier erzählt wird; denn man höre, zu was für wunderbaren Späßen ein Paragraph des Handelsgesetzbuches die Möglichkeit gibt; diese Auseinandersetzung mag zeigen, wieviel Entsetzliches unter dem schrecklichen Wort ‚Gesetzlichkeit‘ verborgen ist.

Sowie Doublon seinen Protest zu Protokoll genommen hatte, überbrachte er ihn persönlich dem Hause Cointet. Der Gerichtsvollzieher hatte ein Konto für diese Wucherer von Angoulême und gewährte ihnen einen Kredit von sechs Monaten, den der große Cointet durch die Art, wie er bezahlte, auf ein Jahr hinauszog, wobei er aber von Monat zu Monat seinen Wucherergehilfen fragte: ‚Doublon, brauchen Sie Geld?‘ Und das ist noch nicht alles. Doublon gewährte diesem mächtigen Hause einen Rabatt, so daß es an jedem Akt etwas verdiente, ein winziges bißchen, etwa einen Frank fünfzig Centimes auf einen Protest!... Der große Cointet setzte sich ruhig an seinen Schreibtisch, nahm ein kleines Blatt Papier, das eine Stempelmarke über fünfunddreißig Centimes trug, und holte dabei aus Doublon Nachrichten über den Stand der Geschäfte der verschiedenen Kaufleute heraus.

„Nun, sind Sie mit dem kleinen Gannerac zufrieden?“

„Es geht nicht schlecht. Ein Speditionsgeschäft...“

„Ah! Er wird große Schwierigkeiten haben! Man hat mir gesagt, seine Frau verursache ihm große Ausgaben...“

„Ihm?...“ rief Doublon und grinste.

Während dieses Gesprächs hatte der Wucherer sein Papier in Ordnung gebracht und schrieb nun in Rundschrift die unheilverkündende Überschrift und darunter die folgende Rechnung:

R i c a m b i o - N o t e u n d K o s t e n .

Für einen Wechsel über tausend Franken, datiert Angoulême den zehnten Februar eintausendachthundertzweiundzwanzig, ausgestellt von Séchard jr. auf die Order von Lucien Chardon, genannt von Rubempré, übergegangen an die Order von Métivier und auf unsere Order, fällig gewesen am dreißigsten April dieses Jahres, protestiert vom Gerichtsvollzieher Doublon am ersten Mai eintausendachthundertzweiundzwanzig.

Wechselsumme	1000 fr. — c.
Protest	12 „ 35 „
Kommission zu $\frac{1}{2}\%$	5 „ — „
Maklergebühr zu $\frac{1}{4}\%$	2 „ 50 „
Stempel für unsern Rückwechsel und für Gegenwärtiges	1 „ 35 „
Zinsen und Briefporto	3 „ — „
	1024 fr. 20 c.
Platzkurs zu $1\frac{1}{4}\%$ auf 1024.20	13 „ 25 „
In Summa	1037 fr. 45 c.

Eintausendsiebenunddreißig Franken fünfundvierzig Centimes, für welche Summe wir uns befriedigen durch unsern Sichtwechsel auf Herrn Métivier, Rue Serpente in Paris, an die Order des Herrn Gannerac in Houmeau.

Angoulême, den zweiten Mai eintausendachthundertzweiundzwanzig. Gebrüder Cointet.

Unter diese kleine Rechnung, die mit all der Gewohnheit eines Geübten geschrieben wurde, denn der große Cointet plauderte dabei immer mit Doublon, schrieb er die folgende Erklärung:

„Wir Unterzeichneten, Postel, Apotheker in Houmeau, und Gannerac, Speditionskommissionär, beide Kaufleute

dieser Stadt, bescheinigen, daß der Kurs unseres Platzes auf Paris $1\frac{1}{4}\%$ beträgt.

Angoulême, den 3. Mai 1822.“

„Hier, Doublon, tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie zu Postel und Gannerac, bitten Sie, diese Erklärung zu unterschreiben, und bringen Sie sie mir morgen früh wieder.“

Und Doublon, dem diese Folterinstrumente geläufig waren, ging, wie wenn es sich um die einfachste Sache von der Welt handelte. Offenbar hätte, auch wenn der Protest, wie in Paris, in verschlossenem Umschlag übergeben worden wäre, ganz Angoulême jetzt von dem unglücklichen Stand der Geschäfte des armen Séchard Kenntnis erhalten müssen. Und Gegenstand wie vieler Anklagen war seine Geschäftsuntüchtigkeit! Die einen sagten, er habe sich durch die ausschweifende Liebe zu seiner Frau ruiniert; die andern beschuldigten ihn, er bezeige seinem Schwager zuviel Freundschaft. Und was für grausame Schlüsse zogen sie alle aus diesen Vorsätzen! Man durfte sich niemals der Interessen seiner Nächsten annehmen! Man billigte die Härte des alten Séchard gegen seinen Sohn, man bewunderte ihn!

Ihr alle, die ihr aus irgendwelchen Gründen unterlasset, euern Verpflichtungen nachzukommen, prüfet jetzt das völlig gesetzliche Verfahren, durch das man in zehn Minuten im Bankverkehr ein Kapital von tausend Franken achtundzwanzig Franken Zinsen bringen läßt.

Der erste Punkt dieser Rechnung ist der einzige, der unbestreitbar ist.

Der zweite Punkt enthält den Anteil des Fiskus und des Gerichtsvollziehers. Die sechs Franken, die der Staat einstreicht, indem er die Not des Schuldners zu Protokoll nimmt und das Stempelpapier liefert, werden den

Mißbrauch noch lange leben lassen. Man erinnert sich überdies, daß dieser Punkt dem Bankier infolge des von Doublon bewilligten Rabatts einen Gewinn von einem Frank fünfzig Centimes einbringt.

Die Kommission von $\frac{1}{2}\%$, die den dritten Punkt bildet, wird unter dem schlaun Vorwand angerechnet, daß im Bankverkehr ‚seine Zahlung nicht erhalten‘ dasselbe ist, wie einen Wechsel diskontieren. Obwohl das völlig entgegengesetzte Dinge sind, wird doch behauptet, es gebe keine größere Ähnlichkeit, als tausend Franken zu geben oder aber sie nicht einzukassieren. Jeder, der Wechsel zum Diskontieren präsentiert hat, weiß, daß der Diskontierer außer den gesetzlichen sechs Prozent so und so viel Prozent unter dem schlichten Namen ‚Kommission‘ erhebt, die die Zinsen vorstellen, die ihm über die gesetzliche Gebühr hinaus das Talent einbringt, mit dem er seine Kapitalien wuchern läßt. Je mehr er Geld verdienen kann, um so mehr verlangt er von einem. Man muß daher bei den Dummen diskontieren, da ist es billiger. Aber gibt es im Bankverkehr Dumme?

Das Gesetz verpflichtet den Bankier, die Höhe des Kurses von einem Wechselmakler bestätigen zu lassen. In den Plätzen, die so unglücklich sind, keine Börse zu haben, wird der Wechselmakler von zwei Kaufleuten ersetzt. Die sogenannte Maklergebühr ist auf $\frac{1}{4}\%$ der in dem protestierten Wechsel genannten Summe festgesetzt. Es hat sich der Brauch eingebürgert, diese Kommissionsgebühr anzurechnen, als ob sie den Kaufleuten, die den Makler ersetzen, gegeben worden sei, und der Bankier steckt sie ganz einfach in seine Kasse. So erklärt sich der vierte Punkt dieser lieblichen Rechnung.

Der fünfte Punkt umfaßt die Kosten des Stempelpapiers, auf dem diese Rückrechnung abgefaßt ist, und des Stempels dessen, was man so erfinderisch den Rück-

wechsel nennt, das heißt, des neuen Wechsels, den der Bankier auf seinen Kollegen zieht, um sich bezahlt zu machen.

Der sechste Punkt handelt von der Frankatur der Briefe und den gesetzlichen Zinsen der Summe in der ganzen Zeit, während deren sie in der Kasse des Bankiers fehlen kann.

Der Platzkurs endlich, die große Hauptsache im Bankverkehr, ist der Betrag, den man zahlen muß, um von einem Platz zum andern sich bezahlt zu machen.

Man prüfe nunmehr diese Rechnung genau, in der, ganz wie Polichinelle in dem neapolitanischen Lied rechnet, das Lablache so entzückend vortrug, fünfzehn und fünf zweiundzwanzig machen! Offenbar war die Unterschrift der Herren Postel und Gannerac eine Gefälligkeit: die Cointet bestätigten im entsprechenden Fall für Gannerac, was Gannerac für die Cointet bestätigte. Es war die praktische Anwendung des Sprichworts: ‚Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden‘. Die Gebrüder Cointet, die mit Métivier in laufender Rechnung standen, hatten nicht nötig, einen Wechsel auf sie abzugeben. Bei ihrem Verkehr bedeutete ein zurückgegangener Wechsel nichts weiter als eine neue Zeile im Soll oder im Haben.

Diese Phantasierechnung hätte also in Wirklichkeit nicht mehr ausmachen dürfen als die tausend Franken, den Protest von dreizehn Franken und $\frac{1}{2}\%$ Zinsen für einen Monat Rückstand, im ganzen vielleicht eintausendundachtzehn Franken.

Wenn ein großes Bankhaus durchschnittlich alle Tage eine solche Rückrechnung über einen Wechsel von tausend Franken hat, dann verdient es täglich achtundzwanzig Franken durch die Gnade Gottes und die Einrichtungen der Bank, dieser furchtbaren Monarchie, die die Juden im zwölften Jahrhundert erfunden haben, und die heute

über die Throne und die Völker herrscht. Mit andern Worten bringen also tausend Franken diesem Hause achtundzwanzig Franken täglich oder zehntausendzweihundertzwanzig Franken jährlich. Man verdreifache den Durchschnitt dieser Rückrechnungen, und man kommt auf eine Einnahme von dreißigtausend Franken, die diese fiktiven Kapitalien bringen. Es wird daher nichts liebevoller betrieben, als das System dieser Rückrechnungen. Wäre David Séchard am dritten Mai gekommen, um seinen Wechsel zu bezahlen, oder auch gleich am Tage nach dem Protest, dann hätten die Gebrüder Cointet ihm gesagt: ‚Wir haben Ihren Wechsel Herrn Métivier zurückgeschickt!‘ auch wenn der Wechsel noch auf ihrem Pulte gelegen wäre. Die Rückrechnung ist schon am Abend nach dem Protest in Kraft. In der Sprache der Provinzbankiers nennt man das ‚die Taler schwitzen lassen‘. Das Briefporto allein bringt dem Hause Keller, das mit der ganzen Welt korrespondiert, etliche zwanzigtausend Franken ein, und die Rückrechnungen bezahlen der Baronin von Nucingen die Loge in der Italienischen Oper, den Wagen und die Toilette. Das Briefporto ist ein um so furchtbarer Mißbrauch, als die Bankiers in zehn Zeilen eines einzigen Briefes zehn Angelegenheiten erledigen. Seltsam! Der Fiskus hat an dieser Steuer, die dem Unglück auferlegt wird, seinen Anteil, und der Staatsschatz wird also durch geschäftliches Mißgeschick bereichert. Und die Bank schleudert dem Schuldner von ihrem Kontor aus die begründete Frage zu: ‚Warum sind Sie nicht imstande, zu zahlen?‘ worauf man zum Unglück nichts zu antworten weiß. So ist diese Rückrechnung ein Märchen voll schrecklicher Erfindungen, und die Schuldner, die über diese lehrreiche Seite nachdenken, werden künftig eine heilsame Scheu vor ihr haben.

Am vierten Mai erhielt Métivier von Gebrüder Cointet die Rückrechnung mit dem Auftrag, Herrn Lucien Chardon, genannt von Rubempré, in Paris aufs äußerste zu verfolgen.

Einige Tage später bekam Eva in Beantwortung des Briefes, den sie an Herrn Métivier geschrieben hatte, die folgenden Zeilen, die sie völlig beruhigten.

„Herrn Séchard jr., Drucker in Angoulême.

Ich erhielt Ihr Geehrtes vom 5. dieses. Ich entnahm Ihren Erklärungen über den nichtbezahlten Wechsel vom 30. April, daß Sie Ihrem Schwager, Herrn von Rubempré, eine Gefälligkeit erwiesen haben, und dieser macht so viele Ausgaben, daß man Ihnen einen Dienst damit erweist, wenn man ihn zur Zahlung zwingt: in seiner Lage wird er sich nicht lange verfolgen lassen. Sollte Ihr geehrter Herr Schwager nicht zahlen, so würde ich mich auf die Loyalität Ihres alten Hauses verlassen und zeichne wie immer

Hochachtungsvoll ergebenst

Métivier.“

„Ganz gut,“ sagte Eva zu David. „Mein Bruder wird aus diesem Verfahren entnehmen, daß wir nicht zahlen konnten.“

Von welcher Wandlung in Eva sprach dieser Satz! Die wachsende Liebe, die ihr Davids Charakter, den sie immer besser kennen lernte, einflößte, nahm in ihrem Herzen die Stelle der Liebe zu ihrem Bruder ein. Aber von wieviel Illusionen nahm sie damit Abschied!

Verfolgen wir nunmehr den ganzen Weg, den die Rückrechnung auf dem Platz von Paris machte. Ein dritter Inhaber, das heißt, wer den Wechsel durch Übertragung in Besitz hat, hat auf Grund des Gesetzes das Recht, von den verschiedenen Giranten dieses Wechsels lediglich gegen

den vorzugehen, der ihm die Aussicht bietet, am schnellsten zu zahlen. Auf Grund dieser Gesetzesbestimmung ging der Gerichtsvollzieher des Herrn Métivier gegen Lucien vor. Man höre nun die einzelnen Phasen dieses übrigens völlig unnützen Vorgehens. Métivier, hinter dem die Cointet steckten, kannte die Zahlungsunfähigkeit Luciens; aber nach dem Geist des Gesetzes existiert die tatsächliche Zahlungsunfähigkeit rechtlich erst, nachdem sie festgestellt worden ist.

Man stellte also die Unmöglichkeit, von Lucien die Bezahlung des Wechsels zu erlangen, auf folgende Weise fest. Der Gerichtsvollzieher von Métivier zeigte am fünften Mai Lucien die Rückrechnung und den Protest von Angoulême an und lud ihn vor das Handelsgericht von Paris, damit er eine Menge Dinge anhören sollte, unter anderen, er sollte als Kaufmann erklärt und als solcher zu Schuldhafte verurteilt werden. Als Lucien, der, wie wir wissen, in dieser Zeit das Leben eines gehetzten Hirsches führte, dieses unverständliche Zeug las, bekam er schon die Ausfertigung eines Versäumnisurteils, das gegen ihn vom Handelsgericht erlassen worden war. Coralie, seine Geliebte, die keine Ahnung hatte, um was es sich handelte, und glaubte, Lucien hätte seinem Schwager einen Gefallen erwiesen, hatte ihm alle die Aktenstücke zusammen gegeben, als es zu spät war. Eine Schauspielerinnen sieht in den Vaudevillestücken zu viele Schauspieler in der Rolle von Gerichtsvollziehern, als daß sie sich aus Stempelpapier etwas machte.

Lucien hatte Tränen in den Augen, Séchard tat ihm furchtbar leid, er schämte sich seiner Fälschung, und er wollte zahlen. Natürlich beriet er sich mit seinen Freunden, was er tun müßte, um Zeit zu gewinnen. Aber bis Lousteau, Blondet, Bixiou und Nathan Lucien darüber belehrt hatten, daß ein Dichter sich gar nichts um das Handels-

gericht zu kümmern hätte, das eine Einrichtung für die Krämer wäre, war gegen den Dichter schon die Exekution vollzogen worden. Er sah an seiner Tür den kleinen gelben Zettel, der gewöhnlich auch die Portiersfrauen gelb vor Wut macht, der auf den Kredit die einschnürendste Wirkung ausübt, in das Herz der kleinsten Lieferanten den Schrecken jagt, und der vor allem das Blut in den Adern der Dichter zum Stocken bringt, die so gefühlvoll sind, daß sie Anhänglichkeit für die Holzstücke, Seidenlappen, Haufen farbiger Wolle und all das Brimborium haben, das man Möbel nennt.

Als die Leute kamen, um Coralies Möbel abzuholen, suchte der Dichter der ‚Margueriten‘ einen Freund Bixious, einen Advokaten namens Desroches, auf, der zu lächeln anfang, als er sah, daß Lucien wegen einer solchen Kleinigkeit so aufgeregt war.

„Das ist ja nichts, mein Lieber . . . Sie wollen Zeit gewinnen?“ „So viel wie möglich.“ „Widersprechen Sie also der Vollstreckung des Urteils. Gehen Sie zu einem meiner Bekannten, Herrn Masson, der vor dem Handelsgericht plädiert, überbringen Sie ihm die Papiere, er wird den Einspruch erneuern, zu Ihrer Vertretung an Gerichtsstelle erscheinen und das Handelsgericht als inkompetent ablehnen. Das macht nicht die geringste Schwierigkeit, Sie sind ja genügend als Journalist bekannt. Wenn Sie vor das Zivilgericht geladen werden, kommen Sie zu mir, da bin ich zugelassen: ich nehme es auf mich, die Leute gründlich abzuführen, die die schöne Coralie kränken wollen.“

Zum achtundzwanzigsten Mai war Lucien vor das Zivilgericht geladen und dort schneller verurteilt, als Desroches geglaubt hatte, denn man ging mit großer Entschiedenheit gegen Lucien vor. Als eine neue Beschlagnahme ins Werk gesetzt wurde, als von neuem der gelbe Zettel an der Flurtür Coralies prangte und man die Möbel

wegnehmen wollte, legte Desroches, der sich ein wenig ärgerte, daß er sich von seinem Kollegen, wie er sich ausdrückte, hatte übers Ohr hauen lassen, dagegen Widerspruch ein, behauptete, übrigens mit Recht, daß die Möbel Fräulein Coralie gehörten, und beantragte vorläufige Entscheidung. Der Gerichtspräsident lud daraufhin die Parteien zu einer Verhandlung über den Antrag auf vorläufige Entscheidung, und in dieser wurde das Eigentum der Möbel der Schauspielerin zugesprochen. Métivier legte gegen dieses Urteil Berufung ein, die durch Urteil vom dreißigsten Juli verworfen wurde.

Am siebenten August erhielt der Advokat Cachan mit der Post ein riesiges Aktenbündel, auf dem geschrieben stand: ‚Métivier gegen Séchard und Lucien Chardon‘.

Das erste Stück war die folgende liebliche kleine Rechnung, deren Genauigkeit wir verbürgen. Sie ist Wort für Wort abgeschrieben worden:

Wechsel vom dreißigsten April ds. Js.,	
ausgestellt von Séchard jr. auf die Order	
von Lucien von Rubempré. (2. Mai.)	
Rechnung für die Rücksendung	1037 fr. 45 c.
(5. Mai.) Anzeige der Rückrechnung und des	
Protestes nebst Ladung vor das Handels-	
gericht von Paris zum 7. Mai	8 „ 75 „
(7. Mai.) Termin, Versäumnisurteil, mit der	
Befugnis zur Verhängung der Schuldhaft	35 „ — „
(10. Mai.) Ausfertigung des Urteils	8 „ 50 „
(12. Mai.) Gerichtliche Zahlungsaufforderung	5 „ 50 „
(14. Mai.) Beschlagnahmeprotokoll	16 „ — „
(18. Mai.) Protokoll der Anbringung des	
Beschlagnahmesiegels	15 „ 25 „
(19. Mai.) Anzeige in der Zeitung	4 „ — „
	<hr/>
	Übertrag 1130 fr. 45 c.

Übertrag 1130 fr. 45 c.

(24. Mai.) Protokoll der Inventarverglei- chung vor der Wegnahme der Möbel, ferner enthaltend den Widerspruch gegen die Vollstreckung des Urteils von seiten des Herrn Lucien von Rubempré . . .	12 „ — „
(27. Mai.) Gerichtsurteil, das dem Gesuch Folge gibt und die Parteien auf Grund des gehörig wiederholten Einspruchs vor das Zivilgericht verweist	35 „ — „
(28. Mai.) Ladung Métiviers an Rubempré, unverzüglich vor dem Zivilgericht zu er- scheinen, unter Bestellung eines Sach- walters	6 „ 50 „
(2. Juni.) Nach Anhörung der Parteien Ur- teil, das Lucien Chardon verurteilt, die Summe der Rückrechnung zu bezahlen, und die vor dem Handelsgericht entstan- denen Kosten dem Kläger auferlegt . .	150 „ — „
(6. Juni.) Ausfertigung dieses Urteils . .	10 „ — „
(15. Juni.) Gerichtliche Zahlungsaufforde- rung	5 „ 50 „
(19. Juni.) Protokoll zum Zweck der Be- schlagnahme, ferner enthaltend den Ein- spruch des Fräulein Coralie hiergegen, die behauptet, daß die Möbel ihr gehören, und sofortige vorläufige Entscheidung für den Fall verlangt, daß man zur Pfändung schreiten wolle	20 „ — „
Verfügung des Präsidenten, die die Par- teien zur mündlichen Verhandlung über den Antrag auf vorläufige Entscheidung lädt	40 „ — „
Übertrag	<u>1409 fr. 45 c.</u>

	Übertrag	1409 fr. 45 c.
(19. Juni.) Urteil, das das Eigentum der Möbel dem genannten Fräulein Coralie zuspricht	250 „ — „	
(20. Juni.) Berufung Métiviers	17 „ — „	
(30. Juni.) Bestätigung des Urteils	250 „ — „	
	In Summa	<u>1926 fr. 45 c.</u>
Wechsel vom 31. Mai, Rückrechnung	1037 fr. 45 c.	
Anzeige an Lucien	8 „ 75 „	
	In Summa	<u>1046 fr. 20 c.</u>
Wechsel vom 30. Juni, Rückrechnung	1037 fr. 45 c.	
Anzeige an Lucien	8 „ 75 „	
	In Summa	<u>1046 fr. 20 c.</u>

Diese Aktenstücke waren von einem Brief begleitet, in dem Métivier dem Sachwalter Cachan in Angoulême den Auftrag gab, gegen David Séchard mit allen rechtlich zulässigen Mitteln vorzugehen. Victor-Ange-Herménégilde Doublon lud also David Séchard am 3. Juli vor das Handelsgericht von Angoulême wegen Zahlung der Gesamtsumme von 4018 Franken und 85 Centimes, das heißt den Betrag der drei Wechsel und der bereits aufgelaufenen Kosten. An dem Tag, an dem Doublon Eva selbst die gerichtliche Aufforderung, diese Summe zu zahlen, überbrachte, die für sie unerschwinglich war, hatte sie morgens den folgenden niederschmetternden Brief von Métivier erhalten:

„Herrn Séchard jr., Drucker in Angoulême.

Ihr Schwager, Herr Chardon, ist ein Mann, der nicht das geringste Vertrauen verdient; er hat seine Möbel auf den Namen einer Schauspielerin, mit der er zusammen lebt, genommen, und es wäre Ihre Schuldigkeit gewesen, mich von diesem Sachverhalt zu unterrichten, damit ich

nicht einen unnützen Prozeß anstrenge. Sie haben aber meinen Brief vom 10. Mai d. J. nicht beantwortet. Sie können es mir daher nicht verdenken, wenn ich die unverzügliche Bezahlung der drei Wechsel und aller meiner Unkosten verlange.

Hochachtungsvoll

Métivier.“

Eva, die nicht viel von Handelsrecht verstand, hatte, da sie nichts mehr von der Sache hörte, geglaubt, ihr Bruder hätte sein Verbrechen wieder gutgemacht und die gefälschten Wechsel bezahlt.

„Lieber,“ sagte sie zu ihrem Mann, „geh schnell zu Petit-Claud, erkläre ihm unsere Lage und bitte ihn um seinen Rat.“

„Lieber Freund,“ sagte der arme Drucker, als er in dem Bureau seines Schulkameraden stand, zu dem er sofort geeilt war, „als du mir sagtest, du hättest dich als Anwalt niedergelassen, und mir deine Dienste anbotest, hätte ich nicht gedacht, daß ich sie so bald brauchen könnte.“

Petit-Claud betrachtete das schöne Gesicht des Denkers, der da auf dem Stuhl vor ihm saß, denn er hörte nicht allzusehr auf die Einzelheiten der Geschäfte, von denen er mehr wußte als der Mann, der sie ihm erklärte. Als er Séchard mit sorgenvoller Miene hatte eintreten sehen, hatte er sich gesagt: Der Streich ist gelungen.

Diese Szene spielt sich oft genug in den Anwaltsbureaus ab. „Warum verfolgen ihn die Cointet?“ fragte sich Petit-Claud. Der Geist der Anwälte ist so beschaffen, daß sie ebensowohl in die Seele ihrer Klienten wie in die der Gegner eindringen müssen: sie müssen die Rückseite des juridischen Gewebes ebensowohl kennen wie die Vorderseite.

„Du willst Zeit gewinnen,“ antwortete Petit-Claud endlich Séchard, als dieser fertig war. „Wie lange brauchst

du? Etwa drei oder vier Monate?“ „Oh! vier Monate! Ich bin gerettet!“ rief David, dem Petit-Claud ein Engel zu sein schien. „Also gut. Man wird keins deiner Möbel anrühren und wird dich nicht vor drei oder vier Monaten gefangennehmen können ... Aber das wird dich viel Geld kosten,“ sagte Petit-Claud. „Ach! was kann mir daran liegen,“ rief Séchard. „Du erwartest Eingänge; bist du sicher, daß sie nicht ausbleiben?“ fragte der Anwalt. Er war über die Leichtigkeit, mit der sein Klient in dem Netz gefangen wurde, fast überrascht. „In drei Monaten bin ich ein reicher Mann,“ erwiderte David mit der Zuversicht des Erfinders. „Dein Vater liegt noch nicht unterm Boden,“ entgegnete Petit-Claud, „er trinkt noch gern sein Gläschen.“ „Rechne ich denn auf den Tod meines Vaters?“ sagte David. „Ich bin einem industriellen Geheimnis auf der Spur, das es mir möglich machen wird, ohne ein Fäserchen Baumwolle ein Papier herzustellen, das so fest ist wie das holländische und fünfzig Prozent billiger als der gegenwärtige Einkaufspreis des Baumwollzeugs.“ „Das ist ein Vermögen!“ rief Petit-Claud, der jetzt den Plan des großen Cointet verstand. „Ein großes Vermögen, lieber Freund, denn man wird binnen zehn Jahren zehnmal mehr Papier brauchen als heute. Der Journalismus ist der Wahnsinn unserer Zeit.“ „Niemand kennt dein Geheimnis?“ „Niemand außer meiner Frau.“ „Du hast deinen Plan, dein Programm nicht etwa jemandem gesagt, zum Beispiel den Cointet?“ „Ich habe ihnen, glaube ich, ganz unbestimmt davon gesprochen.“

Ein Schimmer von Edelmut tauchte jetzt in der galligen Seele von Petit-Claud auf, der alles, das Interesse der Cointet, sein eigenes und das Séchards, miteinander in Einklang zu bringen versuchte.

„Höre, David, wir sind Schulkameraden, ich werde deine Sache führen; aber beachte wohl: dieser Prozeß gegen die

Gesetze kostet dich fünf- bis sechstausend Franken! ... Setz dein Vermögen nicht aufs Spiel. Ich glaube, du wirst die Gewinne deiner Erfindung mit einem unserer Fabrikanten teilen müssen. Sieh mal, du wirst es dir doch zweimal überlegen, ehe du eine Papiermühle kaufst oder bauen läßt ... Du wirst überdies ein Patent zur Ausbeutung der Erfindung nehmen müssen, all das kostet Zeit und kostet Geld. Die Gerichtsvollzieher überfallen dich vielleicht zu früh trotz all den Umwegen, die wir machen werden, um ihnen zu entgehen.“ „Ich behalte mein Geheimnis,“ erwiderte David mit der Unerfahrenheit des Gelehrten. „Gut also. Dein Geheimnis soll dir die Rettung bringen,“ fuhr Petit-Claud fort, der sich in seinem ersten ehrlichen Versuch, einen Prozeß zu vermeiden und einen Vergleich zu schließen, zurückgestoßen sah, „ich will es nicht wissen; aber höre wohl, was ich sage: Arbeite im Innern der Erde, damit dich niemand sieht und niemand den Mitteln, die du anwendest, auf die Spur kommt, denn das Brett, das deine Rettung sein soll, wird dir unter den Füßen gestohlen werden ... Unter der Haut eines Erfinders sitzt oft der Gimpel! Ihr denkt zuviel an eure Geheimnisse, als daß ihr an alles denken könnt. Man wird schließlich dem Gegenstand deiner Forschungen auf den Grund kommen, du bist von Fabrikanten umringt! So viele Fabrikanten, so viele Feinde! Du bist wie ein gejagtes Tier inmitten der Jäger, laß ihnen nicht dein Fell ...“ „Danke, lieber Kamerad, ich habe mir das alles gesagt,“ rief Séchard; „aber ich bin dir dankbar, daß du mir so viel Vorsicht und Eifer zeigst! Es handelt sich in diesem Unternehmen nicht um mich. Mir würden zwölfhundert Franken jährlich genügen, und mein Vater muß mir eines Tages mindestens dreimal soviel hinterlassen ... Ich lebe von der Liebe und von meinem Denken ... ein himmlisches Leben! ... Es handelt sich um Lucien und meine Frau,

für sie arbeite ich . . .“ „Schön also, unterzeichne diese Vollmacht und kümmere dich nur noch um deine Entdeckung. Kommt es so weit, daß du dich wegen der Schuldhaft verborgen halten mußt, dann gebe ich dir am Tage vorher Nachricht; man muß an alles denken. Und vergiß nicht: laß niemand zu dir, dessen du dir nicht so gewiß bist wie deiner selbst.“ „Cérizet hat den Pachtvertrag zur Benutzung meiner Druckerei nicht erneuern wollen, und daher stammen unsere kleinen Geldsorgen. Ich habe also nur noch Marion bei mir und Kolb, einen Elsässer, der treu wie ein Pudel ist, meine Frau und meine Schwiegermutter.“ „Höre,“ sagte Petit-Claud, „mißtraue dem Pudel . . .“ „Du kennst ihn nicht!“ rief David; „Kolb ist mein zweites Ich.“ „Darf ich ihn auf die Probe stellen?“ „Ja,“ antwortete Séchard. „Dann leb wohl; aber schick mir die schöne Frau Séchard, wir brauchen auch eine Vollmacht deiner Frau. Und vergiß nicht, lieber Freund, daß du in gefährlicher Lage bist,“ sagte Petit-Claud zu seinem Kameraden und warnte ihn damit vor allen juristischen Schlägen, die ihn treffen sollten.

„Jetzt sitze ich also vorläufig zwischen zwei Stühlen,“ sagte Petit-Claud zu sich selbst, nachdem er seinem Freund David Séchard bis zur Tür des Bureaus das Geleite gegeben hatte.

David, dem die Geldsorgen keine Ruhe ließen, den der Zustand seiner Frau, die wegen Luciens Ruchlosigkeit schwere Qualen ausstand, sehr bekümmerte, beschäftigte sich fortwährend mit seinem Problem; und so hatte er, während er von sich zu Hause zu Petit-Claud ging, in der Zerstreuung an einem Brennesselstiel gekaut, den er mit andern Stielen ins Wasser gelegt hatte, um dadurch eine Verrottung der Pflanzenfasern zu erreichen, die den Grundstoff seines Papierbreies bilden sollten. Er wollte die mannigfachen Zermürbungen wie das Entschlichten auf

der Bleiche, das Weben und den Gebrauch all dessen, was aus Garn und Leinwand gemacht und schließlich zu Lumpen wird, durch entsprechende Prozeduren ersetzen. Als er, ziemlich zufrieden mit der Besprechung mit seinem Freund Petit-Claud, durch die Straßen ging, spürte er etwas zwischen den Zähnen: es war wie Teig, er nahm es heraus und legte es auf die Hand, strich es in die Breite und sah einen Papierbrei, der besser war als all die Zusammensetzungen, die ihm bisher gelungen waren; denn der Hauptfehler der Breie, die man aus pflanzlichen Stoffen gewinnt, ist der Mangel an Weichheit. So gibt das Stroh ein sprödes, fast metallisches und hartklingendes Papier. Solche Zufälle begegnen nur den kühnen Erforschern der natürlichen Ursachen.

„Ich werde“, sagte er sich, „das Verfahren, das ich eben mechanisch und unwillkürlich eingeschlagen habe, durch eine Maschine und einen chemischen Stoff ersetzen.“

Und er erschien vor seiner Frau in der Freude seines Glaubens an den Sieg.

„O, mein Engel, sei unbesorgt!“ sagte David, der sah, daß seine Frau geweint hatte. „Petit-Claud bürgt uns für einige Monate Ruhe. Das wird Kosten machen; aber er hat mir, als er mich hinausbegleitete, gesagt: ‚Jeder Franzose hat das Recht, seine Gläubiger warten zu lassen, wenn er ihnen nur schließlich Kapital, Zinsen und Unkosten bezahlt.‘ Schön also! wir werden zahlen.“ „Und wovon leben?“ fragte die arme Eva, die an alles dachte. „Ach, das ist wahr!“ erwiderte David und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. „Mutter kann unsern kleinen Lucien nehmen, und ich kann wieder an die Arbeit gehen,“ sagte sie. „Eva! O meine Eva!“ rief David und preßte seine Frau an sein Herz. „Eva, ganz hier in der Nähe, in Saintes, lebte im sechzehnten Jahrhundert einer der größten Männer, die Frankreich gehabt hat, denn er war nicht nur

der Erfinder der Schmelzglasur, er war auch der glorreiche Vorgänger von Buffon und Cuvier, er fand vor ihnen die Wissenschaft der Geologie, dieses prächtige Genie! Bernard Palissy machte die Leiden der Erfinder durch, aber er sah auch seine Frau, seine Kinder und seinen ganzen Flecken gegen sich. Seine Frau verkaufte ihm seine Werkzeuge ... Er irrte im Lande umher, niemand verstand ihn! ... Er war gehetzt, und man zeigte auf ihn mit dem Finger! ... Aber ich werde geliebt ...“ „Geliebter!“ antwortete Eva und legte in das Wort all die Ruhe der Liebe, die ihrer selbst sicher ist. „Da kann man alles ausstehen, was der arme Bernard Palissy durchgemacht hat, der die Fayencen von Ecouen gemacht hat, den Karl IX. von der Bartholomäusnacht ausgenommen hat, der endlich im Alter reich und geehrt wurde und im Angesicht von Europa öffentliche Vorträge über seine ‚Wissenschaft der Erdschichten‘ hielt, wie er es nannte.“ „Solange meine Finger die Kraft haben, ein Bügeleisen zu halten, soll es dir an nichts fehlen!“ rief die arme Frau mit dem Ausdruck der innigsten Opferwilligkeit. „Als ich bei Frau Prieur erste Arbeiterin war, hatte ich ein sehr kluges junges Mädchen zur Freundin, eine Cousine von Postel, Basine Clerget; eben hat mir nun Basine, als sie mir meine Wäsche brachte, mitgeteilt, daß sie das Geschäft von Frau Prieur übernimmt; ich werde bei ihr arbeiten ...“ „Oh, du wirst nicht lange dort arbeiten!“ versetzte Séchard, „ich habe etwas gefunden ...“

Zum erstenmal wurde der erhabene Glaube an den Erfolg, der die Erfinder aufrecht hält und ihnen den Mut gibt, in den Urwäldern im Land der Entdeckungen weiter zu wandern, von Eva mit einem fast traurigen Lächeln aufgenommen, und David senkte düster den Kopf.

„O, mein Freund! ich spotte nicht, ich lächle nicht, ich zweifle nicht!“ rief die schöne Eva und warf sich vor ihrem

Manne auf die Knie. „Aber ich sehe, wie sehr du recht hattest, über deine Versuche, über deine Hoffnungen das tiefste Schweigen zu wahren. Ja, mein Freund, die Erfinder müssen die schweren Geburtswehen ihres Ruhmes vor allen Menschen verbergen, selbst vor ihren Frauen! Eine Frau ist immer eine Frau. Deine Eva hat sich des Lächelns nicht erwehren können, als sie dich zum siebzehnten Male in einem Monat sagen hörte: ‚Ich habe etwas gefunden!‘“

David lachte so herzlich über sich selbst, daß Eva nach seiner Hand griff und sie innig küßte. Es war ein köstlicher Augenblick, eine der Blüten der Liebe und der Zärtlichkeit, die am Rande der ödesten Wege, der Not und manchmal am Rande des Abgrundes blühen.

Evas Mut verdoppelte sich, als sie sah, wie die Wut des Mißgeschicks sich verdoppelte. Die Größe ihres Mannes, seine Reinheit und Unschuld, die Tränen, die diesem Mann von Gemüt und Poesie manchmal in den Augen standen, alles brachte eine ungewöhnliche Widerstandskraft in ihr zur Entfaltung. Sie nahm noch einmal zu dem Mittel ihre Zuflucht, das ihr schon früher so gut geglückt war. Sie schrieb an Herrn Métivier, er sollte die Druckerei zum Verkauf ausschreiben, sagte ihm, er sollte von dem Preis, den man erzielte, bezahlt werden, und bat ihn, David nicht mit unnützen Kosten zugrunde zu richten. Angesichts dieses prächtigen Briefes stellte sich Métivier tot; sein erster Gehilfe antwortete, in Abwesenheit des Herrn Métivier könnte er es nicht auf sich nehmen, in das Vorgehen einzugreifen, denn das wäre nicht die Gewohnheit seines Chefs in geschäftlichen Dingen. Eva schlug vor, die Wechsel sollten prolongiert werden, und David Séchard sollte alle Kosten tragen; damit war der Gehilfe einverstanden, wenn der Vater David Séchards die Wechselbürgschaft übernehme. Eva begab sich nunmehr in Begleitung ihrer

Mutter und Kolbs zu Fuß nach Marsac. Sie trat dem alten Winzer unerschrocken entgegen, sie war reizend, und sie brachte es zustande, dieses alte Gesicht aufzuheitern; aber als sie mit zitterndem Herzen von der Wechselbürgschaft sprach, nahm das weingerötete Gesicht des alten Trinkers auf einen Schlag einen völlig andern Ausdruck an.

„Wenn ich meinem Sohn erlaubte, meine Lippen zu berühren und mit den Fingern über meine Kasse zu streichen, steckte er mir die Hand bis in die Eingeweide und holte alles heraus,“ schrie er. „Die Kinder wollen alle das Geld des Vaters aufessen. He! Wie hab ich es aber gemacht? Ich habe meinen Eltern nie einen Heller gekostet. Eure Druckerei ist leer. Die einzigen Spuren von Tätigkeit darin stammen von den Mäusen und Ratten . . . Sie sind sehr hübsch, ich mag Sie gern leiden; Sie sind eine arbeitssame und fleißige Frau; aber mein Sohn! . . . Wissen Sie, was David ist? Was? Ein gelehrter Faulenzer ist er. Hätte ich ihn aufwachsen lassen, wie ich aufgewachsen bin, ohne etwas von Bildung zu wissen, und hätte ich einen Bären aus ihm gemacht, wie sein Vater einer war, dann hätte er Einkünfte . . . Oh! das ist ein Kreuz, der Junge, glauben Sie mir das! Und leider steht er ganz einzig da. So ein Exemplar wird nicht wieder aufgelegt werden! Der Mensch macht Sie unglücklich . . .“

Eva protestierte mit einer sehr entschiedenen Handbewegung.

„Jawohl,“ antwortete er auf diese Geste, „Sie mußten eine Amme nehmen, vor Kummer ist Ihnen die Milch ausgeblieben, ich weiß alles, sehen Sie! Man schleppt euch vors Gericht und hat eure Schande in der ganzen Stadt ausgetrommelt. Ich war nur ein Bär, ich bin kein Gelehrter, ich war nicht Faktor bei der Firma Didot, dem Ruhm der Buchdruckerkunst; aber nie ist ein Stempelpapier in mein Haus gekommen! Wissen Sie, was ich zu

mir sage, wenn ich zwischen meinen Reben herumgehe, sie besorge und ernte und all die kleine Arbeit tue? Ich sage mir: ‚Armer, alter Kerl, du plagst dich ab, legst Taler auf Taler, hinterläßt ein schönes Anwesen, das wird alles für die Gerichtsvollzieher und für die Advokaten sein ... oder für Hirngespinnste ...‘ Sehen Sie, liebes Kind, Sie sind die Mutter des kleinen Burschen, der mir, als ich ihn mit Frau Chardon über die Taufe hielt, so aussah, als hätte er den Zinken seines Großvaters mitten im Gesicht, sehen Sie, denken Sie weniger an Séchard und mehr an das kleine Kerlchen ... Ich habe nur zu Ihnen Vertrauen ... Sie könnten verhüten, daß meine Güter unter den Hammer kommen ... meine schönen, lieben Güter!“ „Aber, lieber Papa Séchard, Ihr Sohn wird Ihr Ruhm werden, und Sie werden eines Tages sehen, wie er durch sich selbst reich wird und das Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloch trägt.“ „Wie soll denn das geschehen?“ fragte der Winzer. „Sie werden schon sehen! Aber würden Sie inzwischen tausend Taler zugrunde richten? Mit tausend Talern könnten Sie dem Zwangsverfahren ein Ende machen ... Nun schön, wenn Sie zu ihm kein Vertrauen haben, borgen Sie sie mir, ich werde sie Ihnen zurückgeben, legen Sie sie auf meine Mitgift, auf meine Arbeit an ...“ „David Séchard wird also exekutiert!“ rief der Winzer, der mit Erstaunen erfuhr, daß, was er für eine Verleumdung gehalten hatte, auf Wahrheit beruhte. „Das kommt davon, wenn man seinen Namen schreiben kann! ... Und meine Miete! O, mein Töchterchen, es tut not, daß ich nach Angoulême gehe, meine Schuldigkeit tue und meinen Advokaten Cachan zu Rate ziehe ... Sie haben sehr recht daran getan, daß Sie gekommen sind ... Wer gewarnt ist, läßt sein Haus nicht abbrennen!“

Nach einem Kampf von zwei Stunden mußte Eva abziehen. Das unbesieglche Argument hatte sie geschlagen:

Die Frauen verstehen nichts von Geschäften. Sie war mit einer unbestimmten Hoffnung auf Erfolg gekommen und ging jetzt in größter Niedergeschlagenheit von Marsac nach Angoulême zurück. Sie langte gerade zur rechten Zeit zu Hause an, um die Ausfertigung des Urteils, das Séchard verurteilte, Métivier alles zu zahlen, in Empfang zu nehmen. In der Provinz ist ein Gerichtsvollzieher vor einer Haustür ein Ereignis; und Doublon kam seit einiger Zeit viel zu oft, als daß die Nachbarschaft nicht darüber geredet hätte. So wagte es Eva kaum mehr, auszugehen, sie hatte Furcht, Gezischel zu hören.

„O, mein Bruder, mein Bruder!“ rief die arme Frau, als sie durch den Flur ging und die Treppe hinaufstieg, „ich kann dir nur verzeihen, wenn es sich um deinen ...“ „Ach,“ sagte Séchard zu ihr, der ihr entgegenging, „es handelte sich darum, seinen Selbstmord zu verhüten.“ „Sprechen wir also nicht mehr davon,“ antwortete sie sanft. „Die Frau, die ihn in diesen Schlund von Paris geführt hat, ist sehr strafwürdig! ... Und dein Vater, lieber David, ist sehr unbarmherzig! Wir müssen nun alles über uns ergehen lassen.“

Ehe noch David das zärtliche Wort sprechen konnte, das ihm auf den Lippen schwebte, klopfte es leise an die Tür, und es zeigte sich Marion, die den großen, schweren Kolb durch das Zimmer hinter sich herzog.

„Frau Séchard,“ sagte sie, „Kolb und ich wissen, daß der Herr und die Frau viel durchzumachen haben; und da wir zusammen elfhundert Franken Ersparnisse haben, haben wir gedacht, wir könnten sie nicht besser anlegen als in den Händen unserer Frau ...“ „Unserer Frau,“ wiederholte der Elsässer begeistert. „Kolb,“ rief David Séchard, „wir verlassen uns nie! Trage tausend Franken auf Rechnung zum Advokaten Cachan, aber verlange eine Quittung; das übrige behalten wir. Kolb, keine menschliche

Macht darf dir ein Wort über das entreißen, was ich tue, über die Stunden meiner Abwesenheit, über das, was ich nach Hause bringe, und wenn ich dich zum Pflanzenholen schicke, du weißt schon, darf kein menschliches Auge dich sehen! Guter Kolb, man wird versuchen, dich zu verführen, man wird dir vielleicht tausend, zehntausend Franken bieten, damit du sprichst...“ „Und wenn man mir Millionen anbietet, sage ich kein Wort! Ich bin doch Soldat gewesen.“ „Du weißt jetzt, was zu tun ist, geh und bitte Herrn Petit-Claud, bei der Übergabe dieses Betrags an Herrn Cachan anwesend zu sein.“ „Ja,“ sagte der Elsässer, „ich hoffe eines Tages reich genug zu sein, um diesem Justizmenschen heimzahlen zu können. Mir gefällt sein Gesicht nicht.“ „Ein guter Mann,“ sagte die dicke Marion, „er ist stark wie ein Türke und sanft wie ein Hammel. Mit dem wird eine Frau glücklich! Er allein hat den Gedanken gehabt, unsere Ersparnisse so anzulegen. Der Gute hat die Idee, bei den andern zu arbeiten, damit er uns nichts kostet.“ „Man müßte schon allein darum reich werden, um diese wackern Menschen belohnen zu können,“ sagte Séchard zu seiner Frau.

Eva fand das alles ganz in Ordnung, sie war nicht verwundert, Menschen zu treffen, die ebenso hochherzig waren wie sie. Ihre Haltung hätte den stumpfsten Geschöpfen und selbst einem Gleichgültigen die ganze Schönheit ihres Charakters zeigen müssen.

„Sie werden reich werden, lieber Herr, Sie haben schöne Aussichten. Ihr Vater hat eben wieder ein Gut gekauft, es wird Ihnen schon einmal etwas bringen...“

Diese Worte Marions, die sie sprach, um das Verdienstliche ihrer Tat zu verringern, verrieten mehr als alles andere die Güte und Feinheit ihres Herzens.

Wie alle menschlichen Dinge hat das französische Prozeßverfahren seine Fehler; trotzdem dient es wie eine

zweischneidige Waffe zur Verteidigung ebensowohl wie zum Angriff. Außerdem hat es das Gefällige an sich, daß ein Prozeß, wenn zwei Advokaten sich verständigen — und sie können sich verständigen, ohne zwei Worte miteinander sprechen zu müssen, sie verstehen sich schon durch die Prozeßmittel, die sie anwenden —, alsdann einem Krieg gleicht, wie ihn der erste Marschall von Biron führte, dem sein Sohn bei der Belagerung von Rouen ein Mittel vorgeschlagen hatte, wie man die Stadt in zwei Tagen nehmen könnte: ‚Du hast es wohl sehr eilig,‘ sagte er zu ihm, ‚dich aufs Land zurückzuziehen?‘ Zwei Generale können nach der Methode der österreichischen Generale, die der Hofrat niemals tadelt, daß sie eine gute Gelegenheit außer acht gelassen haben, weil sie ihre Soldaten schonen wollten, den Krieg verewigen und jede Entscheidung vermeiden. Cachan, Petit-Claud und Doublon benahmen sich noch besser als österreichische Generale, sie nahmen sich einen Österreicher des Altertums, Fabius Cunctator, zum Muster.

Petit-Claud, der boshaft wie ein Maulesel war, hatte bald alle Vorteile seiner Stellung herausgebracht. Sowie der große Cointet dafür gebürgt hatte, daß alle Kosten bezahlt wurden, nahm er sich vor, alle Listen anzuwenden und seinen Geist in den Augen des Papierhändlers glänzen zu lassen, indem er Zwischenfälle schuf, die Métivier Kosten verursachten. Aber zum Unglück für den Ruhm dieses jungen Figaro der Justiz muß der Historiker über das Gebiet seiner Taten eilig hinweggehen. Eine einzige Kostenrechnung wie die von Paris genügt ohne Zweifel für die Geschichte der Sitten unserer Zeit. Ahmen wir also den Stil der Bulletins der großen Armee nach; denn je kürzer der Bericht über die Taten Petit-Clauds ist, um so besser für das Verständnis der Erzählung wird diese ausschließlich juristische Seite ausfallen.

Zum dritten Juli war David vor das Handelsgericht in Angoulême geladen, es erging Versäumnisurteil; das Urteil wurde ihm am achten zugestellt. Am zehnten teilte Doublon den gerichtlichen Zahlungsbefehl mit und versuchte am zwölften eine Pfändung, gegen die Petit-Claud Einspruch erhob, indem er Métivier über vierzehn Tage nochmals vorlud. Métivier seinerseits fand diese Zeit zu lang, lud die Gegenpartei unverzüglich zum nächsten Tag und erlangte am neunzehnten ein Urteil, das Séchard mit seinem Einspruch abwies. Dieses Urteil wurde sehr schnell am einundzwanzigsten zugestellt, am zweiundzwanzigsten erfolgte der Zahlungsbefehl, die Mitteilung des gewaltsamen Vorgehens am dreiundzwanzigsten und ein Pfändungsprotokoll am vierundzwanzigsten. Diese Pfändungswut wurde von Petit-Claud gezügelt, der Einspruch erhob und Berufung bei der höheren Instanz einlegte. Diese Berufung wurde am fünfzehnten Juli wiederholt, und Métivier wurde nach Poitiers geschleppt.

„So!“ sagte Petit-Claud, „da bleiben wir nun eine Weile.“

Nachdem das Gewitter einmal nach Poitiers zu einem Advokaten des Appellationsgerichts, dem Petit-Claud seine Instruktionen gab, abgelenkt war, ließ dieser Verteidiger mit zwei Gesichtern David Séchard durch Frau Séchard auf Gütertrennung verklagen. Er setzte es durch, daß er das Urteil auf Gütertrennung schon am achtundzwanzigsten Juli erlangte, er rückte es in den Courier de la Charente ein, gab es vorschriftsmäßig bekannt, und am ersten August wurde vor einem Notar eine Aufstellung des eingebrachten Vermögens der Frau Séchard gemacht, auf Grund deren ihr Mann ihr nur die kleine Summe von zehntausend Franken schuldig war, die der verliebte David ihr im Ehevertrag als Mitgift vorbehalten hatte, und für deren Zahlung er ihr die Einrichtung seiner Druckerei und der gemeinsamen Wohnung abtrat.

Während Petit-Claud die Habe des Haushalts so in Sicherheit brachte, verhalf er in Poitiers der Behauptung, auf die er seine Berufung gegründet hatte, zum Siege. Danach konnte David um so weniger für die Kosten haftbar sein, die in Paris in dem Verfahren gegen Lucien von Rubempré entstanden waren, als das Zivilgericht der Seine sie in seinem Urteil Métivier auferlegt hatte. Dieser Auffassung schloß sich der Gerichtshof an, und es erging ein Urteil, das die Verurteilung von Séchard jr. vor dem Handelsgericht von Angoulême bestätigte, aber eine Summe von sechshundert Franken von den Pariser Kosten abzog, die Métivier tragen mußte, und mit Rücksicht auf den Grund, der die Berufung Séchards motivierte, einen Teil der Kosten die Parteien zu gleichen Teilen tragen ließ. Dieses Urteil wurde Séchard jr. am siebzehnten August zugestellt, verwandelte sich am achtzehnten in eine gerichtliche Aufforderung, das Kapital, die Zinsen und die ihm auferlegten Kosten zu zahlen, und es folgte am zwanzigsten das Pfändungsprotokoll. Hier erhob Petit-Claud im Namen von Frau Séchard Einspruch und erklärte, daß das Mobiliar der Ehefrau gehörte, die ordnungsmäßig die Gütertrennung bewerkstelligt hätte. Überdies ließ jetzt Petit-Claud Séchard sen. auftauchen, der sein Klient geworden war. Man höre, wieso. Am Tage nach dem Besuch, den seine Schwiegertochter ihm gemacht hatte, war der Winzer zu seinem Anwalt in Angoulême, Cachan, gekommen und hatte ihn zu Rate gezogen, wie er zu seinen Mieten kommen sollte, die in der Klemme, in der sein Sohn steckte, gefährdet wären.

„Ich kann nicht die Interessen des Vaters vertreten, wenn ich gegen den Sohn vorgehe,“ entgegnete ihm Cachan; „aber gehen Sie zu Petit-Claud, er ist sehr geschickt, und er wird Ihnen vielleicht noch mehr nützen können als ich.“

Im Gerichtsgebäude sagte Cachan zu Petit-Claud: „Ich habe den alten Séchard zu dir geschickt, übernimm die Sache für mich und gib mir einmal etwas anderes.“

Unter Anwälten ist diese Art gegenseitiger Dienstleistung in der Provinz wie in Paris sehr häufig.

Einen Tag, nachdem der alte Séchard Petit-Claud seine Sache übertragen hatte, suchte der große Cointet seinen Helfershelfer auf und sagte zu ihm: „Wir wollen einmal dem alten Séchard eine Lektion geben! Er ist ein Mann, der es seinem Sohne nie verzeiht, wenn er ihn tausend Franken kostet; und dieser Ausfall wird in seinem Herzen jede edelmütige Anwandlung, wenn sie je möglich wäre, austilgen!“ „Gehen Sie ruhig wieder in Ihren Weinberg,“ sagte Petit-Claud zu seinem neuen Klienten, „es geht Ihrem Sohn nicht gut, Sie dürfen ihm jetzt nicht zur Last fallen. Ich werde Sie rufen, wenn es an der Zeit ist.“

So behauptete also Petit-Claud im Namen von Séchard, daß die Pressen, die versiegelt waren, um so mehr von Haus aus zu den Immobilien gehörten, als das Haus seit der Regierung Ludwigs XIV. eine Druckerei wäre. Cachan entrüstete sich im Namen Métiviers, der erst in Paris Luciens Möbel im Besitz von Coralie und jetzt in Angoulême Davids Einrichtung im Besitz der Frau und des Vaters fände — hübsche Sachen wurden über diesen Punkt im Termin gesprochen —, und lud den Vater und den Sohn vor, damit diese Behauptungen zu Fall kämen. „Wir wollen“, rief er, „die Ränke dieser Menschen entlarven, die die schrecklichsten Verteidigungsmittel der Unredlichkeit anwenden; die aus den unschuldigsten und klarsten Gesetzesparagraphen spanische Reiter zu ihrer Verteidigung machen! Und wogegen verteidigen sie sich? Gegen die Zahlung von dreitausend Franken, die woher stammen? Aus der Kasse des armen Métivier. Und man wagt es, Beschuldigungen gegen die Diskontierer auszusprechen!

In welchen Zeiten leben wir! Wahrhaftig, sind wir schon so weit, daß jeder das Geld seines Nächsten nehmen kann? Der hohe Gerichtshof wird nicht einen Einspruch anerkennen, der die Unmoral in die Justiz einführt!“ Das Gericht von Angoulême ließ sich von dieser schönen Rede Cachans rühren und fällte nach Anhörung der Parteien das Urteil, wonach das Eigentum der eigentlichen Möbel Frau Séchard zustand, die Ansprüche von Séchard sen. aber abgewiesen wurden und er zur Zahlung von vierhundertvierunddreißig Franken fünfundsechzig Centimes Kosten verurteilt wurde.

„Der alte Séchard ist gut,“ sagten die Anwälte lachend zueinander, „er hat aus der Schüssel mitessen wollen, er soll zahlen!“

Am sechszwanzigsten August wurde dieses Urteil zugestellt, so daß die Pressen und übrigen Einrichtungsgegenstände der Druckerei am achtundzwanzigsten August gepfändet werden konnten. Man brachte die gelben Zettel an! Auf Gesuch erlangte man ein Urteil, daß an Ort und Stelle versteigert werden durfte. Die Versteigerungsanzeige wurde in den Zeitungen eingerückt, und Doublon schmeichelte sich, er könnte am zweiten September zur Inventarverglei chung und zur Versteigerung schreiten. In diesem Augenblick schuldete David Séchard durch regelrechtes Urteil und durch vollstreckbare Titel Méti vier die Gesamtsumme von fünftausendzweihundertfünf undsechzig Franken fünfundzwanzig Centimes, ohne die Zinsen. Er schuldete Petit-Claud zwölfhundert Franken und das Honorar, dessen Höhe in dem edelmütigen Vertrauen, wie es die Kutscher bezeigen, die einen in der Stadt herumfahren, seiner Großmut überlassen war. Frau Séchard schuldete Petit-Claud ungefähr dreihundert fünfzig Franken und das Honorar. Der alte Séchard schuldete seine vierhundertvierunddreißig Franken fünf-

undsechzig Centimes, und Petit-Claud verlangte von ihm hundert Taler Honorar. So konnte die Gesamtsumme etwa zehntausend Franken erreichen. Abgesehen von der Nützlichkeit dieser Dokumente für die fremden Völker, die daraus ersehen können, wie die juristische Artillerie in Frankreich beschaffen ist, ist es notwendig, daß der Gesetzgeber, wenn er überhaupt Zeit zu lesen hat, erfahre, wie weit der Mißbrauch der Prozeßordnung gehen kann. Müßte man nicht schleunigst ein kleines Gesetz machen, durch das in gewissen Fällen den Anwälten verboten würde, höhere Kosten zu machen, als die Summe des Streitobjekts beträgt? Liegt nicht etwas Lächerliches darin, dieselben Formalitäten für einen Quadratmeter Land anzuwenden wie für ein ausgedehntes Landgebiet? Man ersieht aus dieser sehr trockenen Darstellung aller Phasen, durch die der Streit hindurchging, was die Worte: die Form, die Justiz, die Kosten bedeuten, von denen die übergroße Mehrheit der Franzosen keine Ahnung hat. Das nennt man in der Sprache, die in den Gerichtsgebäuden gesprochen wird: die Geschäfte eines Mannes in Grund und Boden prozessieren. Das Letternmaterial der Druckerei, das fünfzig Zentner wog, war neu nicht mehr als zweitausend Franken wert. Die drei Pressen hatten einen Wert von sechshundert Franken. Die übrige Einrichtung wäre als altes Eisen und altes Holz verkauft worden. Die Wohnungseinrichtung hätte höchstens tausend Franken gebracht. So hatten Cachan und Petit-Claud Werte, die Séchard jr. gehörten und eine Summe von ungefähr viertausend Franken repräsentierten, zum Anlaß genommen, siebentausend Franken Kosten entstehen zu lassen, — ohne von der Zukunft zu reden, deren Blüte noch schöne Früchte versprach, wie man sehen wird. Gewiß werden die Anwälte von Frankreich und Navarra, sogar von der Normandie, Petit-Claud ihre Achtung und ihre Bewunderung

zollen; aber wird nicht, wer ein Herz hat, für Kolb und Marion eine Träne des Mitgefühls haben?

Während dieses Krieges saß Kolb, wenn David ihn nicht brauchte, vor der Haustür auf einem Stuhl und erfüllte die Pflichten eines Zerberus. Er nahm die juridischen Aktenstücke in Empfang, wobei er übrigens immer von einem Schreiber Petit-Clauds überwacht wurde. Als die Plakate die Versteigerung einer Druckereieinrichtung ankündigten, riß Kolb sie ab, sowie der Zettelanschläger sie angebracht hatte, lief durch die Stadt, um sie überall abzureißen, und rief dabei: ‚Die Spitzbuben! Einen braven Mann so zu quälen! Und das nennen sie Justiz.‘

Marion verdiente am Vormittag mit dem Drehen einer Maschine in einer Papierfabrik ein Zehnsousstück und verwandte es zu den täglichen Ausgaben. Frau Chardon hatte, ohne zu murren, ihre ermüdende Tätigkeit als Krankenpflegerin wieder aufgenommen und brachte ihrer Tochter am Ende jeder Woche ihren Verdienst. Sie hatte schon zwei neuntägige Andachten gemacht und wunderte sich, daß Gott für ihre Gebete taub und für den Glanz der Kerzen, die sie ihm anzündete, blind blieb.

Am zweiten September erhielt Eva den einzigen Brief, den Lucien nach jenem Brief geschrieben hatte, in dem er seinem Schwager von den drei Wechseln, die er in Umlauf gesetzt hatte, Mitteilung gemacht, und den David vor seiner Frau verborgen hatte.

‚Das ist nun der dritte Brief, den ich von ihm seit seiner Abreise bekomme,‘ sagte sich die arme Schwester und zögerte, das verhängnisvolle Schreiben zu öffnen.

Sie gab gerade ihrem Kind zu trinken; sie ernährte es mit der Flasche; denn sie war gezwungen gewesen, um der Ersparnis willen, die Amme zu entlassen. Man kann sich denken, in welchem Zustand sie und ebenso David, den sie weckte, der folgende Brief versetzte. Der Erfinder

hatte sich, nachdem er die ganze Nacht mit der Herstellung seines Papiers beschäftigt gewesen war, gegen Morgen hingelegt gehabt.

„Paris, 29. August.

Liebe Schwester!

Vor zwei Tagen gegen fünf Uhr früh hat eins der schönsten Geschöpfe Gottes das Leben ausgehaucht. Sie war vielleicht das einzige weibliche Wesen, das mir gut sein konnte, wie Du, wie David und meine Mutter mir gut sind, und sie fügte diesen uneigennütigen Gefühlen noch hinzu, was Mutter und Schwester nicht geben können: alle Wonnen der Liebe! Die arme Coralie hat mir alles geopfert und ist jetzt vielleicht für mich gestorben! Für mich, der ich in diesem Augenblick nicht einmal die Mittel habe, sie beerdigen zu lassen. Sie hätte mich über das Leben getröstet; Ihr allein, geliebte Menschen, könnt mich über ihren Tod trösten. Diesem reinen Geschöpf ist, glaube ich, von Gott verziehen worden, denn sie ist christlich gestorben. O Paris! ... Liebe Eva, Paris ist der ganze Ruhm und die ganze Schmach Frankreichs. Ich habe hier schon viele Illusionen verloren, und ich werde jetzt noch weitere verlieren, wenn ich das bißchen Geld zusammenbittle, das ich brauche, um den Leib eines Engels in geweihter Erde zu bestatten.

Dein unglücklicher Bruder

Lucien.

P. S. Ich habe Dir mit meinem Leichtsinne gewiß viel Sorgen gemacht, Du wirst einmal alles erfahren und wirst mir verzeihen. Überdies darfst Du ruhig sein: ein wackerer Kaufmann, dem ich grausamen Schmerz zugefügt hatte, Herr Camusot, hat es, als er Coralie und mich so verfolgt sah, auf sich genommen, die Sache in Ordnung zu bringen.“

„Der Brief ist noch naß von seinen Tränen,“ sagte sie zu David und sah ihn mit so viel Mitgefühl an, daß in ihren Augen etwas von ihrer alten Liebe zu Lucien zu lesen war.

„Armer Junge! Er hat viel leiden müssen, wenn er so geliebt worden ist, wie er sagt,“ rief Evas glücklicher Gatte.

Der Mann wie die Frau vergaßen all ihre Leiden vor diesem Aufschrei des höchsten Schmerzes. In diesem Augenblick stürzte Marion herein: „Frau, sie sind da, sie sind da!“ „Wer?“ „Doublon und seine Leute, zum Teufel! Kolb haut sich mit ihnen. Es soll versteigert werden.“ „Nein, nein, es soll nicht versteigert werden, beruhigen Sie sich!“ rief Petit-Claud, dessen Stimme aus dem Vorzimmer in das Schlafzimmer hereintönte, „ich habe eben meinen Namen unter die Berufung gesetzt. Wir dürfen uns nicht unter ein Urteil beugen, das uns Unredlichkeit zutraut. Es ist mir nicht eingefallen, mich hier zu verteidigen. Damit Sie Zeit gewinnen, habe ich Cachan schwätzen lassen, ich bin sicher, zum zweitenmal in Poitiers zu siegen ...“ „Aber wieviel wird dieser Sieg kosten?“ fragte Frau Séchard. „Mein Honorar, wenn Sie siegen, und tausend Franken, wenn wir verlieren.“ „Guter Gott,“ rief die arme Eva, „ist da nicht das Heilmittel schlimmer als das Übel?“

Als Petit-Claud diesen Ruf der Unschuld hörte, die an der Justiz erleuchtet worden war, konnte er kein Wort antworten, so schön erschien ihm Eva. Inzwischen trat der alte Séchard, den Petit-Claud bestellt hatte, ein. Die Anwesenheit des alten Mannes im Schlafzimmer seiner Kinder, in dem sein Enkel in der Wiege zu all dem Elend lächelte, vervollständigte diese Szene.

„Papa Séchard,“ sagte der junge Anwalt, „Sie schulden mir siebenhundert Franken für meinen Einspruch; aber

Sie werden sie von Ihrem Sohn zurückverlangen — zusammen mit der Summe der Mieten, die man Ihnen schuldet.“

Der alte Winzer verstand die beißende Ironie, die Petit-Claud in seine Mienen und in den Ton dieser Worte legte.

„Es hätte Sie weniger gekostet, für Ihren Sohn zu bürgen!“ sagte Eva zu dem Alten und verließ die Wiege, um ihn zu begrüßen.

David, der von dem Anblick der Menschenansammlung vor seinem Hause, die dem Kampf zwischen Kolb und Doublons Leuten zusahen, bedrückt war, streckte seinem Vater die Hand hin, ohne ihm guten Tag zu sagen.

„Und wie kann ich Ihnen siebenhundert Franken schuldig sein?“ fragte der Alte Petit-Claud. „Ganz einfach, weil ich Ihre Interessen gewahrt habe. Da es sich um Ihre Mieten handelt, kann ich mich ebensowohl an Sie wie an Ihren Schuldner halten. Wenn Ihr Sohn mir diese Kosten nicht zahlt, dann zahlen Sie mir sie. Aber lassen wir das jetzt: in wenig Stunden wird man Ihren David ins Gefängnis stecken wollen, werden Sie das zugeben?“

„Wieviel ist er schuldig?“ „So etwa fünf- bis sechstausend Franken, ohne zu rechnen, was er Ihnen und seiner Frau schuldig ist.“

Der alte Mann, der ganz Mißtrauen geworden war, besah sich das rührende Bild, das sich in diesem blau und weißen Zimmer seinen Augen darbot: eine weinende schöne Frau neben einer Wiege, David, der endlich unter der Last seines Kummers zusammenbrach, der Advokat, der ihn vielleicht wie in eine Falle hierher gelockt hatte; der Bär glaubte jetzt, man hätte seine väterlichen Gefühle ausnützen wollen, er hatte Angst, ausgebeutet zu werden. Er ging zu der Wiege und streichelte das Kind, das ihm seine Händchen entgegenstreckte. Das Kind, das trotz all dieser Sorgen gepflegt wurde wie das eines

Pairs von England, hatte ein kleines, rosagefüttertes, gesticktes Häubchen auf dem Kopf.

„Ach was! David soll sich retten, wie er kann; ich denke nur an das Kind!“ rief der alte Großvater, „und seine Mutter wird mir recht geben. David ist so gelehrt, daß er wissen muß, wie man seine Schulden zahlt.“ „Ich will Ihnen Ihre Gefühle etwas deutlicher machen,“ sagte der Anwalt mit spöttischer Miene. „Hören Sie, Papa Séchard, Sie sind eifersüchtig auf Ihren Sohn. Hören Sie die Wahrheit! Sie haben David in die Lage gebracht, in der er ist, indem Sie ihm Ihre Druckerei dreimal so teuer verkauft haben, wie sie wert ist, und indem Sie ihn zugrunde richteten, damit Sie diesen wucherischen Preis bekamen. Jawohl, wackeln Sie nur mit dem Kopf! Die Zeitung, die Sie den Cointet verkauften, und deren Kaufpreis Sie ganz in die Tasche steckten, war der ganze Wert Ihrer Druckerei... Sie hassen Ihren Sohn nicht nur, weil Sie ihn geplündert haben, sondern auch, weil Sie aus ihm einen Mann gemacht haben, der über Ihnen steht. Sie geben sich das Ansehen, als ob Sie eine großartige Liebe zu Ihrem Enkel hätten, um den Bankrott Ihrer Gefühle zu Ihrem Sohn und Ihrer Schwiegertochter zu maskieren, die Sie hic et nunc Geld kosten würden, während Ihr Enkel Ihre Liebe nur in extremis braucht. Sie lieben das kleine Kerlchen da, um sich die Miene zu geben, überhaupt jemanden aus Ihrer Familie zu lieben, und nicht für gefühllos zu gelten. So sieht der Boden Ihres Sackes aus, Vater Séchard...“ „Haben Sie mich kommen lassen, damit ich das anhören soll?“ fragte der alte Mann in drohendem Tone und blickte der Reihe nach seinen Anwalt, seine Schwiegertochter und seinen Sohn an. „Aber, Herr Petit-Claud,“ rief die arme Eva, „wollen Sie uns denn ganz und gar zugrunde richten? Niemals hat sich mein Mann über seinen Vater beklagt...“

Der Winzer sah seine Schwiegertochter tückisch an. „Er hat mir hundertmal gesagt, daß Sie ihn auf Ihre Weise lieben,“ sagte sie zu dem alten Manne, dessen Mißtrauen sie verstehen konnte.

Nach den Instruktionen des großen Cointet war jetzt Petit-Claud dabei, den Vater und den Sohn völlig miteinander zu verfeinden, damit der Vater David nicht aus seiner grausamen Lage befreien konnte.

„An dem Tage, an dem wir David im Gefängnis haben,“ hatte der große Cointet am Tage vorher zu Petit-Claud gesagt, „werden Sie Frau von Senonches vorgestellt.“

Das helle Verstehen, das die Liebe mit sich bringt, hatte Frau Séchard ein Licht aufgesteckt. Sie erriet diese Feindschaft auf Kommando, wie sie schon hinter den Verrat Cérizets gekommen war. Man kann sich Davids erstauntes Gesicht leicht denken, da er nicht verstehen konnte, woher Petit-Claud seinen Vater und seine Angelegenheiten so gut kannte. Der ehrliche Drucker wußte nichts von der Verbindung seines Anwalts mit den Cointet, und ebenso wenig ahnte er, daß die Cointet hinter Métivier steckten. Davids Schweigen war für den alten Winzer kränkend; und so benutzte der Anwalt die Verwunderung seines Klienten, um den Schauplatz zu verlassen.

„Leben Sie wohl, lieber David, Sie sind gewarnt; gegen die Schuldhaft ist keine Berufung zulässig; es steht Ihren Gläubigern nur noch dieser Weg offen, sie werden ihn einschlagen. Bringen Sie sich also in Sicherheit! ... Oder noch besser, wenn Sie mir folgen wollen, sehen Sie einmal zu, suchen Sie doch die Brüder Cointet auf, sie haben Kapital, und wenn Ihre Entdeckung so weit ist, wenn sie hält, was sie verspricht, assoziieren Sie sich mit ihnen; es sind doch schließlich treffliche Menschen ...“ „Was ist das für ein Geheimnis?“ fragte der alte Séchard. „Aber halten Sie denn Ihren Sohn für so töricht, daß er seine

Druckerei im Stiche läßt, ohne an etwas anderes zu denken!“ rief der Anwalt; „er ist im Begriff, hat er mir gesagt, ein Mittel zu finden, durch das man das Ries Papier, das jetzt zehn Franken kostet, für drei Franken herstellen kann.“ „Also noch ein Versuch, mich zu fangen!“ rief der alte Séchard. „Ihr seid alle miteinander im Bunde, wie die Spitzbuben auf dem Jahrmarkt. Wenn David das gefunden hat, braucht er mich nicht mehr, dann ist er Millionär! Adieu, Freunde, guten Abend!“

Damit ging der Alte die Treppe hinunter.

„Denken Sie daran, sich zu verstecken,“ sagte Petit-Claud zu David und lief hinter dem alten Séchard her, um ihn noch mehr zu reizen.

Der kleine Advokat traf den mürrisch vor sich hinbrummenden Winzer auf der Place du Mûrier, begleitete ihn bis nach Houmeau und verließ ihn mit der Drohung, er werde wegen der Kosten, die er zu beanspruchen hatte, einen Vollstreckungsbefehl erwirken, wenn er nicht noch in dieser Woche bezahlt werde.

„Ich zahle Sie, wenn Sie mir die Mittel angeben, meinen Sohn zu enterben, ohne meinen Enkel und meine Schwiegertochter zu schädigen!“ sagte der alte Séchard und ließ den Anwalt stehen.

„Wie der große Cointet seine Leute kennt! Ah! er hatte es mir gesagt: diese siebenhundert Franken werden den Vater verhindern, die siebentausend Franken seines Sohnes zu bezahlen,“ rief der kleine Advokat, als er wieder nach Angoulême hinaufstieg. „Trotzdem lassen wir uns von dem alten verschmitzten Papierfabrikanten nicht übern Löffel barbieren; es ist Zeit, von ihm etwas anderes als Worte zu verlangen.“

„Nun, mein lieber David, was gedenkst du zu tun?“ fragte Eva ihren Mann, nachdem der alte Séchard und der Anwalt sie verlassen hatten. „Kind, setze deinen

größten Topf aufs Feuer,“ sagte David zu Marion, „ich gehe an mein Geschäft!“

Als Eva diese Worte hörte, griff sie mit fieberhafter Eile zu ihrem Hut, ihrem Schal und ihren Schuhen.

„Ziehen Sie sich an, lieber Kolb,“ sagte sie, „Sie sollen mich begleiten, ich muß wissen, ob es ein Mittel gibt, diesem Elend zu entrinnen.“ „Herr,“ rief Marion, nachdem Eva gegangen war, „seien Sie doch vernünftig, die Frau stirbt uns sonst vor Kummer; verdienen Sie Geld, um Ihre Schulden zu zahlen; nachher können Sie in aller Ruhe Ihre Schätze suchen.“ „Sei still, Marion,“ erwiderte David, „die letzte Schwierigkeit wird jetzt überwunden. Ich werde zugleich das Patent für die Erfindung und das Patent für die Verbesserung bekommen.“

Das Kreuz der Erfinder in Frankreich ist das Patent für die Verbesserung. Es verbringt jemand zehn Jahre seines Lebens damit, das Geheimnis einer Industrie, eine Maschine oder irgendeine Entdeckung zu suchen, er nimmt ein Patent und glaubt, die Sache gehöre ihm; ihm folgt ein Konkurrent, der, wenn jener nicht alles vorausgesehen hat, seine Erfindung mit irgendeiner Schraube verbessert und sie ihm so aus den Händen windet. Und so war damit, daß einer ein billiges Zeug zur Papierfabrikation erfand, noch nicht alles getan. Andere konnten das Verfahren verbessern. David Séchard wollte alles voraussehen, damit ihm nicht ein Vermögen entrissen werden konnte, an dessen Begründung er unter so viel Widerwärtigkeiten arbeitete. Das holländische Papier — dieser Name verbleibt dem Papier, das ganz aus Leinenlumpen hergestellt wird, obwohl Holland keins mehr fabriziert — ist leicht geleimt; aber es muß Bogen für Bogen mit der Hand geleimt werden, und das verteuert das Papier. Wenn es möglich wäre, den Papierbrei in der Bütte zu leimen, und zwar mit einem Klebemittel, das nicht kostspielig ist — was

übrigens heutzutage geschieht, wenn schon noch unvollkommen —, dann bliebe keine Verbesserung mehr zu finden. Seit einem Monat also suchte David den Brei seines Papiers in der Bütte zu leimen. Er hatte zwei Erfindungen zugleich ins Auge gefaßt.

Eva ging zu ihrer Mutter. Durch einen glücklichen Zufall pflegte Frau Chardon die Frau des ersten Substituten, die dem Geschlecht der Milaud von Nevers einen Erben geschenkt hatte. Eva, die allen Beamten mißtraute, war auf den Gedanken gekommen, den gesetzlich bestellten Verteidiger der Witwen und Waisen in ihrer Lage anzurufen und ihn zu fragen, ob sie David dadurch befreien konnte, daß sie sich verbürgte und ihre Ansprüche verkaufte; aber sie hoffte auch, die Wahrheit über das zweideutige Verhalten von Petit-Claud zu erfahren. Der Beamte, der von der Schönheit der Frau Séchard überrascht war, behandelte sie nicht nur mit der Rücksicht, die man einer Frau schuldig ist, sondern sogar mit einer Art Liebenswürdigkeit, an die Eva nicht gewöhnt war. Die arme Frau sah in den Augen dieses Beamten den Ausdruck, den sie seit ihrer Verheiratung nur noch bei Kolb gefunden hatte, und der für schöne Frauen wie Eva das Kennzeichen ist, nach dem sie die Männer beurteilen können. Wenn eine Leidenschaft, wenn das Interesse oder das Alter in den Augen eines Mannes das Funkeln des unbedingten Gehorsams, das in ihnen in jungen Jahren leuchtet, ausgelöscht hat, dann mißtraut eine Frau einem solchen Manne und fängt an, ihn zu beobachten. Die Cointet, Petit-Claud, Cérizet, all die Leute, in denen Eva Feinde geahnt hatte, hatten sie mit trockenen und kalten Blicken angesehen; sie fühlte sich daher bei dem Substituten wohl aufgehoben, der aber freilich, so freundlich er sie aufnahm, in ein paar Worten all ihre Hoffnungen zerstörte.

„Es ist nicht sicher, Frau Séchard,“ sagte er zu ihr, „daß das Appellationsgericht das Urteil ändert, welches die Eigentumsübertragung, die Ihr Mann mit allem, was er besaß, zu Ihren Gunsten, um Ihr eingebrachtes Gut zu sichern, vorgenommen hat, auf die Wohnungseinrichtung beschränkte. Ihr Vorrecht darf nicht dazu dienen, einen Betrug zu decken. Aber da Sie in Ihrer Eigenschaft als Gläubigerin bei der Teilung des Erlöses für die gepfändeten Gegenstände zugelassen werden; da ferner Ihr Schwiegervater in gleicher Weise sein Vorrecht für die Mieten, die man ihm schuldet, üben darf, wird, nachdem das Urteil des Gerichts einmal gefällt ist, anläßlich dessen, was wir in der juristischen Sprache die Ausschüttung nennen, Gelegenheit zu weiteren Rechtsstreitigkeiten sein.“

„Herr Petit-Claud richtet uns also zugrunde?“ rief sie.

„Das Verhalten des Anwalts“, erwiderte der Beamte, „entspricht dem Mandat, das ihm Ihr Gatte gegeben hat, der, wie sein Advokat sagt, Zeit gewinnen will. Nach meiner Meinung wäre es vielleicht besser, von der Berufung abzustehen und dafür zu sorgen, daß Sie und Ihr Schwiegervater bei der Versteigerung in den Besitz der für Ihren Betrieb notwendigsten Maschinen und Werkzeuge kommen: Sie in den Grenzen dessen, worauf Sie Anspruch haben, er für den Betrag seiner Mieten. Aber damit käme man zu schnell ans Ziel. Die Advokaten bringen Sie um Hab und Gut!“

„Ich wäre dann in den Händen des Herrn Séchard sen., dem ich die Miete für die Pressen und für das Haus schuldete; mein Mann bliebe nichtsdestoweniger den Verfolgungen des Herrn Métivier, der fast nichts bekommen hätte, ausgesetzt.“

„Sie verstehen ganz recht, Frau Séchard.“

„Aber dann wäre unsere Lage ja schlimmer als jetzt.“

„Die Kraft des Gesetzes, Frau Séchard, steht am letzten Ende auf der Seite des Gläubigers. Sie haben dreitausend Franken

bekommen, es kann nicht anders sein, als daß Sie sie zurückgeben.“ „Oh! Sie trauen uns doch nicht zu, daß wir...“

Eva hielt inne; sie merkte, in welche Gefahr ihre Rechtfertigung ihren Bruder bringen konnte.

„Oh, ich weiß wohl,“ versetzte der Beamte, „daß diese Sache sowohl auf der Seite der Schuldner, die redliche, edelmütige, sogar große Menschen sind, wie auf der Seite des Gläubigers, der nur ein Aushängeschild ist, dunkel ist.“

Eva erschrak und sah den Beamten ängstlich an.

„Sie können sich denken,“ fuhr er fort und warf ihr einen sehr klugen Blick zu, „daß wir, während wir dasitzen und den Reden der Herren Advokaten zuhören müssen, Zeit genug haben, über das nachzudenken, was vor unsern Augen vorgeht.“

Eva kam in Verzweiflung, daß sie nicht helfen konnte, nach Hause.

Abends um sieben Uhr brachte Doublon den Zahlungsbefehl, in dem die bevorstehende Verhängung der Schuldhaft angekündigt war. Jetzt war also das Verfahren auf seinem höchsten Punkt angelangt.

„Von morgen an“, sagte David, „kann ich nur noch nachts ausgehen.“

Eva und Frau Chardon brachen in Tränen aus. In ihren Augen war es eine Schande, sich verborgen zu halten. Als Kolb und Marion erfuhren, daß die Freiheit ihres Herrn bedroht war, beunruhigten sie sich um so mehr, als sie ihm seit langem nicht die geringste Schlaueit zutrauten; und sie zitterten dermaßen für ihn, daß sie unter dem Vorwand, sie wollten hören, was sie Nützliches tun könnten, zu Frau Chardon, Eva und David ins Zimmer gingen. Sie traten in dem Augenblick ein, wo diese drei Menschen, deren Leben bisher ein so einfaches gewesen war, hinsichtlich der Notwendigkeit, David zu verbergen, in

Tränen ausbrachen. Aber wie sollte man den unsichtbaren Spionen entgehen, die von jetzt an die geringsten Schritte dieses Mannes, der zum Unglück so zerstreut war, beobachten würden?

„Wenn die Frau ein kleines Viertelstündchen warten will,“ sagte Kolb, „werde ich im feindlichen Lager rekonoszieren. Und Sie sollen sehen, daß ich das Geschäft verstehe, wenn ich schon wie ein Deutscher aussehe; so wahr ich ein Franzose bin, ich bin nicht dumm.“ „O, Frau Séchard,“ sagte Marion, „lassen Sie ihn gehen, er denkt an nichts anderes, als den Herrn zu beschützen. Kolb ist kein Elsässer, er ist ein wahrer Neufundländer.“ „Gehen Sie, guter Kolb,“ sagte David, „wir haben noch Zeit genug, einen Entschluß zu fassen.“

Kolb eilte zu dem Gerichtsvollzieher, bei dem Davids Feinde Kriegsrat hielten und über das Mittel berieten, wie man sich seiner bemächtigen konnte.

Die Verhaftung der Schuldner ist in der Provinz, wenn er überhaupt je vorkommt, ein ganz außergewöhnlicher Fall. Zunächst kennen sich alle untereinander zu gut, als daß jemand ein so gehässiges Mittel anwendete. Gläubiger und Schuldner stehen einander das ganze Leben hindurch persönlich gegenüber. Und ferner, wenn ein Kaufmann, ein Bankrottierer, um die Sprache der Provinz, die in dieser Art gesetzlichen Diebstahls keine Milde kennt, anzuwenden, einen großen Konkurs vorhat, dann dient ihm Paris als Zuflucht. Paris ist in gewisser Art das Belgien der Provinz: man findet dort Verstecke, die fast unauffindbar sind, und das Mandat des Gerichtsvollziehers, der die Exekution zu machen hat, erlischt an den Grenzen seiner Zuständigkeit. Überdies gibt es noch andere entscheidende Hindernisse. So gilt das Gesetz, das die Unverletzlichkeit der Wohnung verbürgt, in der Provinz ohne Ausnahme; der Gerichtsvollzieher hat dort

nicht wie in Paris das Recht, in ein drittes Haus einzudringen, um dort den Schuldner zu holen. Der Gesetzgeber hat geglaubt, Paris ausnehmen zu müssen, weil dort dauernd mehrere Familien im selben Hause beisammenwohnen. Aber in der Provinz muß der Gerichtsvollzieher, wenn er in die Wohnung des Schuldners selbst eindringen will, sich vom Friedensrichter begleiten lassen. Der Friedensrichter nun, dem die Gerichtsvollzieher unterstellt sind, hat es fast ganz in der Hand, ob er seine Mitwirkung bewilligen oder verweigern will. Zum Lob der Friedensrichter muß gesagt werden, daß diese Verpflichtung sie drückt, sie wollen nicht blinder Leidenschaft oder Rachsucht dienen. Es gibt noch andere, nicht weniger ernste Schwierigkeiten, die ebenso dazu dienen, die völlig unnütze Grausamkeit des Gesetzes über die Schuldhaft durch die Wirksamkeit der Sitten, die oft die Gesetze bis zu dem Grade umwandeln, daß sie hinfällig werden, zu mildern. In den großen Städten gibt es genug Elende, Verkommene, Leute ohne Treu und Glauben, die man zu Spionen brauchen kann; aber in den kleinen Städten kennen sich alle zu gut untereinander, als daß so leicht einer in den Sold eines Gerichtsvollziehers träte. Jeder, der in der unteren Klasse bis zu dem Grade gesunken wäre, wäre genötigt, die Stadt zu verlassen. Da also die Verhaftung eines Schuldners nicht, wie in Paris oder den großen Industrie- und Handelsstädten, Gegenstand des privilegierten Gewerbes der Häscher des Handelsgerichts geworden ist, wird sie zu einem überaus schwierigen Vorgehen, zu einem Kampf der Schlaueit zwischen dem Schuldner und dem Gerichtsvollzieher, und es ist dabei schon zu sehr erfinderischen Listen gekommen, von denen in den Zeitungen manchmal hübsche Berichte zu lesen waren. Der ältere Cointet hatte sich nicht zeigen wollen; aber der dicke Cointet, der jetzt sagte, Métivier habe ihm diesen Auftrag

gegeben, war mit Cérizet, der sein Faktor geworden war, und der gegen das Versprechen eines Tausendfrankenscheins seine Mitwirkung zugesagt hatte, zu Doublon gekommen. Doublon konnte auf zwei seiner Gehilfen rechnen. So verfügten die Cointet schon über drei Spürhunde zur Überwachung ihrer Beute. Im Augenblick der Verhaftung konnte Doublon überdies die Gendarmerie verwenden, die nach dem Wortlaut der Urteile dem Gerichtsvollzieher, der sie dazu auffordert, Beistand leisten muß. Diese fünf Personen waren also in diesem Augenblick in dem Zimmer des Gerichtsvollziehers Doublon, das im Erdgeschoß des Hauses neben dem Bureau lag, versammelt.

Man trat in dieses Bureau, nachdem man über einen ziemlich langen, mit Fliesen belegten Korridor gegangen war. Das Haus hatte ein einfaches, nicht allzu großes Tor, auf dessen beiden Seiten die vergoldeten amtlichen Schilder angebracht waren, in deren Mitte in schwarzen Buchstaben zu lesen war: Gerichtsvollzieher. Die zwei Fenster des Bureaus, die auf die Straße gingen, waren mit starken Eisenstangen vergittert. Das Arbeitszimmer, in dem die fünf saßen, ging auf einen Garten hinaus, in dem der Gerichtsvollzieher, der ein Liebhaber von Pomona war, mit großem Erfolg Spalierobst züchtete. Die Küche lag dem Arbeitszimmer gegenüber, und hinter der Küche war die Treppe, auf der man in das obere Stockwerk gelangte. Das Haus war in einer kleinen Straße hinter dem neuen Justizpalast gelegen, der damals im Bau war und erst nach 1830 fertig geworden ist. Diese Einzelheiten sind für das Verständnis dessen, was Kolb erlebte, nicht unnütz. Der Elsässer hatte sich ausgedacht, dem Gerichtsvollzieher gegenüber den Vorwand zu brauchen, er wollte ihm seinen Herrn verraten, um so zu erfahren, welche Fallen man ihm stellte, und ihn vor ihnen zu schützen. Die Köchin

öffnete ihm. Kolb sprach den Wunsch aus, Herrn Doublon in Geschäftssachen zu sprechen. Die Köchin war ärgerlich, daß sie, während sie ihr Geschirr abwusch, gestört wurde, öffnete die Tür zum Bureau und sagte zu Kolb, den sie nicht kannte, er sollte da auf den Herrn warten, der im Augenblick in seinem Arbeitszimmer eine Besprechung hätte; dann teilte sie ihrem Herrn mit, ein Mann wollte ihn sprechen. Dieser Ausdruck ‚ein Mann‘ wurde so sehr immer für einen Bauern angewandt, daß Doublon sagte: „Er soll warten!“

Kolb setzte sich an die Tür, die zum Arbeitszimmer führte.

„Also, wie wollen Sie vorgehen? Denn wenn wir ihn morgen früh erwischen können, wäre Zeit gewonnen,“ sagte der dicke Cointet. „Er hat seinen Namen Gimpel nicht gestohlen, nichts ist leichter,“ rief Cérizet.

Als Kolb die Stimme des dicken Cointet erkannte, hauptsächlich aber, als er die zwei Sätze hörte, erriet er sofort, daß es sich um seinen Herrn handelte, und sein Staunen wuchs, als er die Stimme Cérizets hörte.

„Der Bursche hat sein Brot gegessen!“ rief er entsetzt.

„Liebe Kinder,“ sagte Doublon, „hört, was wir tun müssen. Wir stellen unsere Leute in großen Abständen zwischen der Rue de Beaulieu und der Place du Mûrier in allen Himmelsrichtungen auf, so daß sie dem Gimpel, dieser Spitzname gefällt mir, folgen können, ohne daß er es merken kann. Wir verlassen ihn nicht, bis er in das Haus getreten ist, wo er sich geborgen glaubt; wir lassen ihm einige Tage Sicherheit, dann treffen wir ihn dort eines schönen Tages vor Sonnenaufgang oder -Untergang.“

„Aber was tut er in diesem Augenblick? Er kann uns entkommen,“ sagte der dicke Cointet. „Er ist zu Hause,“ sagte Doublon; „wenn er ausginge, würde ich es erfahren. Einer meiner Gehilfen steht auf der Place du Mûrier auf

seinem Posten, ein anderer an der Ecke des Justizpalastes und ein dritter dreißig Schritte von meinem Hause. Wenn unser Mann fortginge, würden sie pfeifen; und er hätte noch keine drei Schritte gemacht, ohne daß ich es auf diesem telegraphischen Wege erfahren hätte.“

Die Gerichtsvollzieher geben ihren Bütteln den ehrbaren Namen ‚Gehilfen‘.

Kolb hatte auf einen so günstigen Zufall nicht gerechnet; er verließ leise das Bureau und sagte zu dem Mädchen: „Herr Doublon ist lange beschäftigt, ich werde morgen früh wiederkommen.“

Der Elsässer, der früher bei der Kavallerie gewesen war, war auf einen Gedanken gekommen, den er sofort ausführte. Er eilte zu einem Pferdevermieter, den er kannte, suchte sich bei ihm ein Pferd aus, ließ es satteln und lief in größter Eile zu seinem Herrn zurück. Er fand Frau Eva in der tiefsten Niedergeschlagenheit.

„Was gibt es, Kolb?“ fragte der Drucker, als er an dem Elsässer eine zugleich freudige und erschreckte Miene bemerkte. „Sie sind von Spitzbuben umstellt. Das sicherste ist, den Herrn zu verbergen. Hat die Frau daran gedacht, ihn irgendwo hinzubringen?“

Der wackere Kolb gab Aufschluß über den Verrat Cérizets, über die Überwachungsposten in der Nähe des Hauses, über den Anteil, den der dicke Cointet an der Sache nahm, und so konnte kein Zweifel sein, daß Menschen dieser Art jede List gegen David anwenden würden. Sie sahen ein, daß seine Lage schlimm war.

„Die Cointet sind es, die gegen dich vorgehen,“ rief die arme Eva in Verzweiflung, „und deswegen hat Mé-tivier sich so hart gezeigt. Sie sind Papierfabrikanten, sie wollen dein Geheimnis.“ „Aber was tun, um ihnen zu entkommen?“ rief Frau Chardon. „Wenn die Frau einen guten Ort weiß, wo man den Herrn hinbringen kann,“

sagte Kolb, „verspreche ich, ihn hinzubringen, ohne daß es je einer erfährt.“ „Geht zu Basine Clerget, aber nur bei Nacht,“ erwiderte Eva, „ich werde alles mit ihr besprechen. In dieser Lage kann ich mich ganz auf Basine verlassen.“ „Die Spione werden dir folgen,“ sagte endlich David, der wieder etwas Geistesgegenwart bekam; „es handelt sich darum, ein Mittel zu finden, Basine zu benachrichtigen, ohne daß einer von uns hingeht.“ „Die Frau kann hingehen,“ sagte Kolb. „Ich hab mir das so gedacht: ich gehe mit dem Herrn aus, und wir führen die Pfeifspione hinter uns her. Während dieser Zeit kann die Frau zu Fräulein Clerget gehen, man wird ihr nicht folgen. Ich habe ein Pferd, der Herr kann hinten aufsitzen, und das müßte verteufelt sein, wenn man uns erwischte.“ „Lebwohl denn, Liebster,“ rief die arme Frau und warf sich ihrem Manne in die Arme; „keiner von uns wird dich besuchen, denn wir könnten sie auf deine Spur bringen. Wir müssen uns für die ganze Zeit verabschieden, die diese freiwillige Gefangenschaft dauert. Wir schreiben uns durch die Post. Basine wird deine Briefe besorgen, und ich schreibe dir unter ihrem Namen.“

Bei ihrem Fortgehen hörten David und Kolb das Pfeifen und führten die Spione bis zum Palet-Tor hinunter, wo der Pferdeverleiher wohnte. Dort nahm Kolb seinen Herrn hinter sich aufs Pferd und empfahl ihm an, sich gut an ihm zu halten.

„Pfeift, pfeift, ihr guten Freunde! Ich pfeife auf euch alle!“ rief Kolb; „ihr werdet einen alten Kavalleristen nicht erwischen.“

Und der alte Kavallerist gab dem Pferde die Sporen und ritt so spornstreichs ins Land hinaus, daß die Spione ihnen unmöglich folgen konnten und nicht wußten, wo sie hingekommen waren.

Eva ging unter dem nicht übel erdachten Vorwand, seinen Rat einzuholen, zu Postel. Nachdem sie die Schmach des Mitleids, das nur mit Worten verschwenderisch ist, hatte über sich ergehen lassen, verließ sie das Ehepaar Postel und konnte nun, ohne gesehen zu werden, das Haus Basinens erreichen, der sie ihren Kummer anvertraute, und die sie um Beistand und Schutz bat. Basine, die Eva, damit sie ganz ungestört reden konnten, in ihr Zimmer geführt hatte, öffnete die Tür zu einer anstoßenden kleinen Kammer, die ihr Licht nur von einem kleinen Fledermausfenster erhielt, so daß das Auge keines Menschen hineinsehen konnte. Die beiden Freundinnen brachten einen kleinen Kamin in Ordnung, dessen Rohr in den Kamin der Arbeitsstube ging, in dem die Arbeiterinnen Feuer für ihre Bügeleisen hatten. Eva und Basine legten Decken auf den Fußboden, um den Schall zu dämpfen, wenn David aus Versehen Geräusch machte; sie stellten ein Gurtenbett zum Schlafen auf, einen Ofen für seine Experimente, einen Tisch und einen Stuhl zum Sitzen und Schreiben. Basine versprach, ihm nachts zu essen zu geben; und da niemals jemand in ihr Zimmer kam, konnte David allen seinen Feinden und selbst der Polizei trotzen.

„Endlich“, sagte Eva und umarmte ihre Freundin, „ist er in Sicherheit.“

Eva ging noch einmal zu Postel, um, sagte sie, noch einen Zweifel aufzuklären, über den ihr ein so kluger Handelsrichter Auskunft geben könnte, und sie ließ sich von ihm zurückbegleiten und hörte seine Klagen an. „Wenn Sie mich geheiratet hätten, stünde es dann auch so schlimm mit Ihnen?“ Dieses Gefühl lag allem, was der kleine Apotheker sprach, zugrunde.

Als Postel wieder nach Hause kam, zeigte sich seine Frau sehr eifersüchtig auf die wunderbare Schönheit

der Frau Séchard; und Léonie, die über die Freundlichkeit ihres Mannes wütend gewesen war, wurde nur durch die Behauptung des Apothekers beruhigt, die kleinen, blonden und rothaarigen Frauen taugten mehr als die großen, brünetten, die, wie er sagte, den schönen Pferden glichen, die nie aus dem Stalle kämen. Er gab ohne Frage einige Beweise für die Aufrichtigkeit dieser Worte, denn am nächsten Tage war Frau Postel sehr zärtlich zu ihm.

„Wir können ruhig sein,“ sagte Eva zu ihrer Mutter und Marion, die, wie Marion sich ausdrückte, noch ganz arretiert waren. „Oh, sie sind weg,“ sagte Marion, als Eva sich mechanisch im Zimmer umsah.

„Wohin geht die Reise?“ fragte Kolb, als er auf der Landstraße nach Paris eine Meile geritten war. „Nach Marsac,“ antwortete David. „Da du mich auf diesen Weg gebracht hast, will ich einen letzten Versuch machen, das Herz meines Vaters zu rühren.“ „Ich würde lieber eine Batterie Kanonen erstürmen; denn der Herr Vater hat kein Herz.“

Der alte Drucker glaubte nicht an seinen Sohn; er beurteilte ihn, wie das Volk urteilt: nach den Ergebnissen. Zunächst glaubte er David nicht geplündert zu haben; dann sagte er sich, ohne an den Unterschied der Zeiten zu denken: „Ich habe ihm eine Druckerei gegeben, wie ich sie selbst bekommen habe; und er, der tausendmal mehr davon verstand als ich, ist nicht vorwärts gekommen!“ Er war nicht imstande, seinen Sohn zu verstehen, er verurteilte ihn und fühlte eine Art Überlegenheit über diesen hohen Geist, indem er sich sagte: „Von mir bekommt er einmal sein Brot.“

Niemals werden die Moralisten den ganzen Einfluß, den die Gefühle auf die Interessen haben, klarlegen können. Dieser Einfluß ist ebenso mächtig, wie der der Interessen

auf die Gefühle. Alle Naturgesetze haben eine doppelte Wirkung in zwei entgegengesetzten Richtungen. David seinerseits verstand seinen Vater und war mild genug, ihn zu entschuldigen.

Kolb und David langten um acht Uhr in Marsac an und überraschten den Alten am Ende seiner Mahlzeit, die er heute notgedrungen kurz vor dem Schlafengehen einnehmen mußte.

„Dich schickt die Justiz zu mir,“ sagte der Vater mit bitterem Lächeln zu seinem Sohne. „Wie können Sie dem Herrn und dem Sohn so begegnen? Er reist im Himmel, und Sie sind immer benebelt!“ rief Kolb entrüstet. „Zahlen Sie, zahlen Sie! Das ist Ihr Beruf als Vater.“ „Schon gut, Kolb, geh; bring das Pferd zu Frau Courtoi, wir wollen meinem Vater nicht damit lästig fallen; und merk dir, daß die Väter immer recht haben.“

Kolb ging; er brummte, wie ein Hund, den der Herr wegen seiner Wachsamkeit gescholten hat, noch im Gehorchen protestiert. David schlug jetzt seinem Vater vor, ohne sein Geheimnis zu verraten, er wolle ihm den sichersten Beweis von seiner Entdeckung geben und wolle ihn an diesem Geschäft für die Höhe der Summen, die er brauchte — sowohl, um sofort frei zu werden, wie auch, um sein Geheimnis auszubeuten —, beteiligen.

„So? Und wie willst du mir beweisen, daß du aus Nichts schönes Papier machen kannst, das nichts kostet?“ fragte der alte Buchdrucker und warf seinem Sohn einen Blick zu, aus dem zu merken war, daß er nicht mehr ganz nüchtern war, und der trotzdem schlau und gierig war. Es sah aus, wie wenn ein Blitz aus einer vollen Regenwolke schießt; denn der alte Bär ging nie schlafen, ohne sich zur Nacht einen Haarbeutel anzulegen. Der bestand aus zwei Flaschen trefflichen alten Weines, die er, nach seinem Ausdruck, schlürfte. „Nichts einfacher als das,“ erwiderte

David. „Ich habe kein Papier bei mir. Ich bin auf der Flucht vor Doublon auf den Weg hierher gekommen; und als ich sah, daß ich auf dem Wege nach Marsac sei, dachte ich, ich könnte ebensogut mit dir verhandeln wie mit einem Wucherer. Ich habe nichts auf dem Leib als meine Kleider. Schließ mich in einen wohlverschlossenen Raum ein, in den niemand Zugang hat, in dem mich niemand sehen kann, und ...“ „Wie!“ sagte der Alte und warf seinem Sohn einen schrecklichen Blick zu, „du willst mich nicht sehen lassen, was du machst?“ „Lieber Vater,“ antwortete David, „du hast mir gezeigt, daß es in Geschäften keinen Vater gibt.“ „Ah, du mißtraust dem, der dir das Leben geschenkt hat!“ „Nein, nur dem, der mir die Mittel zum Leben genommen hat.“ „Jeder für sich, du hast recht!“ sagte der Alte. „Schön, ich werde dich in meine Vorratskammer bringen.“ „Ich gehe mit Kolb hinein; du schaffst mir einen Kessel, in dem ich meinen Brei koche,“ versetzte David, ohne auf den Blick zu achten, den ihm sein Vater zuwarf; „dann bringst du mir Artischockenstengel, Spargelkraut, Brennesseln und Schilfrohr, das du am Ufer eures Baches abschneidest. Morgen früh komme ich aus deiner Vorratskammer, und da sollst du ein prächtiges Papier sehen.“ „Wenn das möglich ist ...“ rief der Alte zwischen etlichem Rülpsen, „gebe ich dir vielleicht ... will ich sehen, ob ich dir geben kann ... Ja, dann gebe ich dir wahrscheinlich fünfundzwanzigtausend Franken — unter der Bedingung, daß ich jedes Jahr so viel daran verdiene.“ „Stelle mich auf die Probe, ich willige ein,“ rief David. „Kolb, steig aufs Pferd, spreng nach Mansle, kauf dort bei einem Schäffler ein großes Haarsieb und bei einem Spezereihändler Leim, und komm schleunigst zurück.“ „Da, trink,“ sagte der Vater und stellte vor seinen Sohn eine Flasche Wein, Brot und einen Teller mit kaltem Fleisch, der noch auf dem Tische

stand. „Sammle Kräfte, ich gehe und hole dir die grünen Lumpen, die du brauchst; denn grün sind sie, deine Lumpen! Ich fürchte sogar, sie sind ein bißchen zu grün.“

Zwei Stunden später, gegen elf Uhr nachts, schloß der Alte seinen Sohn und Kolb in einen kleinen Raum, der an seine Vorratskammer angebaut und mit Hohlziegeln bedeckt war, ein. Es befanden sich darin die Utensilien, die man zum Brennen der Weine des Angoumois braucht, die, wie man weiß, alle die Branntweine liefern, die angeblich aus Cognac kommen.

„Oh! Aber hier bin ich ja wie in einer Fabrik, Holz und Kessel sind da!“ rief David. „Also, auf morgen,“ sagte der alte Séchard; „ich schließe euch jetzt ein und lasse meine beiden Hunde los; ich bin sicher, daß euch niemand Papier bringt. Zeig mir morgen deinen Bogen, ich erkläre, daß ich dann dein Teilhaber werde; das Geschäft wird dann klar und in Ordnung sein.“

Kolb und David ließen sich einschließen und verbrachten etwa zwei Stunden damit, die Zweige zu zerbrechen und vorzubereiten, wobei sie sich zweier eichenen Bohlen bedienten. Das Feuer sprühte, das Wasser kochte. Gegen zwei Uhr morgens hörte Kolb, der weniger beschäftigt war als David, ein Geräusch, das weniger wie ein Seufzen als wie das Rülpsen eines Trunkenen klang. Er nahm eine der beiden Kerzen und sah sich überall um: endlich sah er das violette Gesicht des alten Séchard in einer kleinen viereckigen Öffnung, die über der Tür, durch die man aus dem Vorratsraum in die Brennkammer kam, und die durch leere Fässer verstellt war, angebracht war. Der boshafte Alte hatte seinen Sohn und Kolb durch die äußere Tür, durch die die Fässer zur Ablieferung hinausgerollt wurden, in die Brennkammer geführt. Diese zweite, innere Tür war dazu da, die Fässer aus dem Vorratsraum

in die Brennkammer zu rollen, ohne den Umweg über den Hof zu machen.

„Oh, Papa,“ rief Kolb, „so haben wir nicht gewettet, Sie wollen Ihren Sohn begaunern... Wissen Sie, was Sie tun, wenn Sie eine Flasche Wein trinken? Sie geben einem Spitzbuben zu saufen!“ „Oh, Vater!“ sagte David. „Ich wollte hören, ob ihr etwas braucht,“ brachte der Winzer kleinlaut und beinahe ernüchtert heraus. „Und aus Interesse für uns haben Sie eine kleine Leiter genommen?“ fragte Kolb und öffnete die Tür, nachdem er den Eingang freigemacht hatte. Er sah den Alten im Hemd auf einer kleinen Leiter stehen. „Du wirst dich erkälten,“ rief David. „Ich glaube, ich bin ein Nachtwandler,“ sagte der Alte, der sich sehr schämte, und stieg herunter. „Weil du deinem Vater nicht getraut hast, hatte ich schlechte Träume. Ich träumte, du wärest mit dem Teufel im Bunde, um das Unmögliche möglich zu machen.“ „Der Teufel, das ist Ihre Leidenschaft für die kleinen Goldfuchse,“ rief Kolb. „Leg dich wieder hin, Vater,“ sagte David; „schließ uns ein, wenn du willst, aber spar dir die Mühe, wiederzukommen: Kolb wird Posten stehen.“

Am nächsten Tage um vier Uhr verließ David die Brennkammer, nachdem er alle Spuren seiner Arbeit entfernt hatte, und brachte seinem Vater dreißig Bogen Papier, deren Feinheit, Weiße, Festigkeit und Stärke nichts zu wünschen übrig ließen, und die als Wasserzeichen die ungleich starken Striche von den Fäden des Haarsiebes zeigten. Der Alte nahm diese Proben und prüfte sie als alter Bär, der seit jungen Jahren gewöhnt war, die Papiere auf diese Weise zu untersuchen, mit der Zunge, er fuhr mit der Hand darüber, zerknüllte sie, faltete sie, unterwarf sie all den Proben, die die Typographen anwenden, um die Qualität des Papiers festzustellen, und, obwohl

er nichts zu tadeln wußte, wollte er sich doch nicht besiegt geben.

„Man müßte sehen, was unter der Presse daraus wird,“ sagte er, um seinen Sohn nicht loben zu müssen. „Komischer Mensch!“ rief Kolb.

Der Alte, der kaltblütig geworden war, verbarg die Unentschlossenheit, die er nur spielte, unter der väterlichen Würde.

„Ich will dich nicht täuschen, Vater; dieses Papier, scheint mir, stellt sich noch zu teuer, ich will noch das Problem lösen, es in der Bütte zu leimen. Nur diesen Vorteil muß ich noch erobern . . .“ „Ah, du wolltest mich fangen!“ „Würde ich es dir dann sagen? Ich leime wohl schon in der Bütte; aber bis jetzt verbindet sich der Leim nicht gleichmäßig mit meinem Brei; das Papier wird rauh wie eine Bürste.“ „Schön. Vervollkomme das mit dem Leimen in der Bütte, und dann bekommst du mein Geld.“ „Mein Herr wird Ihr Geld nie zu sehen bekommen!“

Offenbar wollte der Alte David für die Schande, die er in dieser Nacht erlebt hatte, strafen, und so behandelte er ihn mehr als kalt.

„Vater,“ sagte David, der Kolb hinausgeschickt hatte, „ich bin dir nie böse gewesen, daß du deine Druckerei zu einem unmäßigen Preis eingeschätzt hast, und daß du sie mir lediglich nach deiner Schätzung verkauft hast; ich habe immer den Vater in dir gesehen. Ich habe mir gesagt: ‚Mag der alte Mann, der sich viel geplagt hat, der mich sicher auf einen höheren Platz gehoben hat, als es meiner Herkunft entsprach, in Frieden und auf seine Weise die Frucht seiner Arbeit genießen.‘ Ich habe dir sogar das eingebrachte Gut meiner Mutter gelassen und habe mich, ohne zu murren, in das mit Schulden belastete Leben gefügt, das du mir bereitet hast. Ich habe

mir vorgenommen, ein schönes Vermögen zu verdienen, ohne dich zu belästigen. Dieses Geheimnis nun habe ich inmitten des größten Elends gefunden. Ich hatte kaum Brot im Hause und wurde wegen Schulden verfolgt, die nicht meine sind ... Ja, ich habe gekämpft und bin nicht müde geworden, bis meine Kräfte erschöpft waren. Vielleicht bist du mir Hilfe schuldig! ... Aber denk nicht an mich, denk an die Frau und das kleine Kind ...“ (hier konnte David seine Tränen nicht zurückhalten) „und gewähre ihnen Beistand und Schutz. Solltest du tiefer als Marion und Kolb stehen, die mir ihre Ersparnisse gegeben haben?“ rief der Sohn, als er seinen Vater kalt wie eine marmorne Preßplatte sah. „Und das hat dir nicht genügt?“ rief der Alte, ohne die geringste Scham zu verspüren. „Aber du könntest ja ganz Frankreich aufzehren! Gute Nacht! Ich für mein Teil bin zu dumm, mich in die Ausbeutung eines Unternehmens einzulassen, wo nur ich der Ausgebeutete wäre. Der Affe soll den Bären nicht auffressen,“ sagte er und spielte dabei auf ihre Gehilfenspitzen an. „Ich bin Winzer, ich bin kein Bankier. Und dann, weißt du, Geschäfte zwischen Vater und Sohn, das tut nicht gut. Wir wollen essen; siehst du, du sollst nicht sagen, daß ich dir nichts gebe!“

David war einer der Menschen mit tiefem Herzen, die ihre Leiden so darin verbergen können, daß sie denen, die sie liebhaben, nicht sichtbar werden. Wenn daher bei ihnen der Schmerz überströmt, ist der höchste Punkt ihrer Qual erreicht. Eva verstand diesen schönen, männlichen Charakter. Aber der Vater sah in diesem Schmerz, der jetzt aus der Tiefe an die Oberfläche stürzte, den gewöhnlichen Jammer der Kinder, die ihren Vater herumbekommen wollen, und er nahm die außerordentliche Niedergeschlagenheit seines Sohnes für das Schamgefühl über den Mißerfolg. Vater und Sohn trennten sich im

Unfrieden. David und Kolb kamen ungefähr um Mitternacht nach Angoulême, und sie gingen zu Fuß und so vorsichtig durch die Stadt, als wären sie Diebe auf einem Raubzug. Um ein Uhr morgens betrat David die Wohnung von Fräulein Basine Clerget, ohne daß ihn jemand bemerken konnte, und wurde in dem unzugänglichen Asyl untergebracht, das seine Frau für ihn bereitet hatte. Dort sollte David nun von dem erfinderischsten Mitgefühl, das es gibt, von dem einer Wäscherin, bewacht werden. Am nächsten Morgen rühmte sich Kolb, er habe seinen Herrn zu Pferde gerettet und habe ihn erst verlassen, nachdem er ihn auf ein Schiff gebracht hätte, das ihn in die Nähe von Limoges fahren sollte. Eine genügende Menge Rohmaterialien waren bei Basine untergebracht, so daß Kolb, Marion, Frau Séchard und ihre Mutter keinerlei Beziehung mit Fräulein Clerget zu haben brauchten.

Zwei Tage nach dem Auftritt mit seinem Sohne kam der alte Séchard, der noch zwanzig Tage Zeit hatte, bevor er mit der Weinlese beginnen mußte, zu seiner Schwiegertochter. Seine Habgier führte ihn her. Er schloß nicht mehr, er wollte wissen, ob die Entdeckung Aussicht auf Vermögen gäbe, und wollte, wie er sich ausdrückte, sehen, dabei seinen Schnitt zu machen. Er bezog über der Wohnung seiner Schwiegertochter eine der beiden Dachkammern, die er sich vorbehalten hatte, und tat so, als ob er von der Geldnot im Haushalte seines Sohnes nichts bemerkte. Man schuldete ihm die Mieten, man konnte ihm wohl zu essen geben! Er stieß sich nicht daran, daß die Bestecke von verzinntem Eisen waren.

„Ich habe auch so angefangen,“ erwiderte er seiner Schwiegertochter, als sie sich entschuldigte, daß sie ihm keine silbernen Bestecke gab.

Marion mußte sich bei den Kaufleuten für alles verbürgen, was im Hausstande verbraucht wurde. Kolb war

Handlanger bei Maurerarbeiten und verdiente zwanzig Sous im Tag. Die arme Eva, die im Interesse ihres Kindes und Davids ihr Letztes hergab, um den Winzer gut zu bewirten, hatte bald nur noch zehn Franken. Sie hoffte immer, ihre Schmeicheleien und ihre respektvolle Freundlichkeit oder wenigstens ihr entsagungsvolles Leben würden den Geizhals rühren; aber er war immer völlig unzugänglich. Schließlich wollte sie, da sie den kalten Blick der Cointet, Petit-Clauds und Cérizets an ihm sah, seinen Charakter studieren und seine Absichten erraten; aber das war vergebliche Mühe! Vater Séchard blieb immer zwischen zwei kleinen Räuschen und hatte sich dahinter verschanzt. Die Trunkenheit ist ein doppelter Schleier. Unter ihrem Schutz — sie war ebensooft gespielt wie wirklich — versuchte der Alte, Eva Davids Geheimnis zu entlocken. Bald schmeichelte er seiner Schwiegertochter, bald drohte er ihr. Als Eva ihm antwortete, sie wüßte nichts, sagte er zu ihr: „Ich werde mein ganzes Vermögen vertrinken, ich werde es auf Leibrenten geben.“

Diese schmachvollen Kämpfe ermatteten das arme Opfer, und sie hatte, um ihrem Schwiegervater nicht respektlos zu begegnen, sich schließlich aufs Schweigen verlegt. Als sie eines Tages zum Äußersten getrieben war, sagte sie zu ihm: „Aber, Vater, es gibt eine sehr einfache Art, alles zu erfahren: zahlen Sie Davids Schulden, dann kommt er wieder, und Sie können sich miteinander verständigen.“ „Ah, das ist alles, was ihr von mir wollt! Gut, daß ich das weiß.“

Der alte Séchard, der nicht an seinen Sohn glaubte, glaubte an die Cointet. Die Cointet, an die er sich wendete, blendeten ihn absichtlich und sagten ihm, es handelte sich bei den Forschungen seines Sohnes um Millionen.

„Wenn David beweisen kann, daß ihm seine Versuche gelungen sind, werde ich nicht zögern, meine Papierfabrik

in eine Gesellschaft umzuwandeln und Ihrem Sohne seine Entdeckung in entsprechendem Werte anzurechnen,“ sagte der große Cointet zu ihm.

Der mißtrauische Alte zog, indem er mit den Arbeitern immer wieder ein Gläschen trank, so viele Erkundigungen ein, er fragte, indem er sich dumm stellte, Petit-Claud so gut aus, daß er schließlich auf den Verdacht kam, die Cointet steckten hinter Métivier; er vermutete, sie hätten den Plan, die Druckerei Séchard zu ruinieren und sich von ihm zahlen zu lassen, indem sie ihn mit der Entdeckung köderten; denn der alte Mann aus dem Volke konnte nicht ahnen, daß Petit-Claud mit in der Verschwörung war, und kam nicht auf den Gedanken, daß all die Netze nur ausgestellt waren, um sich früher oder später dieses schönen industriellen Geheimnisses zu bemächtigen. Eines Tages endlich beschloß der Alte, der außer sich war, daß er das Schweigen seiner Schwiegertochter nicht brechen konnte, und daß er nicht einmal von ihr erfahren konnte, wo David verborgen war, die Tür zu der Werkstatt, die zum Gießen der Walzen bestimmt war, zu erbrechen; er hatte schließlich erfahren, daß sein Sohn dort seine Versuche gemacht hatte. Am frühen Morgen stieg er in den Hof hinab und fing an, an dem Schloß zu arbeiten.

„Was machen Sie denn da, Papa Séchard?“ rief ihm Marion zu, die frühmorgens aufstand, um in ihre Fabrik zu gehen, und nun mit einem Satz an der Feuchtkammer war. „Bin ich nicht hier zu Hause, Marion?“ antwortete der Alte, der sich schämte, ertappt zu sein. „So! Werden Sie nun auf Ihre alten Tage zum Diebe? Und dabei sind Sie doch nüchtern ... Ich werde alles brühwarm der Frau erzählen.“ „Schweig, Marion,“ bat der alte Mann und zog ein Sechsfrankenstück aus der Tasche. „Da, nimm ...“ „Ich werde schweigen, aber versuchen Sie

es nicht noch einmal,“ erwiderte Marion und drohte ihm mit dem Finger, „sonst erzähle ich es ganz Angoulême.“

Sowie der Greis gegangen war, stieg Marion zu ihrer Herrin hinauf.

„Denken Sie, Frau Séchard, ich habe Ihrem Schwiegervater sechs Franken abgeluchst, da sind sie.“ „Und wie hast du das gemacht?“ „Er wollte wahrhaftig die Kessel und die Vorräte des Herrn sehen, als ob er damit hinter das Geheimnis gekommen wäre. Ich wußte wohl, daß in der kleinen Küche nichts mehr war; aber ich habe ihm Angst gemacht, als ob er seinen Sohn hätte bestehlen wollen, und er hat mir einen Doppeltaler gegeben, damit ich schweige.“

In diesem Augenblick brachte Basine ihrer Freundin freudig einen Brief Davids, den sie ihr heimlich übergab. Er war auf herrlichem Papier geschrieben und lautete:

„Geliebte Eva! Du bist die erste, der ich auf dem ersten Bogen Papier, das mir auf Grund meines Verfahrens gelungen ist, schreibe. Die Aufgabe, den Brei in der Bütte zu leimen, ist mir gelungen! Das Pfund Zeug, selbst wenn ich annehme, daß für die Pflanzen, die ich brauche, guter Boden in Kultur genommen wird, kommt auf fünf Sous. Also wird für das Ries von zwölf Pfund für drei Franken geleimtes Zeug gebraucht. Ich bin sicher, das Gewicht der Bücher um die Hälfte zu vermindern. Der Umschlag, der Brief, die Proben sind verschiedene Fabrikate. Ich umarme Dich; wir werden glücklich sein; das Vermögen ist das einzige, was uns gefehlt hat.“

„Hier,“ sagte Eva zu ihrem Schwiegervater und reichte ihm die Proben, „geben Sie Ihrem Sohn den Preis Ihrer Ernte und lassen Sie ihn sein Glück machen, er gibt Ihnen zehnmal wieder, was Sie ihm geben, denn die Erfindung ist gelungen!“

Der alte Séchard eilte spornstreichs zu den Cointet. Dort wurde jede Probe untersucht und peinlich geprüft: die einen waren geleimt, die andern ohne Leim; sie waren von drei Franken bis zu zehn Franken das Ries ausgezeichnet; die einen waren von metallischer Härte, die andern weich wie Chinapapier; alle möglichen Schattierungen des Weiß waren vertreten. Juden, die Diamanten prüfen, hätten nicht gierigere Augen machen können, als die der Cointet und des alten Séchard waren.

„Ihr Sohn ist auf gutem Wege,“ sagte der dicke Cointet. „Schön, dann zahlen Sie seine Schulden,“ versetzte der alte Drucker. „Sehr gern, wenn er uns zu Teilhabern nehmen will,“ erwiderte der große Cointet. „Sie sind Räuber,“ rief der alte Bär, „Sie verfolgen meinen Sohn unter dem Namen Métivier und wollen, daß ich Sie bezahle, weiter nichts. Bin nicht so dumm, ihr Herren!“

Die zwei Brüder sahen sich an, aber sie konnten ihre Überraschung über den Scharfsinn des Geizhalses unterdrücken.

„Wir sind keine solchen Millionäre, um das Diskontgeschäft zum Vergnügen zu betreiben,“ erwiderte der dicke Cointet; „wir wären glücklich genug, wenn wir unsere Lumpen bar bezahlen könnten, und wir geben unserm Händler immer noch Wechsel.“ „Man muß einen Versuch im großen machen,“ fügte der große Cointet kühl hinzu, „denn was in einem Suppentopf gelingt, mißglückt vielleicht, wenn es im großen hergestellt werden soll. Machen Sie Ihren Sohn frei.“ „Ja, aber wird mein Sohn, wenn er in Freiheit ist, mich zum Teilhaber nehmen?“ fragte der alte Séchard. „Das ist nicht unsere Sache,“ sagte der dicke Cointet. „Glauben Sie, guter Mann, daß es genügt, wenn Sie Ihrem Sohne zehntausend Franken geben? Ein Erfinderpatent kostet zweitausend Franken. Man muß Reisen nach Paris machen; dann ist es, bevor

man sich auf das Unternehmen einläßt, wie mein Bruder gesagt hat, klug, tausend Ries zu fabrizieren und ganze Bütten zu riskieren, damit kein Zweifel bleibt. Sehen Sie, gegen nichts muß man mißtrauischer sein als gegen Erfinder. Ich für mein Teil“, sagte der große Cointet, „liebe das Brot, wenn es ausgebacken ist.“

Der Alte überlegte die ganze Nacht an dem Dilemma: ‚Zahle ich Davids Schulden, so ist er frei; und wenn er frei ist, braucht er mich nicht als Teilhaber. Er weiß wohl, daß ich ihn mit unserer ersten Teilhaberschaft hineingelegt habe, er wird sich nicht zum zweitenmal darauf einlassen wollen. Mein Interesse wäre also, daß der Unglücksmensch ins Gefängnis kommt ...‘

Die Cointet kannten den alten Séchard gut genug, um zu wissen, daß sie das Geschäft zusammen machen würden. Also sagten diese drei Männer: ‚Um eine Gesellschaft zu bilden, die auf dem Geheimnis begründet ist, bedarf es der Versuche; und um diese Versuche zu machen, muß David Séchard freigemacht werden. Ist David frei, so entkommt er uns.‘

Jeder hatte überdies einen kleinen Hintergedanken. Petit-Claud sagte sich: ‚Nach meiner Verheiratung werde ich von der Verbindung mit den Cointet frei sein; aber bis dahin halte ich sie fest.‘

Der große Cointet sagte sich: ‚Ich hätte David lieber hinter Schloß und Riegel, dann wäre ich der Herr.‘

Der alte Séchard sagte sich: ‚Wenn ich seine Schulden zahle, sagt mein Sohn ‚danke schön‘ und damit fertig.‘

Eva, die von dem Winzer bestürmt wurde und der er drohte, sie würde aus dem Hause gejagt, wollte weder das Asyl ihres Mannes verraten noch auch nur ihm vorschlagen, freies Geleite anzunehmen. Sie war nicht sicher, ob sie David ein zweites Mal ebenso gut verborgen halten könnte, und antwortete daher ihrem Schwiegervater:

„Machen Sie Ihren Sohn frei, dann werden Sie alles erfahren.“

Die vier Interessenten standen also vor einem gedeckten Tisch, und keiner wagte es, sich zum Mahl zu setzen, weil jeder fürchtete, es könnte ihm einer zuvorkommen; alle beobachteten und mißtrauten einander.

Einige Tage nach der Einschließung Séchards hatte Petit-Claud den großen Cointet in seiner Papiermühle aufgesucht.

„Ich habe mein Bestes getan,“ sagte er zu ihm; „David hat sich freiwillig in ein Gefängnis begeben, das uns unbekannt ist, und sucht dort in Ruhe seine Erfindung zu verbessern. Wenn Sie Ihr Ziel nicht erreicht haben, ist es nicht meine Schuld; werden Sie Ihr Versprechen halten?“

„Ja, wenn wir ans Ziel kommen,“ erwiderte der große Cointet. „Der alte Séchard ist seit einigen Tagen hier, er hat uns Fragen über die Herstellung des Papiers vorgelegt; der alte Geizhals ist hinter die Erfindung seines Sohnes gekommen, er will Nutzen davon haben; es besteht also einige Hoffnung, die Gründung einer Gesellschaft durchzusetzen. Sie sind der Anwalt des Vaters und Sohnes ...“ „Und soll der heilige Geist sein, der sie euch verrät,“ fügte Petit-Claud lachend hinzu. „Ganz recht,“ erwiderte Cointet. „Wenn es Ihnen gelingt, David entweder ins Gefängnis oder durch einen Gesellschaftsvertrag in unsere Hände zu bringen, sollen Sie Fräulein de la Haye heiraten.“ „Ist das Ihr Ultimatum?“ fragte Petit-Claud. „Yes,“ versetzte Cointet, „da wir schon in fremden Sprachen reden.“ „Hören Sie meines in einer Sprache, die Sie verstehen,“ erwiderte Petit-Claud trocken. „Nun, so reden Sie,“ versetzte Cointet mit neugieriger Miene. „Stellen Sie mich morgen Frau von Senonches vor, sorgen Sie dafür, daß ich etwas Positives habe, kurz, halten Sie Ihr Versprechen, oder ich bezahle Séchards

Schulden und werde sein Teilhaber, indem ich meine Praxis wieder verkaufe. Ich will mich nicht foppen lassen. Sie haben geradeheraus zu mir gesprochen, ich rede in der nämlichen Sprache. Ich habe getan, was ich sollte, tun Sie jetzt das Ihrige. Sie haben alles, ich habe nichts. Wenn ich nicht ein Unterpfand Ihrer Aufrichtigkeit habe, spiele ich Ihr Spiel.“

Der große Cointet nahm seinen Hut, seinen Schirm und dazu sein Jesuitengesicht, brach auf und sagte Petit-Claud, er solle ihm folgen.

„Sie sollen sehen, lieber Freund, ob ich Ihnen den Boden nicht vorbereitet habe,“ sagte der Kaufmann zu dem Advokaten.

In einem Augenblick hatte der schlaue und geriebene Papierhändler die Gefahr, in der er schwebte, erkannt. Er sah, Petit-Claud war ein Mann, den man ehrlich bedienen mußte. Er hatte schon, um sich auf alles vorzubereiten und um sein Gewissen zu beruhigen, unter dem Vorwand, dem früheren Generalkonsul Rechenschaft über die Finanzlage Fräuleins de la Haye zu geben, einige Worte fallen lassen.

„Das ist so eine Sache mit Françoise,“ hatte er gesagt, „mit dreißigtausend Franken Mitgift kann ein Mädchen heutzutage keine großen Ansprüche stellen.“ „Wir können ja darauf zurückkommen,“ hatte Francis du Hautoy geantwortet. „Mit der Abreise von Frau von Bargeton ist die Stellung von Frau von Senonches eine ganz andere geworden: wir können Françoise mit irgendeinem braven alten Landedelmann verheiraten.“ „Da kommt nichts Gutes dabei heraus,“ hatte der Papierhändler geantwortet und seine frostige Miene angenommen. „Nein, verheiraten Sie sie doch mit einem ehrgeizigen, fähigen jungen Mann, den Sie protegieren können, und der seiner Frau eine angenehme Stellung schafft.“ „Wir werden sehen,“ hatte

Francis wiederholt; „vor allem muß die Patin befragt werden.“

Nach dem Tode des Herrn von Bargeton hatte Louise von Nègrepelisse das Haus in der Rue du Minage verkaufen lassen. Frau von Senonches, die sich zu eng in ihrer Wohnung fühlte, bestimmte ihren Mann, dieses Haus, das die Wiege der ehrgeizigen Wünsche Luciens war, und in dem diese Szene aus dem Provinzleben begonnen hat, zu kaufen. Zéphirine von Senonches hatte den Plan gefaßt, das Erbe der Frau von Bargeton in der Art königlichen Regiments, das sie geführt hatte, anzutreten, einen Salon zu haben, kurz die große Dame zu sein. Eine Spaltung war in der vornehmen Gesellschaft von Angoulême seit dem Duell des Herrn von Bargeton mit Herrn von Chandour eingetreten. Auf der einen Seite standen die, die die Unschuld Louisens von Nègrepelisse behaupteten, auf der andern Seite die, die zu den Verleumdungen Stanislaus' von Chandour hielten. Frau von Senonches erklärte sich für die Bargeton und gewann zunächst alle Anhänger dieser Partei. Als sie dann in das Haus Bargeton übergesiedelt war, machte sie sich die Gewohnheiten vieler zunutze, die seit so viel Jahren dorthin zum Spielen gegangen waren. Sie empfing jeden Abend und lief entschieden Amélie von Chandour, die sich zu ihrer Rivalin aufgeworfen hatte, den Rang ab. Die Hoffnungen von Francis de Hautoy, der sich im Mittelpunkt der Aristokratie von Angoulême sah, verstiegen sich so weit, daß er Françoise mit dem alten Herrn von Séverac verheiraten wollte, den Frau du Brossard nicht für ihre Tochter hatte fangen können. Die Rückkehr von Frau von Bargeton, die Präfektin von Angoulême geworden war, erhöhte noch die Ansprüche Zéphirins für ihr geliebtes Patenkind. Sie sagte sich, die Gräfin Sixtus du Châtelet würde ihren Einfluß für die verwenden, die sich zu ihrer Vorkämpferin

gemacht hatte. Der Papierhändler, der sein Angoulême in- und auswendig kannte, gewährte sofort all diese Schwierigkeiten. Aber er beschloß, sich mit einer Kühnheit, wie sie nur Tartuffe sich erlaubt hätte, aus der Schwierigkeit, die sich aufgetan hatte, zu befreien. Der kleine Anwalt, der über die Loyalität seines Partners in diesem Ränkespiel höchst überrascht war, überließ ihn, während sie von der Papiermühle nach der Rue du Minage wanderten, seinem Nachdenken. An der Treppe wurden die beiden Eindringlinge mit den Worten aufgehalten: „Die Herrschaften frühstücken.“ „Melden Sie uns trotzdem,“ erwiderte der große Cointet.

Der fromme Kaufmann wurde sofort, nachdem sein Name gemeldet war, hereingeführt und stellte den Advokaten der präziösen Zéphirine vor, die traulich mit Herrn Francis de Hautoy und Fräulein de la Haye beim Frühstück saß. Herr von Senonches war wie immer zu Herrn von Pimentel gefahren, um dort die Jagd zu eröffnen.

„Hier, gnädige Frau, bringe ich Ihnen den jungen Advokaten, von dem ich Ihnen gesprochen habe, und der es auf sich nehmen will, Ihrem schönen Mündel zur Mündigkeit zu verhelfen.“

Der Diplomat sah Petit-Claud prüfend an, und der seinerseits betrachtete von der Seite das ‚schöne Mündel‘. Zéphirinens Überraschung, da ihr weder Cointet noch Francis je ein Wort gesagt hatten, war derart, daß ihr die Gabel aus der Hand fiel. Fräulein de la Haye, die wie ein zänkisches, sauertöpfisches Mädchen aussah, hatte eine recht wenig anmutige Gestalt, war mager und mit ihren verblichenen blonden Haaren nichts weniger als hübsch. Trotz der aristokratischen Miene, die sie aufsetzte, war sie überaus schwer zu verheiraten. Die Worte: ‚Vater und Mutter unbekannt‘ in ihrer Geburtsurkunde schlossen sie

in der Tat aus der Sphäre aus, in die die Zuneigung ihrer Patin und Francis' sie hineinbringen wollten. Fräulein de la Haye, die ihre Lage nicht kannte, war schwierig: sie hätte den reichsten Kaufmann von Houmeau zurückgewiesen. Cointet sah um die Lippen des kleinen Petit-Claud denselben recht deutlichen Ausdruck, der im Gesicht von Fräulein de la Haye beim Anblick des schwächlichen Advokaten zu lesen war. Frau von Senonches und Francis schienen sich darüber zu beraten, wie man Cointet und seinen Schutzbefohlenen loswerden könnte. Cointet, der alles sah, bat Herrn du Hautoy, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, und begab sich mit dem Diplomaten in den Salon.

„Herr du Hautoy,“ sagte er ohne weiteres zu ihm, „die Vaterschaft macht Sie blind. Sie werden Ihre Tochter sehr schwer verheiraten; und in Ihrer aller Interesse habe ich Ihnen den Rückzug unmöglich gemacht; denn Françoise liegt mir am Herzen wie ein Pflegekind. Petit-Claud weiß alles! . . . Sein überaus großer Ehrgeiz verbürgt Ihnen das Glück Ihrer lieben Kleinen. Zunächst wird Françoise alles, was sie will, aus ihrem Manne machen; Sie aber werden mit Hilfe der Präfektin, die wir bekommen, einen königlichen Prokurator aus ihm machen. Es ist sicher, daß Herr Milaud nach Nevers versetzt wird. Petit-Claud wird seine Praxis verkaufen, Sie bekommen leicht für ihn die Stelle des zweiten Substituten, und er wird bald königlicher Prokurator, dann Gerichtspräsident, Deputierter...“

Nachdem sie wieder in das Speisezimmer zurückgekehrt waren, war Francis gegen den Erkorenen seiner Tochter bestrickend lebenswürdig. Er sah Frau von Senonches auf eine gewisse Art an und machte dieser Antrittsvisite ein Ende, indem er Petit-Claud für den nächsten Tag zum Diner einlud, wo man über Geschäfte sprechen könnte. Dann geleitete er den Kaufmann und den Anwalt bis in

den Hof, indem er zu Petit-Claud sagte, er wäre ebenso wie Frau von Senonches geneigt, alles zu bestätigen, was der Vermögensverwalter von Fräulein de la Haye für das Glück des kleinen Engels vorgesorgt hätte.

„Oh, wie sie häßlich ist!“ rief Petit-Claud. „Ich bin gefangen!“ „Sie sieht sehr vornehm aus,“ erwiderte Cointet; „aber würde man sie Ihnen geben, wenn sie schön wäre? O, mein Lieber, es gibt mehr als einen kleinen Grundbesitzer, dem dreißigtausend Franken, die Protektion von Frau von Senonches und der Gräfin du Châtelet trefflich paßten; um so mehr, als Herr Francis du Hautoy sich nie verheiraten wird, und diese Tochter seine Erbin ist ... Ihre Verehelichung ist fix und fertig.“ „Und wie ist das gegangen?“ „Folgendes habe ich ihm gesagt,“ versetzte der große Cointet und erzählte dem Anwalt seinen kühnen Streich. „Mein Lieber, man sagt, Herr Milaud sei zum königlichen Prokurator in Nevers ernannt; Sie müssen Ihre Praxis verkaufen, und in zehn Jahren sind Sie Justizminister. Sie sind gerade kühn genug, um vor keinem der Schritte, die der Hof verlangen kann, zurückzuweichen.“ „Also gut, finden Sie sich morgen um halb fünf Uhr auf der Place du Mûrier ein,“ erwiderte der Advokat, den die Möglichkeiten dieser Zukunft begeisterten; „bis dahin habe ich mit dem alten Séchard gesprochen, und wir machen einen Gesellschaftsvertrag, in dem Vater und Sohn dem heiligen Geist der Cointet gehören sollen.“

In dem Augenblick, in dem der alte Pfarrer von Marsac die Stufen von Angoulême hinaufstieg, um Eva Mitteilung von dem Zustand zu machen, in dem sich ihr Bruder befand, war David seit elf Tagen zwei Häuser weit von dem versteckt, das der würdige Priester eben verlassen hatte.

Als der Abbé Marron die Place du Mûrier betrat, fand er dort die drei Männer, von denen jeder in seiner Art

bemerkenswert war, die mit all ihrem Gewicht auf die Zukunft und die Gegenwart des armen freiwilligen Gefangenen drückten: den alten Séchard, den großen Cointet und den kleinen, schwächtigen Anwalt. Drei Menschen, dreierlei Habgier! Aber drei Arten Habgier, die unter sich ebenso verschieden waren wie die Menschen. Der eine war darauf gekommen, seinen Sohn, der andere, seinen Klienten zu verschachern, und der große Cointet wollte all diese Niederträchtigkeiten kaufen und schmeichelte sich, nichts dafür zu zahlen. Es war gegen fünf Uhr, und die meisten Leute, die zum Mittagessen nach Hause gingen, blieben einen Augenblick stehen, um die drei Männer zu betrachten.

„Was zum Teufel haben der alte Séchard und der große Cointet miteinander zu verhandeln?“ dachten die Neugierigsten. „Es handelt sich jedenfalls um den armen Unglücklichen, der seine Frau, seine Schwiegermutter und sein Kind ohne Brot läßt,“ antwortete man. „Da soll man seine Kinder nach Paris schicken, damit sie etwas lernen!“ meinte ein starker Geist der Provinz. „He, was wollen Sie denn hier, Herr Pfarrer?“ rief der Winzer, der den Abbé Marron gewahrte, sowie er auf den Platz einschwenkte. „Ich will zu Ihren Angehörigen,“ erwiderte der alte Mann. „Wieder eine neue Idee meines Sohnes,“ sagte der alte Séchard. „Es würde Sie wenig kosten, alle glücklich zu machen,“ erwiderte der Priester und wies nach dem Fenster, an dem der schöne Kopf der Frau Séchard zwischen den Vorhängen zu sehen war.

Eva beruhigte gerade ihr schreiendes Kind, sie hob es in die Höhe und sang ihm ein Lied vor.

„Bringen Sie Nachrichten von meinem Sohn?“ fragte der Vater, „oder noch besser Geld?“ „Nein,“ antwortete Herr Marron, „ich bringe der Schwester Nachrichten vom Bruder.“ „Von Lucien?“ rief Petit-Claud. „Ja. Der arme

junge Mann ist zu Fuß von Paris gekommen. Ich fand ihn bei Courtois, wo er vor Ermattung und Elend zusammengebrochen war," erwiderte der Priester. „Oh, er ist sehr unglücklich!“

Petit-Claud grüßte den Priester, nahm den großen Cointet untern Arm und sagte mit lauter Stimme: „Wir müssen zum Diner bei Frau von Senonches, es ist Zeit, uns anzuziehen!“ Und als sie zwei Schritte weg waren, sagte er ihm ins Ohr: „Sie wissen: hat man das Kind, hat man bald auch die Mutter. Wir haben David ...“ „Ich habe Sie verheiratet, verheiraten Sie jetzt mich,“ erwiderte der große Cointet mit einem häßlichen, kurzen Lachen. „Lucien ist mein Schulkamerad, wir waren gute Freunde! In acht Tagen werde ich viel von ihm herausbekommen. Sorgen Sie dafür, daß das Aufgebot erlassen wird, und ich bürge Ihnen dafür, David ins Gefängnis zu bringen. Meine Mission ist mit seiner Verhaftung zu Ende.“ „Ach!“ rief der große Cointet leise, „das Schönste wäre, wenn wir das Patent auf unsern Namen bekämen!“

Der kleine, schwächliche Advokat schauderte, als er diese Worte hörte.

In diesem Augenblick traten bei Eva der Abbé Marron, der eben mit einem einzigen Wort das Justizdrama zur Entscheidung gebracht hatte, und ihr Schwiegervater ein.

„Hier, Frau Séchard,“ sagte der alte Bär zu seiner Schwiegertochter, „ist unser Pfarrer, der uns schöne Dinge von Ihrem Bruder erzählen wird.“ „Oh!“ rief die arme Eva voller Schrecken, „was kann ihm denn zugestoßen sein!“

Dieser Ausruf sprach von so viel vergangenem Leid, von so viel Befürchtungen und so viel Kummer aller Art, daß der Abbé Marron sich eilte zu sagen: „Beruhigen Sie sich, Frau Séchard, er lebt!“ „Wären Sie so gut, Vater,“ sagte Eva zu dem alten Winzer, „meine Mutter zu

holen: sie soll auch hören, was der Herr uns von Lucien zu sagen hat.“

Der alte Mann holte Frau Chardon, zu der er sagte: „Sie werden mit dem Abbé Marron nicht so schnell fertig sein; er ist übrigens ein guter Kerl, obwohl er ein Priester ist. Es wird jedenfalls zu spät gegessen werden, ich komme in einer Stunde wieder.“

Und der alte Mann, der gegen alles stumpf war, was nicht wie Gold klang oder glänzte, verließ die alte Frau, ohne die Wirkung des Schlages zu sehen, den er ihr versetzt hatte. Das Unglück, das auf ihren beiden Kindern lastete, das Scheitern der Hoffnungen, die man auf Lucien gesetzt hatte, die ganz unerwartete Wandlung eines Charakters, den man so lange für energisch und redlich gehalten hatte, all die Ereignisse dieser anderthalb Jahre hatten es schon zustande gebracht, daß Frau Chardon nicht mehr zu kennen war. Sie war nicht nur von edler Abkunft, sie besaß auch ein edles Herz und betete ihre Kinder an: so hatte sie in den letzten sechs Monaten mehr Schmerzen gelitten als seit dem Tode ihres Mannes. Lucien hatte Aussicht gehabt, durch Ordonnanz des Königs ein Rubempré zu werden, diese Familie wieder zu beginnen, ihren Titel und Wappen wieder zu beleben, groß zu werden. Und er war in den Schmutz gesunken! Denn sie war strenger gegen ihn als die Schwester und hatte Lucien an dem Tag als verloren angesehen, wo sie die Sache mit der Wechselfälschung gehört hatte. Die Mütter wollen sich manchmal täuschen; aber sie kennen die Kinder, die sie genährt und nie von ihrem Herzen gelassen haben, immer gut, und bei den Gesprächen, die David und seine Frau über Luciens Aussichten in Paris geführt hatten, hatte es zwar immer geschienen, als ob Frau Chardon Evas Illusionen über ihren Bruder teilte, aber im Innern hatte sie gezittert, David könnte recht haben, denn er sprach,

wie sie das Gewissen der Mutter sprechen hörte. Sie kannte die schmerzliche Zartheit im Empfinden ihrer Tochter und konnte ihr daher ihren Kummer nicht ausdrücken, und so mußte sie ihn schweigend in sich verzehren, wie es nur die liebenden Mütter können. Eva ihrerseits gewahrte mit Schrecken die Verheerungen, die der Kummer bei ihrer Mutter anrichtete; sie sah, wie sie immer mehr hilflos und altersschwach wurde. Mutter und Tochter belogen sich also gegenseitig in der edlen Weise, die niemanden täuscht. Im Leben dieser Mutter waren die Worte des grausamen Winzers der Tropfen, der den Leidenskelch füllte, und Frau Chardon fühlte sich ins Herz getroffen.

Als daher Eva zu dem Priester gesagt hatte: „Da kommt meine Mutter,“ als der Abbé dieses eingefallene Gesicht sah, das in der Umrahmung der völlig weißen Haare und mit dem schönen, sanften und ruhigen Ausdruck, wie ihn Frauen haben, die sich fromm ergeben und in den Willen des Herrn, wie man sagt, gefügt haben, wie das Antlitz einer alten Nonne aussah, verstand er völlig, welches Leben die beiden armen Frauen geführt hatten. Der Priester empfand kein Mitleid mehr für den Schuldigen, für Lucien, er schauderte, wenn er an all die Leiden dachte, die die Opfer durchgemacht haben mußten.

„Mutter,“ sagte Eva und trocknete sich die Augen, „der arme Bruder ist sehr nah bei uns, er ist in Marsac.“ „Und warum nicht hier?“ fragte Frau Chardon.

Der Abbé Marron erzählte alles, was Lucien ihm über die Leiden seiner Reise und das Unglück seiner letzten Tage in Paris gesagt hatte; er schilderte die Qual, die den Dichter erfaßt hatte, als er erfuhr, was für Wirkungen seine Torheiten über seine Familie gebracht hatten, und berichtete, was seine Befürchtungen über den Empfang wären, der ihn in Angoulême vielleicht erwartete.

„Ist er so weit gekommen, daß er an uns zweifelt?“ fragte Frau Chardon. „Der Unglückliche ist zu Fuß zu Ihnen gegangen, und er hat die schrecklichsten Entbehrungen durchgemacht, er hat sich vorgesetzt, demütig die bescheidensten Wege des Lebens zu wandeln und seine Fehler wieder gut zu machen.“ „Herr Abbé,“ erwiderte die Schwester, „trotz dem Elend, das er über uns gebracht hat, liebe ich meinen Bruder, wie man den Leib eines Menschen liebt, der nicht mehr am Leben ist; und wenn ich ihn so liebe, liebe ich ihn immer noch mehr, als viele Schwestern ihren Brüdern zugetan sind. Er hat uns sehr arm gemacht; aber er mag kommen, er kann den Bissen Brot, den wir noch haben, den er uns gelassen hat, mit uns teilen. Oh, wenn er uns nicht verlassen hätte, hätten wir unsere teuersten Güter nicht verloren!“ „Und die Frau, die ihn uns geraubt hat, hat ihn in ihrem Wagen wieder zurückgefahren. In der Kalesche der Frau von Bargeton, neben ihr ist er fortgereist, und hinten auf ihrem Wagen ist er wieder zurückgekommen!“ „Worin kann ich Ihnen in Ihrer Lage nützlich sein?“ fragte der brave Pfarrer, der eine Abgangsphrase suchte. „Herr Abbé,“ erwiderte Frau Chardon, „Geldmangel ist keine Krankheit, an der man stirbt, sagt man wohl; aber es ist eine Krankheit, in der kein Arzt außer dem Kranken selbst helfen kann.“ „Wenn Sie so viel Einfluß hätten, meinen Schwiegervater dahin zu bringen, seinem Sohn zu helfen, würden Sie eine ganze Familie retten,“ sagte Frau Séchard. „Er hat kein Vertrauen zu Ihnen, und er schien mir sehr aufgebracht gegen Ihren Mann,“ versetzte der alte Pfarrer, der aus den Redensarten des Winzers den Eindruck bekommen hatte, Séchards Geschäfte seien ein Wespennest, in das er nicht stechen wollte.

Seine Mission war zu Ende, und der Priester ging zum Essen zu seinem Großneffen Postel, der den geringen

guten Willen seines alten Onkels noch vollends wegbrachte, indem er, wie ganz Angoulême, dem Vater gegen den Sohn recht gab.

„Verschwendern kann man noch helfen,“ sagte der kleine Postel zum Schluß; „aber mit denen, die Experimente machen, könnte man sich zugrunde richten.“

Die Neugier des Pfarrers von Marsac war völlig befriedigt, und sie ist in allen Provinzen Frankreichs der Hauptgrund des außerordentlichen Interesses, das man aneinander nimmt. Abends unterrichtete er den Dichter über alles, was sich bei den Séchards zugetragen hatte, wobei er von seiner kleinen Reise wie von einer Mission sprach, zu der ihn die reinste Barmherzigkeit gebracht hatte.

„Sie haben über Ihre Schwester und Ihren Schwager zehn- bis zwölftausend Franken Schulden gebracht,“ sagte er zum Schluß; „und, lieber Herr, niemand kann diese Kleinigkeit seinen Nachbarn leihen. Wir hier im Angoumois sind nicht reich. Ich glaubte, als Sie mir von Ihren Wechseln sprachen, es handelte sich um viel weniger.“

Der Dichter dankte dem alten Pfarrer für seine Freundlichkeit und sagte: „Das Wort der Verzeihung, das Sie mir bringen, ist für mich wertvoll genug.“

Am nächsten Morgen brach Lucien sehr frühzeitig von Marsac auf und kam gegen neun Uhr nach Angoulême. Er hatte einen Stock in der Hand, trug ein kurzes Röckchen, das von der Wanderschaft ziemlich mitgenommen war, und schwarze Hosen, die recht abgewetzt waren. Seine heruntergetretenen Stiefel sagten überdies deutlich genug, daß er zur armseligen Klasse der Fußwanderer gehörte. Er verhehlte sich auch nicht, welche Wirkung der Gegensatz seiner Abreise und seiner Rückkehr auf seine Landsleute machen mußte. Aber das Herz schlug ihm

noch von den Gewissensbissen, die ihm der Bericht des alten Priesters gebracht hatte, und so nahm er für den Augenblick diese Strafe auf sich und war entschlossen, den Blicken seiner Bekannten zu trotzen. Er sagte bei sich selbst: ‚Ich bin ein Held!‘

All diese Dichternaturen fangen damit an, sich selbst zu betrügen. Je weiter er in Houmeau vorwärts ging, um so mehr schwankte seine Seele zwischen der Schande dieser Rückkehr und der Poesie seiner Erinnerungen. Sein Herz klopfte, als er vor Postels Tür vorbeikam, aber zu seinem Glück war Léonie Marron mit ihrem Kinde allein im Laden. Er sah mit Vergnügen — so sehr hatte seine Eitelkeit ihre alte Stärke bewahrt —, daß der Name seines Vaters nicht mehr dastand. Bald nach seiner Verheiratung hatte Postel das Haus neu streichen lassen und hatte über dem Laden, wie es in Paris üblich ist, das Wort ‚Apotheke‘ anbringen lassen. Als Lucien die Treppe am Palet-Tor hinaufging, spürte er die Luft der Heimat wehen, er empfand den Druck seines Unglücks nicht mehr und sagte sich mit Wonne: ‚Ich soll sie also wiedersehen.‘

Er erreichte die Place du Mûrier, ohne einem Menschen begegnet zu sein. Er hatte dieses Glück kaum erhofft; er, der früher als Triumphator in seiner Stadt gewandelt war! Marion und Kolb, die an der Tür Wache standen, stürzten mit dem Ruf: ‚Da ist er!‘ die Treppe hinauf.

Lucien sah die alte Werkstatt und den alten Hof wieder, und auf der Treppe kamen ihm Mutter und Schwester entgegen. Sie umarmten einander und vergaßen für einen Augenblick in diesem Umfassen all ihr Elend. In der Familie schließt man fast immer mit dem Unglück einen Vergleich; man macht sich in ihm ein Lager zurecht, und die Hoffnung macht seine Härte erträglich. Wenn Lucien wie das Bild der Verzweiflung aussah, so sah er auch wieder

wie die Poesie aus: die Sonne auf der Landstraße hatte ihm die Haut gebräunt; die tiefe Melancholie, die aus seinen Zügen nicht wich, warf ihre Schatten auf seine Dichterstirn. Diese Verwandlung sprach von so vielen Leiden, daß beim Anblick der Spuren, die das Elend auf seinen Zügen gelassen hatte, kein anderes Gefühl möglich war als das Mitleid. Der Dichter fand bei der Rückkehr in den Schoß seiner Familie eine traurige Wirklichkeit. Eva hatte in ihrer Freude ein Lächeln, wie es die Heiligen in ihrem Martyrium haben. Der Kummer verklärt das Gesicht einer sehr schönen jungen Frau. Der Ernst, der in dem Gesicht seiner Schwester die mädchenhafte Unschuld ersetzte, die er bei seiner Abreise nach Paris darin gesehen hatte, sprach zu beredt zu Lucien, als daß er nicht einen schmerzlichen Eindruck davon bekommen hätte. So folgte denn dem ersten starken Ausbruch der Gefühle, der so natürlich war, auf beiden Seiten ein Rückschlag: jeder fürchtete sich, zu sprechen. Indessen konnte sich Lucien nicht enthalten, mit einem suchenden Blick sich nach dem umzusehen, der bei diesem Zusammensein fehlte. Eva verstand diesen Blick und brach in Tränen aus, und Lucien kam ebenfalls lautes Weinen an. Frau Chardon aber blieb leichenblaß und war anscheinend starr und unbeweglich. Eva stand auf, ging, um ihrem Bruder ein hartes Wort zu ersparen, hinunter und sagte zu Marion: „Lucien liebt die Erdbeeren so sehr, wir müßten welche haben!“ „Oh, ich dachte mir schon, daß Sie Herrn Luciens Ankunft feiern wollen. Seien Sie ruhig, Sie werden ein hübsches Frühstück und auch ein gutes Mittagessen bekommen.“ „Lucien,“ sagte Frau Chardon zu ihrem Sohn, „du hast hier viel wieder gut zu machen. Du bist fortgegangen, um der Stolz deiner Familie zu werden, und hast das Elend über uns gebracht. Du hast das Werkzeug zum Glück in den Händen deines Bruders zerbrochen, zu dem

Glück, auf das er nur für seine neue Familie bedacht war. Du hast nicht nur das zerbrochen . . .“

Es entstand eine schreckliche Pause. Lucien nahm diese mütterlichen Vorwürfe schweigend hin.

„Schlage den Weg der Arbeit ein,“ fuhr Frau Chardon sanft fort. „Ich tadle dich nicht, daß du versucht hast, die edle Familie, von der ich stamme, wiederaufleben zu lassen; aber zu solchem Unternehmen bedarf es vor allem des Vermögens und des inneren Stolzes: du hast von alledem nichts gehabt. Du bist schuld, daß dem Glauben an dich jetzt das Mißtrauen gefolgt ist. Du hast den Frieden dieser arbeitsamen und bescheidenen Familie, die hier auf schweren Wegen vorwärtskommen wollte, zerstört . . . Den ersten Fehlern ist man ein erstes Verzeihen schuldig. Fang nicht wieder an. Wir sind hier in schwieriger Lage, sei vorsichtig, höre auf deine Schwester. Das Unglück ist ein Lehrmeister, und sein harter Unterricht hat bei ihr gut angeschlagen: sie ist ernst geworden, sie ist Mutter, sie trägt um unseres lieben David willen die ganze Last des Hausstandes; sie ist durch deine Schuld mein einziger Trost geworden.“ „Du hättest noch strenger sein können,“ sagte Lucien und küßte seine Mutter. „Ich nehme deine Verzeihung an, sie soll die einzige sein, die ich jemals brauche.“

Eva kam zurück, und an der demütigen Haltung ihres Bruders sah sie, daß Frau Chardon gesprochen hatte. Sie war gütig genug, daß sie ihm zulächelte, und Lucien antwortete mit unterdrückten Tränen. Die Gegenwart hat etwas wie einen Zauber an sich, sie verwandelt die feindlichsten Stimmungen zwischen Liebenden wie zwischen Familienangehörigen, so stark auch die Gründe zur Unzufriedenheit sein mögen. Hinterläßt die Liebe Bahnen im Herzen, die man gerne wieder geht? Gehört diese Erscheinung in das Gebiet des animalischen Magnetismus?

Gebietet die Vernunft, daß man sich entweder niemals widersieht oder sich verzeiht? Mag diese Wirkung der Überlegung, einer physischen Ursache oder der Seele angehören, jeder muß erfahren haben, daß die Blicke, die Gebärden, die Bewegungen eines geliebten Menschen bei denen, die er noch so sehr gekränkt, bekümmert oder mißhandelt hat, auf Spuren von Zuneigung stoßen. Der Geist vergißt schwer; das Interesse leidet noch, aber das Herz hat sich trotz allem schon wieder in die Knechtschaft gefunden. So war denn die arme Schwester, als sie bis zur Stunde des Frühstücks die Bekenntnisse ihres Bruders anhörte, nicht Herrin ihrer Augen, wenn sie ihn ansah, und nicht ihres Tones, wenn sie ihr Herz sprechen ließ. Sie lernte nun die Elemente des literarischen Lebens in Paris kennen und verstand, wie Lucien in dem Kampf hatte unterliegen können. Die Freude des Dichters, als er mit dem Kind seiner Schwester spielte, seine kindlich frohen Einfälle, das Glück, seine Heimat und die Seinen wiederzusehen, dazu der tiefe Kummer, daß David sich versteckt halten mußte, die melancholischen Worte, die Lucien entfielen, seine Rührung, als er sah, daß seine Schwester sich in all ihren Nöten seiner Liebhaberei erinnert und Erdbeeren besorgt hatte: all das bis zu der Verpflichtung, den verlorenen Sohn unterzubringen und sich um ihn zu kümmern, machte aus diesem Tage ein Fest. Es war wie eine Rast im Elend. Selbst der alte Séchard brachte die Gefühle der beiden Frauen nicht zur Umkehr, als er sagte: „Sie feiern ihn, als ob er Tausende mit nach Hause brächte.“

„Aber was hat denn mein Bruder getan, daß wir ihn nicht feiern sollten!“ rief Frau Séchard, die ängstlich darauf bedacht war, Luciens Schande zu verbergen.

Trotzdem drangen, nachdem die ersten Zärtlichkeiten vorbei waren, die wahren Farben durch. Lucien bemerkte bald, wie anders Eva ihn jetzt liebte als früher. David

war aufs tiefste verehrt, während Lucien nur trotz alledem geliebt wurde, wie man eine Geliebte trotz allem Unheil, das sie bringt, lieb hat. Die Achtung, die Grundlage, die all unseren Gefühlen notwendig ist, ist der feste Stoff, der ihnen eine gewisse Sicherheit, der ihnen die Zuverlässigkeit gibt, die das Leben braucht. Sie fehlte zwischen Frau Chardon und ihrem Sohn und auch zwischen Bruder und Schwester. Lucien fühlte, daß er nicht mehr das ganze Vertrauen besaß, das man in ihn gesetzt hätte, wenn seine Ehre fleckenlos geblieben wäre. Die Auffassung, die in d'Arthez' Brief über ihn lag, war die seiner Schwester geworden, und sie verriet sich in den Gebärden, in den Blicken, im Tonfall. Lucien wurde bedauert, aber er hatte einmal der Ruhm, der Stolz der Familie, der Held des heimischen Herdes werden wollen, und all diese schönen Hoffnungen waren rettungslos dahin. Man fürchtete seinen Leichtsinn so sehr, daß man ihm das Asyl verbarg, in dem David lebte. Eva war gegen die Zärtlichkeiten, von denen die Äußerungen von Luciens Neugier begleitet waren, unerschütterlich; er wollte gern seinen Bruder sehen, aber sie war nicht mehr die Eva von Houmeau, für die einst ein einziger Blick Luciens ein unwiderstehlicher Befehl gewesen war. Lucien sprach davon, er wolle sein Unrecht wieder gutmachen, und vermaß sich, David zu retten. Eva antwortete ihm: „Mische dich nicht ein; unsere Gegner sind die perfidesten und schlauesten Menschen.“

Lucien warf den Kopf zurück, wie wenn er sagen wollte: ‚Ich habe mit Parisern gekämpft,‘ aber seine Schwester antwortete mit einem Blick, der bedeutete: ‚Du bist besiegt worden.‘

‚Man liebt mich nicht mehr,‘ dachte Lucien. ‚In der Familie ist also wie in der Welt der Erfolg alles.‘

Schon am zweiten Tage wurde der Dichter, als er versuchte, sich das geringe Vertrauen seiner Mutter und

seiner Schwester zu erklären, von Gedanken erfüllt, in denen zwar kein Haß lag, aber hochmütiger Kummer. Er legte den Maßstab des Pariser Lebens an dieses zurückgezogene Provinzleben an und vergaß, daß die geduldige Enge dieses entsagungsvollen Heimes sein eigenes Werk war.

„Sie sind kleinbürgerlich, sie können mich nicht verstehen,“ sagte er sich und trennte sich so von der Schwester, der Mutter und Séchard, die er nicht mehr über seinen Charakter und über seine Zukunft täuschen konnte.

Eva und Frau Chardon, bei denen durch so viele Schläge und Mißgeschicke der Ahnungssinn sehr geschärft worden war, errieten Luciens geheimste Gedanken, fühlten sich falsch beurteilt und sahen, wie er sich von ihnen entfernte.

„Paris hat ihn uns sehr verändert,“ sagten sie sich. Sie pflückten jetzt die Frucht des Egoismus, den sie selbst großgezogen hatten. Auf beiden Seiten mußte dieser leichte Keim des Unfriedens weitergären, und er tat es. Aber hauptsächlich bei Lucien, der fühlte, wie sehr er die Vorwürfe verdiente. Eva war eine von den Schwestern, die einem Bruder, der gefehlt hat, sagen können: „Vergib mir dein Unrecht!“ Wenn das Band der Seelen vollkommen gewesen ist, wie im Anfang des Lebens zwischen Eva und Lucien, wird jede Verletzung dieses schönen Bundes zu einer tödlichen Wunde. Wo Ruchlose sich nach Dolchstichen wieder vertragen, da brechen Liebende um eines Blickes, um eines Wortes willen unwiderruflich. In dieser Erinnerung an die vermeintliche Vollkommenheit eines Herzensbundes liegt das Geheimnis von Trennungen, die oft unerklärlich aussehen. Man kann mit einer Enttäuschung im Herzen leben, wenn die Vergangenheit nicht das Bild einer reinen und ungetrübten Gemeinschaft bietet; aber für zwei Wesen, die einmal völlig eins waren, wird das Leben unerträglich, wenn bei jedem Blick

und bei jedem Wort Vorsicht nötig ist. So lassen denn auch die großen Dichter ihre Paul und Virginie jung sterben. Könnte man sich Paul und Virginie vorstellen, wie sie miteinander böse wären? Zum Lobe Evas und Luciens muß gesagt werden, daß die Interessen, die so stark verletzt waren, diese Wunden keineswegs schlimmer machten: bei der tadellosen Schwester wie beim Dichter, der sich verfehlt hatte, war alles Gefühl; daher konnte das geringste Mißverständnis, der kleinste Streit, ein neuer Fehler Luciens sie auseinander bringen oder einen Streit hervorrufen, der genügte, die Familie unwiderruflich zu spalten. In Geldsachen ist alles in Ordnung zu bringen; aber die Gefühle sind unbarmherzig.

Am nächsten Tage erhielt Lucien eine Nummer der Angoulême Zeitung und wurde vor Vergnügen blaß, als er sah, daß er Gegenstand einer der ersten Nachrichten aus Angoulême in diesem achtbaren Blatte war, das, wie die Akademien der Provinz, als wohlerzogene Tochter nach Voltaires Wort nie von sich reden machte: „Mag die Franche-Comté stolz darauf sein, Victor Hugo, Charles Nodier und Cuvier geboren zu haben; die Bretagne auf Chateaubriand und Lamennais; die Normandie auf Casimir Delavigne; die Touraine auf den Verfasser der Eloa: heute braucht das Angoumois, wo schon unter Ludwig XIII. der berühmte Guez, der unter dem Namen von Balzac bekannt war, unser Landsmann gewesen ist, diese Provinzen nicht mehr zu beneiden; und ebensowenig das Limousin, das Dupuytren hervorgebracht hat, oder die Auvergne, die Heimat von Montlosier, noch Bordeaux, das das Glück gehabt hat, so viele große Männer hervorzubringen; auch wir haben einen Dichter! Der Verfasser der schönen Sonette, die den Titel ‚Margueriten‘ führen, genießt zugleich den Ruhm des Lyrikers und den des Romanschriftstellers, denn wir verdanken ihm auch den

prächtigen Roman ‚Der Bogenschütze Karls IX.‘ Eines Tages werden unsere Nachkommen stolz darauf sein, daß sie Lucien Chardon, einen Rivalen Petrarcas, zum Landsmann haben!!!“

In den Provinzzeitungen dieser Zeit glichen die Huldigungen den Hurrarufen, mit denen man in England die Speeches der Meetings begrüßt.

„Trotz seinen hervorragenden Erfolgen in Paris hat sich unser junger Dichter erinnert, daß das Hotel Bargeton die Wiege seiner Triumphe gewesen ist, daß die Aristokratie des Angoumois zuerst seinen Dichtungen zugejubelt hat; daß die Gattin des Herrn Grafen du Châtelet, des Präfekten unseres Departements, seine ersten Schritte auf der Laufbahn der Musen ermutigt hatte, und er ist zu uns zurückgekehrt! . . . Unser ganzes Houmeau war freudig erregt, als man gestern unsern Lucien von Rubempré wiedersah. Die Nachricht von seiner Rückkehr hat überall das lebhafteste Aufsehen gemacht. Es ist sicher, daß die Stadt Angoulême sich nicht in den Ehren überflügeln lassen will, mit denen man, wie man sagt, den Mann begrüßen will, der in der Presse wie in der Literatur unsere Stadt in Paris so glorreich vertreten hat. Lucien, der zugleich religiöser Dichter und Royalist ist, hat der Wut der Parteien getrotzt; er ist, wie man sagt, zu uns gekommen, um sich von den Anstrengungen eines Kampfes auszuruhen, der noch stärkere Helden ermatten könnte, als es Menschen der Poesie und der Träumerei sind.

Mit einem überaus politischen Gedanken, dem wir unsern Beifall zollen und den, wie man sagt, die Frau Gräfin du Châtelet zuerst gehabt hat, ist man darauf gekommen, unserm großen Dichter den Titel und Namen der berühmten Familie von Rubempré verleihen zu wollen, deren einzige Erbin Frau Chardon, seine Mutter, ist. So durch Talente und neuen Ruhm die alten Familien zu verjüngen,

die nahe am Verlöschen sind, ist von seiten des unsterblichen Begründers der Charte ein neuer Beweis für seinen unaufhörlichen Wunsch, der in den Worten ausgedrückt ist: Einigkeit und Vergessen.

Unser Dichter ist bei seiner Schwester, Frau Séchard, abgestiegen.“

In der Rubrik der Lokalnachrichten aus Angoulême fanden sich noch die folgenden Nachrichten:

„Unser Präfekt, der Herr Graf du Châtelet, der schon zum ordentlichen Kammerherrn Seiner Majestät ernannt worden ist, ist soeben wirklicher Staatsrat geworden.

Gestern haben alle hohen Beamten dem Herrn Präfekten ihre Aufwartung gemacht.

Die Frau Gräfin Sixtus du Châtelet empfängt alle Donnerstage.

Der Maire von Escarbas, Herr von Nègrepelisse, der Repräsentant des jüngeren Zweiges der d'Espard, der Vater der Frau du Châtelet, der jüngst zum Grafen, zum Pair von Frankreich und zum Kommandeur des königlichen Ordens vom heiligen Ludwig ernannt worden ist, soll dazu ausersehen sein, bei den nächsten Wahlen dem großen Wahlkollegium von Angoulême zu präsidieren.“

„Hier, lies,“ sagte Lucien zu seiner Schwester und reichte ihr das Zeitungsblatt.

Eva las den Artikel aufmerksam und gab dann das Blatt Lucien mit nachdenklichem Gesicht zurück.

„Was sagst du dazu?“ fragte Lucien, der über ihre Zurückhaltung, die fast wie Kälte aussah, erstaunt war. „Mein Lieber,“ antwortete sie, „diese Zeitung gehört den Cointet. Sie haben es völlig in der Hand, was für Artikel darin erscheinen, und nur von der Präfektur oder von der bischöflichen Kanzlei kann ein Druck auf sie ausgeübt werden. Hältst du deinen früheren Nebenbuhler, unsern

jetzigen Präfekten, für so edelmütig, daß er dermaßen dein Lob singt? Vergißt du, daß die Cointet uns unter dem Namen Métivier den Prozeß machen und ohne Zweifel David dazu bringen wollen, sie an seinen Entdeckungen zu beteiligen? Von welcher Seite auch dieser Artikel kommen mag, beunruhigt er mich. Du hast hier nur Haß und Eifersucht erregt; man hat dich verleumdet, und man konnte das Sprichwort anwenden: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland“, und nun soll alles in einem Augenblick anders sein.“ „Du kennst die Eitelkeit der Provinzstädte nicht,“ erwiderte Lucien. „In einer kleinen Stadt des Südens hat man einen jungen Mann, der bei der alljährlichen Preisverteilung den Ehrenpreis bekommen hatte, an den Toren im Triumph begrüßt, weil man in ihm den künftigen großen Mann sah.“ „Höre mich, lieber Lucien, ich will dir keine Predigt halten, ich sage dir alles in einem Wort: Hier mußt du im kleinsten Mißtrauen haben.“ „Du hast recht,“ sagte Lucien, war aber überrascht, seine Schwester so wenig begeistert zu finden.

Der Dichter war vor Freude außer sich, daß sich seine klägliche und schämliche Rückkehr nach Angoulême in einen Triumph verwandelt hatte.

„Ihr glaubt nicht an das bißchen Ruhm, das uns so teuer zu stehen kommt!“ rief Lucien, nachdem er eine Stunde geschwiegen hatte. Inzwischen hatte es sich wie ein Gewitter in seinem Herzen zusammengeballt.

Statt jeder Antwort sah Eva Lucien an, und dieser Blick genügte, daß er sich seiner Beschuldigung schämte.

Kurz nach dem Essen brachte ein Schreiberlehrling der Präfektur einen Brief, der an Herrn Lucien Chardon adressiert war, und der die Sache zugunsten der Eitelkeit des Dichters zu entscheiden schien; die vornehme Welt schien ihn der Familie abspenstig machen zu wollen.

Der Brief enthielt die folgende Einladung:

„Graf Sixtus du Châtelet und Gräfin du Châtelet bitten Herrn Lucien Chardon, am 15. September ihnen die Ehre zu geben, bei ihnen zu speisen. U. A. w. g.“

Diesem Brief lag folgende Visitenkarte bei:

Graf Sixtus du Châtelet
Ordentlicher Kammerherr des Königs,
Präfekt der Charente, Staatsrat.

„Sie stehen in Gunst,“ sagte der alte Séchard. „Man spricht von Ihnen in der Stadt wie von einem großen Tier. Angoulême und Houmeau streiten sich untereinander, wer Ihnen Kränze flechten soll.“ „Liebe Eva,“ sagte Lucien der Schwester ins Ohr, „ich befinde mich wieder völlig in der Lage wie in Houmeau an dem Tage, wo ich zu Frau von Bargeton gehen sollte: ich habe für das Diner des Präfekten keinen Anzug.“ „Du willst also diese Einladung annehmen?“ rief Frau Séchard erschreckt.

Es entstand über die Frage, ob er zur Präfektur gehen sollte oder nicht, ein Streit zwischen Bruder und Schwester. Der klare Verstand der Frau aus der Provinz sagte Eva, man dürfte sich in der großen Welt nur mit lachendem Gesicht, in tadellosem Kostüm und Auftreten zeigen; aber sie wollte ihren wahren Gedanken verbergen: Wohin würde das Diner des Präfekten Lucien führen? Was kann die große Welt von Angoulême für ihn sein? Ist nicht irgend etwas gegen ihn im Werke? Lucien sagte schließlich, bevor er schlafen ging, zu seiner Schwester: „Du kennst meinen Einfluß nicht! Die Frau des Präfekten fürchtet den Journalisten; und überdies steckt in der Gräfin du Châtelet immer noch Louise von Nègrepelisse! Eine Frau, die so viel Gunst erlangt hat, kann David retten! Ich werde ihr von der Entdeckung, die mein Bruder gemacht hat, sprechen, und es wird eine Kleinigkeit für sie sein,

im Ministerium eine Beihilfe von zehntausend Franken zu erlangen.“

Um elf Uhr nachts wurden Lucien, seine Schwester, seine Mutter, der alte Séchard, Marion und Kolb von der Stadtmusik geweckt, der sich die Regimentskapelle angeschlossen hatte. Die Place du Mûrier stand voller Menschen. Die jungen Leute von Angoulême brachten Lucien Chardon von Rubempré ein Ständchen. Lucien stand am Fenster seiner Schwester und sprach nach dem letzten Stück unter tiefem Schweigen der Menge die folgenden Worte: „Ich danke meinen Landsleuten für die Ehre, die sie mir erweisen, ich will versuchen, sie zu verdienen; verzeihen Sie mir, daß ich nichts weiter sage, ich bin so bewegt, daß ich nicht fortfahren kann.“ „Es lebe der Dichter des ‚Bogenschützen Karls IX.‘!...“ „Es lebe der Dichter der ‚Margueriten‘!“ „Es lebe Lucien von Rubempré!“

Nach diesen drei Salven, die von etlichen Stimmen abgegeben wurden, wurden drei Kränze und Sträuße geschickt zum Fenster hineingeworfen. Zehn Minuten später war die Place du Mûrier leer, und es herrschte wieder Schweigen auf ihr.

„Zehntausend Franken wären mir lieber,“ sagte der alte Séchard und drehte die Kränze und die Sträuße mit grinsendem Gesicht hin und her. „Aber Sie haben ihnen Margueriten gegeben, und man gibt Ihnen Sträuße dafür: es ist ein richtiges Blumengeschäft.“ „Also das ist die Achtung, die Sie vor den Huldigungen haben, die mir meine Mitbürger darbringen!“ rief Lucien, auf dessen Mienen nichts mehr von Melancholie zu sehen war; er strahlte vor Genugtuung. „Wenn Sie die Menschen kennen, Papa Séchard, wüßten Sie, daß es im Leben keine zwei solche Augenblicke gibt. Nur einer wahrhaften Begeisterung verdankt man solche Triumphe! — Dies, liebe Mutter, gute Schwester, tilgt vielen Kummer.“

Lucien umarmte Mutter und Schwester, wie man sich in den Augenblicken umarmt, wo die Freude so überströmend groß wird, daß man sie in das Herz eines geliebten Menschen ausströmen lassen muß. „Wenn ein Schriftsteller, den der Erfolg berauscht,“ hatte eines Tages Bixiou gesagt, „gerade keinen Freund zur Hand hat, umarmt er seinen Portier.“

„Nun, liebes Kind,“ sagte er zu Eva, „warum weinst du? Oh, es ist vor Freude . . .“ „Ach,“ sagte Eva, bevor sie wieder schlafen gingen, zu ihrer Mutter, als sie allein waren, „in so einem Dichter steckt, glaube ich, etwas von einem hübschen Weibe zweifelhafter Sorte.“ „Du hast recht,“ antwortete die Mutter und nickte mit dem Kopf. „Lucien hat schon alles vergessen; nicht nur sein Unglück, sondern auch unseres.“

Mutter und Tochter trennten sich, ohne daß sie wagten, einander alles zu sagen, was sie dachten.

In den Ländern, die von der sozialen Insubordination, die unter dem Wort Gleichheit versteckt ist, verzehrt werden, ist jeder Triumph eines der Wunder, die nicht, wie manche Wunder früherer Zeiten, ohne Mithilfe geschickter Maschinisten zustande kommen. Von zehn Huldigungen, die zehn lebenden Männern dargebracht und vom Vaterlande vergeben werden, kennen in neun Fällen die ruhmreich Gekrönten die Ursachen nicht. War nicht der Triumph Voltaires auf den Brettern des Théâtre Français der Triumph der Philosophie seines Jahrhunderts? In Frankreich bekommt man nur einen Triumph, wenn die ganze Welt sich auf dem Haupte des Triumphators mitkrönt. Und so hatten die zwei Frauen mit ihren Ahnungen recht. Der Erfolg des großen Mannes der Provinz stand zu sehr in Widerspruch mit den starren Sitten von Angoulême, als daß er nicht von Interessen oder von einem begeisterten Maschinisten in Szene gesetzt sein mußte, und

beiderlei solche Tätigkeit hinter den Kulissen ist nichts-würdig. Eva war, wie übrigens die meisten Frauen, aus dem Gefühl heraus und, ohne sich dafür Rechenschaft ablegen zu können, mißtrauisch. Sie fragte sich vor dem Einschlafen: ‚Wer liebt denn hier meinen Bruder so, daß er die Leute für ihn in Aufregung gebracht hat? Und überdies sind die ‚Margueriten‘ noch gar nicht veröffentlicht. Wie kann man ihn wegen eines Erfolgs bejubeln, der erst kommen soll?...‘

Dieser Triumph war in der Tat das Werk des kleinen Petit-Claud. An dem Tage, an dem der Pfarrer von Marsac ihm Luciens Rückkehr mitgeteilt hatte, war der Advokat zum erstenmal zum Diner bei Frau von Senonches, bei der er offiziell um die Hand ihres Mündels anhalten mußte. Es war eins der Familiendiners, deren Feierlichkeit sich mehr durch die Toiletten als die Zahl der Gäste verrät. Man ist zwar im Kreis der Familie, aber man weiß, daß etwas Bedeutungsvolles vorgeht, und die Absichten sehen hinter aller würdevollen Haltung hervor. Françoise war angezogen, als ob sie zur Schau gestellt werden sollte. Frau von Senonches hatte die Fahnen ihrer ausgesuchtesten Toilette aufgepflanzt. Herr du Hautoy war im schwarzen Rock. Herr von Senonches, dem seine Frau die Ankunft der Frau du Châtelet, die sich zum erstenmal bei ihr zeigen sollte, und den Antrittsbesuch eines Erkorenen für Françoise gemeldet hatte, war von dem Schloß der Pimentel zurückgekehrt. Cointet, der seinen schönsten kastanienbraunen Rock mit geistlichem Schnitt trug, stellte auf seiner Brust einen Diamanten im Wert von sechstausend Franken zur Schau, der die Rache des reichen Kaufmanns an der armen Aristokratie bedeutete. Petit-Claud hatte sich zwar rasiert, die Haare gefärbt und sich mit Seife gewaschen, aber seine kleine, vertrocknete Miene hatte er nicht abwaschen können. Man mußte diesen schwächtigen

Advokaten, der in seinen Kleidern eingezwängt war, einer kalten Schlange vergleichen; aber die Hoffnung erhöhte die Lebhaftigkeit seiner Elsternaugen so sehr, er hatte so viel hochmütige Kälte in seinem Gesicht und so viel Steifheit in seinem Wesen, daß er es gerade noch zu der würdevollen Art eines ehrgeizigen kleinen Prokurators brachte. Frau von Senonches hatte ihre Getreuen gebeten, von dem ersten Besuch eines Freiwerbers um die Hand ihres Mündels und von dem Erscheinen der Präfektin doch ja nirgends ein Wort zu sagen, und sie konnte sich daher darauf verlassen, ihre Salons gefüllt zu sehen. In der Tat hatten der Herr Präfekt und seine Frau ihre offiziellen Antrittsbesuche durch Karten erledigt und hatten sich die Ehre ihres persönlichen Besuchs als ein Mittel von besonderer Wirkung aufgespart. So war denn die Aristokratie von Angoulême von einer so starken Neugier besessen, daß mehrere Personen aus dem Lager der Chandour sich vornahmen, ins Hotel Bargeton zu kommen — denn man wollte hartnäckig dieses Haus nicht Hotel Senonches nennen. Die Proben von dem Einfluß der Gräfin du Châtelet hatten mancherlei Ehrgeiz wachgerufen; und überdies, hieß es, wäre sie dermaßen zu ihrem Vorteil verändert, daß jeder sich selbst davon überzeugen wollte. Als Petit-Claud unterwegs die große Nachricht von der Gunst hörte, die Zéphirine von der Präfektin erlangt hatte, daß sie ihr den Künftigen der lieben Françoise vorstellen dürfte, kam ihm der Gedanke, er könnte aus der schiefen Lage, in die Luciens Rückkehr Louise von Nègrepelisse brachte, Vorteil ziehen.

Herr und Frau von Senonches hatten, als sie ihr Haus kauften, so drückende Verpflichtungen auf sich genommen, daß es ihnen als echten Provinzmenschen nicht eingefallen war, die geringste Veränderung vorzunehmen. Daher war das erste Wort Zéphirinens zu Louise, als sie ihr, um sie

zu empfangen, entgegenging: „Liebe Louise, sehen Sie, Sie sind hier noch zu Hause!“ Dabei wies sie auf den kleinen Kronleuchter mit den Kristallgehängen, auf das Holzgetäfel und die Möbel, die Lucien einst so entzückt hatten. „Liebe, daran will ich mich am wenigsten erinnern,“ sagte die Frau Präfektin mit anmutiger Liebenswürdigkeit und sah sich prüfend in der Versammlung um.

Alle mußten sich gestehen, daß Louise von Nègrepelisse sich selbst nicht mehr gleich sah. Die Pariser Welt, in der sie anderthalb Jahre gewesen war, das erste Glück der Ehe, das die Frau ebenso verwandelt hatte, wie Paris die Provinzialin umgestaltet hatte, die besondere Art Würde, die die Macht verleiht, all das machte die Gräfin du Châtelet zu einer Frau, die der Frau von Bargeton nicht mehr glich, als ein zwanzigjähriges Mädchen seiner Mutter ähnlich sieht. Sie trug ein entzückendes Häubchen aus Spitzen und Blumen, das mit einer Diamantnadel graziös befestigt war. Ihre à l'anglaise gescheitelten Haare standen ihr gut zu Gesicht und verjüngten sie, indem sie die scharfen Linien verbargen. Sie trug ein Kleid aus Foulardseide mit einer Spitzentaille und mit entzückenden Fransen, dessen Schnitt von der berühmten Victorine stammte und ihre Figur schön zur Geltung brachte. Ihre Schultern waren von einem Spitzenfichu bedeckt und unter einer Gazebinde kaum zu sehen, die sehr geschickt an ihrem zu langen Halse angebracht war. Sie spielte mit den reizenden Sächelchen, mit denen die Provinzfrauen nie umzugehen verstehen: ein Riechdöschen pendelte an einer Kette von ihrem Armreif herunter; in der Hand hielt sie ihren Fächer und ihr zerknittertes Taschentuch, ohne irgendwie sich dadurch gestört zu zeigen. Der erlesene Geschmack der geringsten Kleinigkeiten, die Haltung und die Manieren, die sie der Marquise d'Espard abgeguckt hatte, alles zeigte, daß Louise eine gelehrige Schülerin des

Faubourg Saint-Germain gewesen war. Den alten Empiregeck hingegen hatte die Ehe so heruntergebracht, daß er den Melonen zu vergleichen war, die gestern noch grün waren und in einer einzigen Nacht gelb geworden sind. Als man auf dem blühenden Gesicht seiner Frau die Frische sah, die er verloren hatte, flüsterte man sich die üblichen Provinzspäße ins Ohr und tat das mit um so größerem Vergnügen, als alle Frauen über die neue Überlegenheit der früheren Königin von Angoulême rasend waren: der zähe Eindringling mußte für seine Frau büßen. Ausgenommen Herrn von Chandour und seine Frau, den seligen Bargeton, Herrn von Pimentel und die Rastignac, war in dem Salon ungefähr dieselbe Gesellschaft versammelt wie damals, als Lucien seine Vorlesung darin gehalten hatte, denn auch der Herr Bischof kam mit seinen Generalvikaren. Petit-Claud, der von dem Schauspiel der Aristokratie des Angoumois, in die hineinzukommen er noch vor vier Monaten nie hatte hoffen können, gepackt war, fühlte, wie sein Haß gegen die oberen Klassen sich legte. Er fand die Gräfin du Châtelet entzückend und sagte sich: „Das ist die Frau, die mich zum Substituten machen kann.“

Louise plauderte mit jeder der anwesenden Frauen, wobei sie den Ton ihrer Unterhaltung je nach der Bedeutung der Person und nach der Art, wie sie sich bei ihrer Flucht mit Lucien verhalten hatte, abstufte, und zog sich dann mit dem Bischof in das Boudoir zurück. Zéphirine nahm jetzt Petit-Claud, dem das Herz schlug, beim Arm und führte ihn in das Boudoir, in dem das Unglück Luciens begonnen hatte, und in dem es sich vollenden sollte.

„Dies ist Herr Petit-Claud, meine Liebe; ich empfehle ihn dir um so lebhafter, als alles, was du für ihn tust, ohne Frage meinem Mündel nützen wird.“ „Sie sind

Anwalt, Herr Petit-Claud?“ fragte die erhabene Tochter der Nègrepelisse und maß Petit-Claud mit den Augen. „Ach ja, Frau Gräfin.“

Niemals in seinem ganzen Leben hatte der Schneidersohn aus Houmeau Gelegenheit gehabt, diese zwei Worte auszusprechen; es schien aber auch, als ob ihm der Mund ganz voll davon wäre.

„Aber“, fuhr er fort, „es hängt von der Frau Gräfin ab, mich zur Staatsanwaltschaft zu bringen. Es heißt, Herr Milaud gehe nach Nevers ...“ „Aber“, erwiderte die Gräfin, „ist man nicht zuerst zweiter und dann erster Substitut?... Ich möchte gern, daß Sie gleich erster Substitut werden ... Damit ich mich für Sie interessiere und Ihnen diese Gunst verschaffe, brauche ich einige Gewißheit über Ihre Treue gegen die Legitimität, die Religion und hauptsächlich Herrn von Villèle.“ „O, Frau Gräfin,“ versetzte Petit-Claud und näherte sich ihrem Ohre, „ich bin einer, der dem König absoluten Gehorsam leistet.“ „Das eben brauchen wir jetzt,“ erwiderte sie und trat zurück, um ihm nahezu legen, daß sie nichts mehr ins Ohr gesagt haben wollte. „Wenn Sie Frau von Senonches immer zusagen, können Sie auf mich rechnen,“ fügte sie hinzu und machte mit ihrem Fächer eine königliche Bewegung. „Frau Gräfin,“ sagte Petit-Claud, der Cointet an der Tür des Boudoirs auftauchen sah, „Lucien ist hier.“ „Nun, und —, mein Herr?“ antwortete die Gräfin in einem Ton, der jedes weitere Wort in der Kehle eines gewöhnlichen Menschen erstickt hätte. „Die Frau Gräfin versteht mich nicht,“ erwiderte Petit-Claud im respektvollsten Tone, „ich will ihr einen Beweis meines Gehorsams geben. Wie wünscht die Frau Gräfin, daß der große Mann, den sie gemacht hat, in Angoulême aufgenommen wird? Es gibt kein Mittelding. Er muß hier entweder ein Gegenstand der Verachtung oder des Ruhmes sein.“

Louise von Nègrepelisse hatte an dieses Dilemma nicht gedacht, an dem sie offenbar mehr wegen der Vergangenheit als wegen der Gegenwart interessiert war. Von der Stimmung nun, die die Gräfin zurzeit Lucien gegenüber hatte, hing das Gelingen des Planes ab, den der Advokat geschmiedet hatte, um Séchard verhaften zu können.

„Herr Petit-Claud,“ sagte sie und nahm eine hochmütige und würdevolle Haltung an, „Sie wollen es erreichen, zur Regierung zu kommen; beachten Sie, daß das erste Regierungsprinzip sein muß, nie unrecht gehabt zu haben, und daß die Frauen noch besser als die Regierungen den Instinkt der Macht und das Gefühl ihrer Würde haben.“

„Das ist genau, was ich dachte, Frau Gräfin,“ antwortete er lebhaft, wobei er die Gräfin, ohne daß sie es sehen sollte, sehr aufmerksam beobachtete. „Lucien ist hier im größten Elend angekommen. Aber wenn er hier eine Huldigung empfangen soll, so kann ich ihn ebenso, gerade auf Grund der Huldigung, zwingen, Angoulême, wo seine Schwester und sein Schwager David Séchard den heftigsten gerichtlichen Verfolgungen ausgesetzt sind, zu verlassen.“

Louise von Nègrepelisse ließ auf ihrem Gesicht eine leichte Regung sehen, die gerade dadurch hervorgebracht wurde, daß sie das Vergnügen, das ihr diese Worte bereiteten, unterdrücken wollte. Sie war überrascht, daß sie so gut verstanden wurde, und sah Petit-Claud über ihren Fächer weg an, denn eben trat Françoise de la Haye ein, und sie hatte so Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen.

„Herr Petit-Claud,“ sagte sie mit bezeichnendem Lächeln, „Sie werden bald königlicher Prokurator sein...“

War damit nicht alles gesagt, ohne daß sie sich kompromittierte?

„O, Frau Gräfin,“ rief Françoise und trat näher, um der Präfektin zu danken, „ich verdanke Ihnen also das Glück meines Lebens.“

Sie sagte ihrer Gönnerin, während sie sich mit der Bewegung eines halbwüchsigen Mädchens zu ihr neigte, ins Ohr: „Als Frau eines Provinzadvokaten wäre ich zu Tode gemartert worden.“

Wenn Zéphirine sich so Louise an den Hals warf, so war es Francis gewesen, der sie dazu gebracht hatte. Es fehlte ihm nicht an einer gewissen Kenntnis der bureaukratischen Welt.

„In den ersten Tagen jedes Regierungsantrittes, mag es sich um einen Präfekten, um eine Dynastie oder um einen industriellen Betrieb handeln,“ hatte der frühere Generalkonsul zu seiner Freundin gesagt, „findet man die Leute immer Feuer und Flamme, einem dienstfertig zu sein; aber sie merken bald die Unbequemlichkeiten der Protektion und erstarren zu Eis. Heute tut Louise für Petit-Claud Schritte, die sie in einem Vierteljahr nicht einmal mehr für ihren Mann tun möchte.“

„Denkt die Frau Gräfin“, sagte Petit-Claud, „an alle Verpflichtungen, die mit dem Triumph unseres Dichters zusammenhängen? Sie wird Lucien im Lauf der zehn Tage, die unsere Narrheit dauert, empfangen müssen.“

Die Präfektin nickte zur Verabschiedung Petit-Clauds mit dem Kopf und erhob sich, um mit Frau von Pimentel zu plaudern, die ihren Kopf an der Boudoirtür zeigte. Die Marquise war von der Nachricht über die Erhebung des kleinen, alten Nègropelisse zur Pairswürde überrascht worden, und sie hielt es für nötig, einer Frau zu schmeicheln, die geschickt genug war, durch Begehung eines scheinbaren Fehlers ihren Einfluß zu erhöhen.

„Sagen Sie mir doch, meine Liebe, warum Sie sich die Mühe gegeben haben, Ihren Vater in die Pairskammer zu bringen,“ fragte die Marquise in einem vertraulichen Gespräch, in dem sie vor der Überlegenheit ‚ihrer lieben‘ Louise das Knie beugte. „Meine Liebe, man hat mir

diese Gunst um so lieber bewilligt, als mein Vater keine Söhne hat und immer für die Krone stimmen wird; aber wenn ich Jungen bekomme, denke ich wohl, daß mein Ältester den Titel, das Wappen und die Pairswürde seines Großvaters übernehmen wird.“

Frau von Pimentel sah mit Kummer, daß ihr zur Verwirklichung ihres Wunsches, ihrem Gemahl die Pairswürde zu verschaffen, eine Frau, deren Ehrgeiz sich schon auf ihre künftigen Kinder erstreckte, nicht beistehen würde.

„Ich habe die Präfektin!“ sagte Petit-Claud beim Fortgehen zu Cointet, „und ich verspreche Ihnen Ihren Gesellschaftsvertrag. In einem Monat bin ich erster Substitut, und Sie bekommen Séchard in die Hand. Helfen Sie mir jetzt einen Nachfolger für meine Praxis suchen, ich habe sie in fünf Monaten zur ersten von Angoulême gemacht.“

„Man brauchte Sie nur aufs Pferd zu setzen,“ sagte Cointet, der fast neidisch auf sein Werk war.

Jeder kann jetzt merken, wie der Triumph Luciens in seiner Vaterstadt zustande gekommen war. Nach der Art jenes Königs von Frankreich, der für das, was dem Herzog von Orléans geschehen war, keine Rache nehmen wollte, wollte Louise sich nicht an die Beleidigungen erinnern, denen in Paris Frau von Bargeton ausgesetzt gewesen war. Sie wollte die Gönnerin Luciens sein, ihn mit ihrer Protektion erdrücken und ihn auf anständige Weise loswerden. Petit-Claud, der von der ganzen Intrige, die in Paris gespielt hatte, durch den Klatsch Kenntnis bekommen hatte, hatte den lebhaften Haß richtig erraten, den die Frauen gegen den Mann hegen müssen, der es nicht verstanden hat, sie in dem Augenblick zu lieben, wo sie Lust hatten, sich lieben zu lassen.

Am Tage nach der Huldigung, die die Vergangenheit Louisens von Nègrepelisse rechtfertigen sollte, fand sich

Petit-Claud, um Lucien vollends zu benebeln und ihn in die Hand zu bekommen, an der Spitze von sechs jungen Leuten der Stadt, lauter früheren Schulkameraden Luciens, bei Frau Séchard ein.

Diese Deputation war an den Verfasser der ‚Margueriten‘ und des ‚Bogenschützen Karls IX.‘ von seinen Mitschülern abgesandt worden, um ihn zu bitten, dem Bankett beizuwohnen, das sie dem großen Manne, der aus ihren Reihen hervorgegangen war, geben wollten.

„Sieh da, Petit-Claud!“ rief Lucien. „Deine Rückkehr“, sagte Petit-Claud zu ihm, „hat unsere Selbstliebe angeregt, unser Ehrgeiz wurde angestachelt, wir haben uns zusammengetan und bereiten einen prächtigen Schmaus für dich vor. Unser Direktor und unsere Professoren werden da sein, und so, wie die Dinge stehen, werden ohne Zweifel auch die Behörden nicht fehlen.“ „Und für welchen Tag?“ fragte Lucien. „Kommenden Sonntag.“ „Das wäre mir unmöglich,“ erwiderte der Dichter. „Ich kann nur annehmen, wenn es heute in zehn Tagen ist . . . aber dann gerne.“ „Gut, ganz wie du wünschest,“ versetzte Petit-Claud, „also in zehn Tagen.“

Lucien war reizend mit seinen alten Kameraden, die ihm eine fast respektvolle Bewunderung bezeigten. Er plauderte ungefähr eine halbe Stunde lang mit vielem Geist, denn er stand auf einem Piedestal und wollte die Meinung seiner Vaterstadt rechtfertigen: er hatte die Hände in den Hosentaschen und sprach ganz und gar als Mann, der die Dinge von der Höhe ansieht, auf die seine Mitbürger ihn gestellt haben. Er war bescheiden und gutmütig wie ein Genie im Negligé! Er ließ Klagen eines Helden hören, den die Kämpfe in Paris ermattet und enttäuscht hatten; er gratulierte seinen Kameraden, daß sie ihre gute Provinz nicht verlassen hatten usw. Als sie fortgingen, waren sie ganz entzückt von ihm. Er nahm

dann Petit-Claud beiseite und fragte ihn um die Wahrheit über Davids Geschäftsangelegenheiten, wobei er ihm über die tatsächliche Einsperrung, in der sich sein Schwager befand, Vorwürfe machte. Lucien wollte gegen Petit-Claud recht schlau sein. Petit-Claud gab sich Mühe, seinem alten Kameraden die Meinung beizubringen, er, Petit-Claud, sei ein armseliger, kleiner Provinzanwalt ohne die geringste Schlaueit. Die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft, deren Räderwerk unendlich komplizierter ist als das der antiken Gesellschaften, hat zur Wirkung gehabt, daß in den Gaben der Menschen eine viel weiter gehende Teilung eingetreten ist. Früher mußten die hervorragenden Menschen universell sein, und daher traten sie in den antiken Völkern in kleiner Zahl und wie leuchtende Fackeln auf. Als später die Fähigkeiten sich spezialisierten, mußte die Begabung immer noch Beziehung zur Gesamtheit der Dinge haben. So konnte ein Mann, der reich an Verschlagenheit war, wie man das im Mittelalter nannte, seine List auf alles anwenden; aber heutzutage hat sich die Eigenschaft selbst in verschiedene Teile getrennt. Und so gibt es so viele verschiedene Listen, als es Berufe gibt. Ein listiger Diplomat wird in einer Geschäftssache, die in der Provinz spielt, von einem mäßigen Advokaten oder von einem Bauern überlistet werden. Der schlaueste Journalist kann in geschäftlichen Angelegenheiten sehr dumm sein. Und so mußte Lucien der Spielball Petit-Clauds werden. Der kluge Advokat hatte natürlich selbst den Artikel geschrieben, durch den die Stadt Angoulême wegen der fortwährenden Eifersucht auf ihre Vorstadt Houmeau genötigt wurde, Lucien zu feiern. Die Mitbürger Luciens, die auf die Place du Mûrier gezogen waren, waren die Arbeiter der Druckerei und der Papiermühle der Cointet in Gesellschaft der Schreiber von Petit-Claud und Cachan und einiger Schulkameraden

gewesen. Der Advokat, der für den Dichter wieder der Schulfreund geworden war, dachte mit Recht, sein Kamerad würde gelegentlich das Geheimnis von Davids Versteck verraten. Und wenn David durch die Schuld Luciens ins Gefängnis kam, konnte der Dichter sich nicht mehr in Angoulême behaupten. Daher stellte sich der Anwalt, um desto mehr zu erreichen, als ob er weit unter Lucien stünde.

„Wie hätte ich nicht mein Bestes tun sollen?“ sagte Petit-Claud zu Lucien. „Es handelt sich doch um die Schwester meines Schulkameraden; aber vor Gericht gibt es Lagen, wo man verlieren muß. David hat mich am 1. Juni gebeten, ihm drei Monate lang seine Ruhe zu gewährleisten; und nun ist er erst im September in Gefahr, und dazu noch habe ich seinen Gläubigern seine ganze Habe zu entziehen verstanden; denn ich werde den Prozeß in der zweiten Instanz gewinnen; ich werde ein Urteil bekommen, das sagt, daß das Vorrecht der Frau ein unbedingtes ist, und daß es im vorliegenden Fall keinerlei Betrug deckt ... Du, mein Freund, kommst im Unglück zurück, aber du bist ein genialer Mensch ...“

Lucien machte eine Bewegung wie ein Mann, dem der Weihrauch zu dicht unter die Nase kommt.

„Ja, mein Lieber,“ fuhr Petit-Claud fort, „ich habe den ‚Bogensützen Karls IX.‘ gelesen, und er ist mehr als ein Werk, er ist ein Buch! Die Vorrede konnten nur zwei Männer schreiben: Chateaubriand oder du!“

Lucien nahm dieses Lob an, ohne zu sagen, daß diese Vorrede von d'Arthez stammte. Von hundert französischen Schriftstellern hätten es neunundneunzig ebenso gemacht.

„Ja, und hier tat kein Mensch so, als ob er dich kannte,“ fuhr Petit-Claud fort und tat entrüstet. „Als ich die allgemeine Gleichgültigkeit sah, setzte ich es mir in den Kopf,

all diese Menschen in Bewegung zu bringen. Ich schrieb den Artikel, den du gelesen hast ...“ „Wie, der ist von dir!“ rief Lucien. „Von mir! Angoulême und Houmeau waren an ihrer Rivalität gepackt, ich habe die jungen Leute, deine alten Schulkameraden, zusammengetrommelt und habe das Ständchen von gestern abend organisiert; und dann, nachdem wir einmal in der Begeisterung drin waren, brachten wir die Sammlung für das Diner zustande. Wenn David sich versteckt hält, soll wenigstens Lucien Kränze bekommen,“ sagte ich mir. Ich bin noch weiter gegangen, ich habe die Gräfin du Châtelet gesehen und habe ihr begreiflich gemacht, daß sie es sich selbst schuldig ist, David aus seiner Lage zu erretten; sie kann es und soll es. Wenn David wirklich das Geheimnis gefunden hat, von dem er mir sprach, wird es die Regierung nicht umbringen, wenn sie ihn unterstützt. Und wie groß steht ein Präfekt da, wenn es so aussieht, als hätte er durch die glückliche Protektion, die er dem Erfinder gewährt, das halbe Verdienst an einer so großen Entdeckung! Auf die Weise bringt er es dahin, daß man von ihm als von einem aufgeklärten Verwaltungsbeamten spricht... Deine Schwester ist durch das Hin und Her unserer juristischen Salven ängstlich geworden! Sie hat Angst vor dem Rauch... Der Krieg im Justizpalast ist ebenso teuer wie auf den Schlachtfeldern; aber David hat seine Stellung behauptet, er ist Herr seines Geheimnisses; man kann ihn nicht verhaften, man wird ihn nicht verhaften!“ „Ich danke dir, mein Lieber; ich sehe, ich kann dir meinen Plan anvertrauen, du wirst mir helfen, ihn zu verwirklichen.“

Petit-Claud sah Lucien an und gab dabei seiner pfpfenzieherförmigen Nase das Aussehen eines Fragezeichens.

„Ich will Séchard retten,“ sagte Lucien sehr wichtig. „Ich bin die Ursache seines Unglücks, ich werde alles

wieder in Ordnung bringen . . . Ich habe mehr Macht über Louise . . .“ „Louise! Wer ist das?“ „Die Gräfin du Châtelet!“

Petit-Claud machte eine Bewegung.

„Ich habe über sie mehr Macht, als sie selbst glaubt,“ fuhr Lucien fort; „nur, mein Lieber, Macht über die Menschen, die euch regieren, habe ich zwar, aber ich habe keinen Anzug . . .“

Petit-Claud machte eine zweite Bewegung, wie wenn er ihm seine Börse zur Verfügung stellen wollte.

„Danke,“ sagte Lucien und drückte die Hand des Advokaten. „In zehn Tagen von heute werde ich der Frau Präfektin einen Besuch machen und auch deinen Besuch erwidern.“

Und sie trennten sich, indem sie sich freundschaftlich die Hand drückten.

„Er muß ein Dichter sein,“ sagte Petit-Claud bei sich selbst, „denn er ist ein Narr.“ „Man kann sagen, was man will,“ dachte Lucien, als er zu seiner Schwester ging, „die Schulkameraden sind doch die besten Freunde.“

„Lucien,“ sagte Eva zu ihm, „was hat dir denn Petit-Claud versprochen, daß du so freundschaftlich zu ihm warst? Hüte dich vor ihm!“ „Vor ihm?“ rief Lucien. „Höre, Eva,“ fuhr er fort und schien nachdenklich zu sein, „du glaubst nicht mehr an mich, du mißtraust mir, du kannst auch Petit-Claud mißtrauen; aber in zwölf bis vierzehn Tagen wirst du eine andere Meinung haben.“

Er setzte eine hochmütige Miene auf, begab sich in sein Zimmer und schrieb dort den folgenden Brief an Lousteau:

„Lieber Freund!

Von uns beiden kann ich allein mich an die tausend Franken erinnern, die ich Dir geliehen habe: aber leider kenne ich die Lage, in der Du beim Öffnen dieses Briefes

sein wirst, zu gut, um nicht sofort hinzuzufügen, daß ich sie nicht in Gold- oder Silberstücken von Dir verlange; nein, ich erbitte sie in Kredit, wie man sie von Florine in Vergnügen erbäte. Wir haben denselben Schneider, Du kannst mir also in kürzester Frist einen vollständigen Anzug machen lassen. Ich bin zwar nicht geradezu im Adamskostüm, aber ich kann mich nicht sehen lassen. Hier erwarteten mich zu meinem großen Staunen die Ehren, die die Provinz den Pariser Berühmtheiten zukommen läßt. Ich bin der Held eines Banketts, nicht mehr und nicht weniger als ein Deputierter der Linken: verstehst Du jetzt die Notwendigkeit eines schwarzen Rockes? Versprich die Zahlung; nimm sie auf Dich, laß die Reklame spielen; verfasse oder finde in Molières Nachlaß eine neue Szene Don Juans mit Herrn Dimanche, denn ich brauche um jeden Preis einen Sonntagsstaat. Ich habe nur noch Lumpen: darnach richte Dich! Wir stehen im August, es ist prächtiges Wetter; Sorge also dafür, daß ich zu Ende dieser Woche im Besitz eines famosen Straßenanzuges bin. Ich brauche einen kurzen Rock in dunklem Orangegrün, drei Westen, die eine schwefelgelb, die zweite eine schottische Phantasieweste, die dritte ganz weiß; dann drei Paar Hosen, die das Entzücken der Frauen sein müssen, die eine aus weißem englischem Stoff, die zweite aus Nanking, die dritte aus schwarzem Kasimir; endlich einen schwarzen Rock und eine schwarze Atlasweste für den Abend. Hast Du irgendeine neue Florine gefunden, dann empfehle ich mich ihr für zwei Phantasiehalsbinden. Das ist eine Kleinigkeit; ich rechne auf Dich, auf Deine Geschicklichkeit: der Schneider macht mir weiter keine Sorge. Lieber Freund, wir haben es so oft beklagt: die Intelligenz des Elends, das sicher das stärkste Gift ist, von dem der Mensch par excellence, der Pariser, gepeinigt wird, diese Intelligenz,

deren Stärke und Energie selbst Satan überraschen müßte, hat noch nicht das Mittel gefunden, einen Hut auf Kredit zu bekommen! Wenn wir erst einmal Hüte in Mode gebracht haben, die tausend Franken kosten, werden die Hüte erschwinglich sein; aber bis dahin müssen wir immer so viel Geld in der Tasche haben, um einen Hut bezahlen zu können. Oh! Was hat uns die Comédie Française für einen Schaden getan mit diesem ‚Lafleur, du mußt Geld in meine Taschen tun!‘ Ich habe also das tiefe Gefühl für all die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung der folgenden Bitte entgegenstellen: füge der Sendung des Schneiders ein Paar Stiefel, ein Paar Schuhe, einen Hut und sechs Paar Handschuhe hinzu! Ich weiß, ich verlange Unmögliches. Aber ist nicht das literarische Leben die zur Regel, nämlich zum regelrechten Geldabknöpfen gemachte Unmöglichkeit?... Ich gebe Dir nur einen Wink: vollziehe das Wunder, indem Du einen großen Artikel oder eine kleine Niedertracht schreibst, und dann bist Du Deiner Schuld gegen mich quitt und ledig. Und es ist eine Ehrenschild, mein Lieber, die schon zwölf Monate ansteht: Du müßtest darüber rot werden, wenn Du erröten könntest. Mein lieber Lousteau, Scherz beiseite, ich bin in sehr ernster Lage. Urteile darüber nur aus diesem kurzen Wort: der ‚Stockfisch‘ hat Fett angesetzt, ist die Frau des ‚Reihers‘ geworden, und der Reiher ist Präfekt von Angoulême. Dieses schreckliche Paar kann viel für meinen Schwager tun, den ich in eine furchtbare Lage gebracht habe: er soll wegen des Wechsels in Schuldhafte kommen und lebt in einem Versteck! Ich muß mich vor der Frau Präfektin sehen lassen können und um jeden Preis Einfluß auf sie bekommen. Ist es nicht grauenhaft, zu denken, daß das Schicksal David Séchards von einem hübschen Paar Stiefel, grauseidenen, durchbrochenen Strümpfen — vergiß sie nicht! — und von einem neuen

Hute abhängt? Ich werde mich für krank und leidend ausgeben, mich ins Bett legen wie Duvicquet, um dem Eifer meiner Mitbürger auszuweichen. Meine Mitbürger haben mir ein sehr hübsches Ständchen gebracht. Ich frage mich, wie viele Dumme dazu gehören, um dieses Wort ‚meine Mitbürger‘ zu bilden, seit ich weiß, daß die Anführer dieser Begeisterung der Hauptstadt des Angoumois einige meiner Schulkameraden gewesen sind.

Wenn Du einige Zeilen über meinen Empfang unter den ‚Pariser Neuigkeiten‘ bringen wolltest, würdest Du meinen Ruhm hier noch um einige Zoll erhöhen. Ich könnte dann wenigstens dem ‚Stockfisch‘ zeigen, daß, wenn ich auch keine Freunde, so doch ein gewisses Ansehen in der Pariser Presse habe. Da ich noch auf keine meiner Hoffnungen verzichtet habe, werde ich Dir das vergelten. Wenn Du für irgendein Unternehmen einen schönen, tiefgründigen Artikel brauchen solltest, so habe ich genügend Zeit, einen auszudenken. Ich sage Dir nur noch ein Wort, lieber Freund: ich rechne auf Dich, so wie Du jederzeit rechnen kannst auf

Lucien von R.

P. S. Adressiere alles mit Eilpost, Poste restante.“

Dieser Brief, in dem Lucien wieder den Ton der Überlegenheit annahm, den sein Erfolg ihm innerlich gab, rief ihm Paris wieder in die Erinnerung. Nachdem er sechs Tage in der absoluten Ruhe der Provinz hingebracht hatte, kehrten seine Gedanken zu der guten Zeit seines Pariser Elends zurück; ein vages Bedauern stieg in ihm auf, eine ganze Woche lang dachte er an nicht viel anderes als an die Gräfin du Châtelet; er legte seinem Wiedererscheinen so viel Wichtigkeit bei, daß er das ganze Bangen der Ungewißheit verspürte, als er bei einbrechender Dunkelheit nach Houmeau hinunterging, um an der Abgabe-

stelle nach den Paketen zu fragen, die er aus Paris erwartete, wie eine Frau, die ihre letzte Hoffnung auf eine Toilette gesetzt hat und daran verzweifelt, sie zu bekommen.

„O Lousteau! ich verzeihe dir all deinen Verrat,“ sagte er bei sich, als er an der Form der Pakete sah, daß sie alles enthalten mußten, was er gewünscht hatte.

In der Hutschachtel fand er den folgenden Brief:

„Bei Florine.

Liebes Kind!

Der Schneider hat sich sehr gut benommen; doch wie Dein rückwärts gewandter Scharfblick richtig erraten hat: die Krawatten, der Hut, die seidenen Strümpfe haben unsere ganze Besorgnis aufgerüttelt, denn in unserer Börse gab es nichts aufzurütteln. Wir sagten mit Blondet: Man kann reich dabei werden, wenn man ein Geschäft gründet, wo die jungen Leute für billiges Geld finden, was sie brauchen. Denn wir zahlen schließlich sehr teuer, was wir anfangs gar nicht bezahlen. Der große Napoleon, der auf seinem Marsch nach Indien aus Mangel an einem Paar Stiefel aufgehalten wurde, hat gesagt: „Was leicht ist, geschieht nie!“ Es ging also alles glatt bis auf das Schuhwerk . . . Ich sah Dich in Toilette ohne Hut! mit feiner Weste ohne Schuhe! und ich war schon drauf und dran, Dir ein Paar indianische Mokassins zu schicken, die ein Amerikaner der Kuriosität halber Florine geschenkt hat. Florine hat einen Grundstock von vierzig Franken gegeben, mit denen wir für Dich spielten. Nathan, Blondet und ich sind so glücklich gewesen, da wir einmal nicht für uns selbst spielten, daß wir die alte Flamme von des Lupeaulx, die Maus, mit zum Soupieren nehmen konnten. Florine hat die Einkäufe besorgt; sie legt noch drei schöne Hemden bei. Nathan schickt Dir einen Stock; Blondet,

der dreihundert Franken gewonnen hat, eine goldene Kette; die ‚Maus‘ macht Dir eine goldene Uhr zum Geschenk, die so groß ist wie ein Vierzigfrankenstück, aber leider nicht geht; sie hat sie von irgendeinem Schafskopf. ‚Das Zeug rührt sich nicht, wie alles, was er an sich hatte,‘ hat sie gesagt. Bixiou, der uns in den Rocher de Cancale nachgekommen ist, wollte der Sendung, die Dir Paris macht, noch eine Flasche Eau de Portugal beilegen. Unser erster Komiker sagte: ‚Wenn das sein Glück machen kann, sei’s drum!‘ — mit der tiefen Baßstimme und den Bourgeoisallüren, die er so gut kopiert. Dies alles, liebes Kind, beweist Dir, wie sehr man seine Freunde im Unglück liebt. Florine, der zu verzeihen ich schwach genug war, bittet Dich, uns einen Artikel über das letzte Buch von Nathan zu schicken. Lebwohl, mein Sohn! Ich kann Dich nur beklagen, daß Du wieder in das Nest zurückgekehrt bist, aus dem Du geschlüpft warst, als Du der Kamerad wurdest

Deines Freundes

Etienne L.“

‚Die guten Jungen! Sie haben für mich gespielt,‘ sagte er ganz gerührt.

Er kam aus den ungesunden Ländern, die von jenen Dünsten erfüllt sind, die den Wohlgerüchen des Paradieses gleichen. In einem einförmigen Dasein ist die Erinnerung an Leiden ein undefinierbarer Genuß. Eva war starr vor Erstaunen, als ihr Bruder in seinen neuen Kleidern herunterkam; sie erkannte ihn nicht.

‚So, ich kann jetzt in Beaulieu spazierengehen,‘ sagte er; ‚man wird nicht von mir sagen: ‚Er ist in Lumpen zurückgekommen!‘ Da hast du eine Uhr, sie gehört mir; außerdem gleicht sie mir, sie ist auch aus dem richtigen Gang gekommen.‘ ‚Was für ein Kind du bist! . . .‘ sagte

Eva. „Man kann dir über nichts böse sein.“ „Glaubst du denn, mein liebes Kind, daß ich mir das alles in der lächerlichen Absicht habe kommen lassen, um in den Augen Angoulêmes zu glänzen? Daraus mache ich mir gerade so viel!“ sagte er und strich mit seinem Spazierstock, der einen goldenen Griff hatte, durch die Luft. Ich will wieder gutmachen, was ich verdorben habe, und ich habe mich unter die Waffen begeben.“

Der Erfolg Luciens als Modejüngling war der einzige wirkliche Triumph, den er erlangte, aber er war vollkommen. Der Neid löst die Zungen, die die Bewunderung erstarren macht. Die Frauen vernarrten sich in ihn, die Männer machten ihn schlecht, und er konnte singen, wie es in dem Lied heißt: ‚O mein Rock, ich danke dir!‘ Er gab in der Präfektur zwei Karten ab und machte Petit-Claud einen Besuch, traf ihn aber nicht zu Hause. Am folgenden Tage, an dem das Bankett stattfand, standen in allen Pariser Zeitungen unter der Rubrik ‚Angoulême‘ die folgenden Zeilen: ‚Angoulême. Die Rückkehr eines jungen Dichters, dessen erstes Auftreten so verheißungsvoll war, des Verfassers des ‚Bogenschiützen Karls IX.‘, des einzigen historischen Romans in Frankreich, der keine Nachahmung von Walter Scott ist, und dessen Vorrede ein literarisches Ereignis bedeutet, ist durch eine Huldigung ausgezeichnet worden, die für Herrn von Rubempré wie für die Stadt gleich schmeichelhaft ist. Die Stadt hat sich beeilt, ihm zu Ehren ein patriotisches Bankett zu geben. Der kürzlich ernannte neue Präfekt ist der öffentlichen Kundgebung beigetreten, die den Dichter der ‚Margueriten‘ feiern soll, dessen Talent schon bei seinen ersten Proben von der Frau Gräfin du Châtelet so beifällig aufgenommen worden ist.“

Wenn in Frankreich einmal der erste Anstoß gegeben worden ist, so kann niemand mehr den Schwung aufhalten.

Der Regimentsoberst stellte das Musikkorps. Der Hotelwirt der ‚Glocke‘, dessen getrüffelte Puten in kostbaren Porzellangefäßen bis nach China verschickt werden, dieser berühmte Gastwirt des Houmeau, der das Mahl übernommen hatte, hatte seinen großen Saal mit Tüchern drapiert, auf denen Kränze von Lorbeeren sich mit Sträußen zu prächtiger Wirkung vereinten. Um fünf Uhr waren vierzig Personen, alle in feierlicher Toilette, da versammelt. Eine Menschenmenge von einigen hundert Einwohnern, die hauptsächlich von der Musik angezogen worden war, repräsentierte die Mitbürgerschaft.

„Ganz Angoulême ist da!“ sagte Petit-Claud, der sich ans Fenster setzte. „Ich weiß nicht, was los ist,“ sagte Postel zu seiner Frau, die erstaunt nach der Musik hörte. „Wie! Der Präfekt, der Obersteuereinnnehmer, der Oberst, der Direktor der Pulverfabrik, unser Deputierter, der Bürgermeister, der Direktor des Lyzeums, der Direktor der Gießerei von Ruelle, der Präsident, der königliche Prokurator, Herr Milaud, alle Behörden sind da! . . .“

Als man sich zu Tische setzte, spielte die Militärmusik Variationen über die Melodie ‚Heil dem König, Frankreich Heil!‘ die nicht populär geworden ist. Es war fünf Uhr. Um acht Uhr gab ein Dessert von fünfundzwanzig Platten, dessen Hauptstück ein Olymp aus Zuckerwerk war, auf dem eine Frankreich darstellende Figur aus Schokolade thronte, das Zeichen zu den Trinksprüchen.

„Meine Herren,“ sagte der Präfekt und erhob sich: „Auf den König! . . . die Legitimität! Verdanken wir nicht dem Frieden, den die Bourbonen uns gebracht haben, die Generation der Dichter und Denker, die den Händen Frankreichs das Zepter der Literatur sichert?! . . .“ „Es lebe der König!“ riefen die Gäste, unter denen die Ministeriellen in der Überzahl waren.

Der ehrwürdige Direktor des Lyzeums erhob sich.

„Dem jungen Dichter,“ sagte er, „dem Helden des Tages, der mit der Anmut und der Kunst eines Petrarca auf einem Gebiet, das Boileau so schwierig nannte, das Talent des Prosaschriftstellers vereinigt!“ „Bravo, Bravo!“

Der Oberst erhob sich.

„Meine Herren, dem Royalisten! Denn der Held dieses Festes hat den Mut gehabt, die guten Prinzipien zu verteidigen.“ „Bravo!“ sagte der Präfekt, der den Ton für den Beifall angab.

Petit-Claud erhob sich.

„Alle Kameraden Luciens dem Ruhm des Lyzeums von Angoulême, dem ehrwürdigen Direktor, der uns so teuer ist, und dem wir den Tribut für den Anteil zollen, den er an unsern Erfolgen hat! . . .“

Der alte Schuldirektor, der diesen Trinkspruch nicht vermutet hatte, wischte sich die Augen.

Lucien erhob sich: die tiefste Stille herrschte, und der Dichter erblaßte. In diesem Augenblick setzte ihm der alte Direktor, der zu seiner Linken saß, einen Lorbeerkranz auf. Man klatschte in die Hände. Lucien kamen die Tränen in die Augen und in die Stimme.

„Er ist betrunken,“ sagte der künftige königliche Prokurator von Nevers zu Petit-Claud. „Aber nicht vom Wein,“ erwiderte der Advokat.

„Meine teuren Mitbürger, meine teuren Kameraden,“ sagte Lucien endlich, „ich möchte ganz Frankreich zum Zeugen dieser Szene haben. Das ist die Art, wie man Männer erhebt und in unserem Lande große Werke und große Taten hervorruft. Aber wenn ich das Wenige bedenke, das ich getan habe, und die großen Ehren, die ich dafür empfangen, so gerate ich in Verwirrung und muß es der Zukunft vorbehalten sein lassen, die Aufnahme, die Sie mir heute bereiten, zu rechtfertigen. Die Erinnerung an diesen Augenblick wird mir in neuen Kämpfen Kräfte

verleihen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Huldigungen auf diejenige übertrage, die meine erste Muse und Gönnerin war, und daß ich auch auf meine Geburtsstadt mein Glas erhebe und rufe: Es lebe die schöne Gräfin Sixtus du Châtelet und die edle Stadt Angoulême!“

„Er hat sich nicht schlecht aus der Affäre gezogen,“ sagte der Prokurator und nickte zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe; „denn unsere Trinksprüche waren vorbereitet, und der seine ist improvisiert.“

Um zehn Uhr entfernten sich die Gäste in Gruppen. Als David Séchard diese außergewöhnliche Musik hörte, sagte er zu Basine: „Was geht denn in Houmeau vor?“ „Man gibt Ihrem Schwager Lucien ein Fest ...“ antwortete sie. „Es hat ihm sicher leid getan, daß ich nicht dabei war!“ meinte er.

Um Mitternacht begleitete Petit-Claud Lucien bis auf die Place du Mûrier. Dort sagte Lucien zu dem Advokaten: „Mein Lieber, unter uns gesagt, es geht auf Leben und Tod.“ „Morgen“, sagte der Advokat, „wird bei Frau von Senonches mein Heiratsvertrag mit ihrem Mündel, Fräulein de la Haye, unterzeichnet; mach mir das Vergnügen, hinzukommen. Frau von Senonches hat mich gebeten, dich aufzufordern, und du triffst dort die Präfektin, die sich gewiß über deinen Trinkspruch, von dem man ihr doch sicher erzählt, sehr geschmeichelt fühlt.“ „Ich hatte so meine Absichten dabei,“ erwiderte Lucien. „Du wirst David bestimmt retten!“ „Ich bin dessen sicher,“ sagte der Dichter.

In diesem Augenblick tauchte wie durch Hexerei David auf. Das kam so. Er befand sich in einer recht schwierigen Lage: seine Frau verwehrte ihm streng, sowohl Lucien zu empfangen wie ihm seinen Zufluchtsort mitzuteilen, während Lucien ihm die zärtlichsten Briefe schrieb und ihm versicherte, er hätte in wenigen Tagen allen Schaden

wieder gutgemacht. Nun hatte Fräulein Clerget David die beiden folgenden Briefe zugestellt und ihm gesagt, was das Fest, dessen Musik an sein Ohr drang, zu bedeuten hätte:

„Geliebter, tu, als ob Lucien nicht hier wäre; beunruhige Dich über nichts und präge Deinem lieben Kopf den Satz ein: unsere Sicherheit beruht ganz und gar darauf, daß Deine Feinde nicht wissen können, wo Du bist. Leider kann ich zu Kolb, Marion und Basine mehr Vertrauen haben wie zu meinem Bruder. Ach! mein armer Lucien ist nicht mehr der unschuldige und zarte Dichter, als den wir ihn früher gekannt haben! Gerade weil er sich in Deine Angelegenheiten einmischen will und sich einredet, er müsse unsere Schulden zahlen — aus Stolz, mein David —, fürchte ich ihn. Er hat von Paris schöne Anzüge und fünf Goldstücke in einer schönen Börse bekommen. Er hat sie zu meiner Verfügung gestellt, und wir leben von diesem Geld. Wir haben endlich einen Feind weniger: Dein Vater hat uns verlassen, und wir verdanken seine Abreise Petit-Claud, der die Absichten Vater Séchards gemerkt und sie sofort vereitelt hat, indem er ihm gesagt hat, Du würdest nichts mehr ohne ihn tun; er, Petit-Claud, ließe Dich nichts von Deiner Entdeckung ohne vorhergehende Zahlung von dreißigtausend Franken abtreten: die ersten fünfzehntausend Franken, um Dich schuldenfrei zu machen, und weitere fünfzehntausend, die Du auf alle Fälle, ob die Sache Erfolg hätte oder nicht, bekommen solltest. Petit-Claud ist mir ein Rätsel. Ich umarme Dich, wie eine Frau ihren unglücklichen Mann umarmt. Unserem kleinen Lucien geht es gut. Es ist seltsam, zu sehen, wie diese Blume mitten in unserem häuslichen Unglück aufblüht und gedeiht! Meine Mutter betet für Dich wie immer und küßt Dich so zärtlich wie

Deine Eva.“

Petit-Claud und Cointet hatten sich, wie man sieht, da sie die Bauernschlauheit des alten Séchard fürchteten, seiner entledigt, und das war ihnen um so leichter gelungen, als die Weinlese ihn nach Marsac rief.

Der Brief Luciens, der dem Evas beigeschlossen war, lautete so:

„Lieber David!

Alles geht gut. Ich bin von Kopf bis zu Fuß gewappnet; heute beginne ich den Feldzug; in zwei Tagen werde ich viel erreicht haben. Mit welcher Freude werde ich Dich umarmen, wenn Du frei und nicht mehr wegen meiner Schulden verfolgt bist! Aber das Mißtrauen, das meine Schwester und meine Mutter mir noch immer entgegenbringen, kränkt mich tödlich. Weiß ich nicht schon, daß Du Dich bei Basine verbirgst? Jedesmal, wenn Basine ins Haus kommt, bekomme ich Nachricht von Dir und Deine Antwort auf meine Briefe. Es ist überdies klar, daß die Schwester sich auf niemand als auf ihre Arbeitskollegin verlassen konnte. Heute werde ich sehr nahe bei Dir und sehr betrübt sein, daß Du nicht bei dem Fest sein kannst, das man mir gibt. Die Eitelkeit von Angoulême hat mir einen kleinen Triumph eingebracht, der in wenigen Tagen völlig vergessen sein wird: wärest Du dabei, wäre Deine Freude die einzig aufrichtige. Wie auch immer, noch wenige Tage, und Du verzeihst alles dem, der jedem Ruhm der Welt vorzieht, zu sein.

Dein Bruder

Lucien.“

Davids Herz wurde von diesen beiden Kräften, so ungleich sie waren, hin und her gezogen: er betete seine Frau an, und seine Freundschaft für Lucien hatte sich um so viel verringert, als er ihn weniger achten konnte. Aber in der Einsamkeit verwandelt sich die Kraft der Gefühle.

Wenn jemand allein ist und von Gefühlen und Gedanken so wie David bestürmt wird, dann gibt er Stimmungen nach, gegen die er im gewöhnlichen Gang des Lebens gefeit wäre. Als er daher den Brief Luciens las und dazu die Fanfaren dieses unerwarteten Triumphes hörte, war er tief gerührt, darin die Reue ausgedrückt zu lesen, die er erwartet hatte. Die schönen Seelen haben in sich keinen Widerstand gegen diese Gefühlswallungen, die sie bei anderen für ebenso mächtig halten wie bei sich selbst. Es ist schon so: wenn der Krug voll ist, läuft er über ... und so konnte gegen zwölf Uhr nachts Basine mit allen flehentlichen Bitten David nicht abhalten, Lucien aufsuchen zu wollen.

„Niemand“, sagte er zu ihr, „ist zu dieser Stunde in den Straßen Angoulêmes zu finden, man wird mich nicht sehen, man kann mich in der Nacht nicht verhaften; und sollte ich getroffen werden, kann ich mich immer noch des Mittels bedienen, das Kolb erfunden hat, um in mein Versteck zurückzukehren. Überhaupt ist es viel zu lange her, daß ich Frau und Kind nicht umarmt habe.“

Basine gab all diesen Gründen, die recht vernünftig klangen, nach und ließ David hinaus. Und so rief er in dem Augenblick ‚Lucien‘, wo Lucien und Petit-Claud einander guten Abend sagten. Die beiden Brüder sanken sich schluchzend in die Arme.

Es gibt im Leben nicht viele solche Augenblicke. Lucien fühlte eine Freundschaft in sich einströmen, die fest und treu war, eine von denen, auf die man nicht hoffen kann, und die man sich vorwirft, getäuscht zu haben. David spürte das Bedürfnis, zu verzeihen. Dieser großmütige und edle Erfinder wollte vor allem Lucien ermahnen und die Wolken verscheuchen, die zwischen Schwester und Bruder getreten waren. Vor diesen Bedürfnissen des Ge-

fühls waren alle Gefahren, die der Geldmangel erzeugt hatte, verschwunden.

Petit-Claud sagte zu seinem Klienten: „Gehen Sie nach Hause, benutzen Sie wenigstens Ihre Unvorsichtigkeit, umarmen Sie Frau und Kind ... und lassen Sie sich nicht sehen!“ „Wie schade!“ sagte Petit-Claud für sich, als er allein auf der Place du Mûrier stand. „Wenn jetzt Cérizet da wäre ...“

Als der Advokat so mit sich selbst sprach und dem Bretterzaun entlang ging, der um den Platz herum angebracht war, wo sich heute stolz der Justizpalast erhebt, hörte er hinter sich ein Geräusch auf einem der Bretter, wie wenn einer mit dem Finger an eine Tür anklopft.

„Ich bin es,“ sagte Cérizet, dessen Stimme aus der Ritze zwischen zwei Brettern, die schlecht gefugt waren, hervorkam. „Ich habe David von Houmeau herkommen sehen. Ich argwöhnte endlich, wo er versteckt war, jetzt weiß ich es sicher und weiß, wo er zu erwischen ist; aber um ihm eine Falle zu stellen, ist es nötig, daß ich etwas von Luciens Projekten erfahre, und Sie müssen dafür sorgen, daß sie bei mir vorbeikommen! Bleiben Sie wenigstens unter irgendeinem Vorwand hier in der Nähe. Wenn David und Lucien kommen, führen Sie sie so, daß sie bei mir vorbeikommen; sie werden glauben, allein zu sein, und ich höre dann die letzten Worte, wie sie sich verabschieden.“ „Du bist ein Teufelskerl,“ sagte Petit-Claud ganz leise. „Zum Donner!“ rief Cérizet, „was täte man nicht, um zu bekommen, was Sie mir versprochen haben.“

Petit-Claud verließ den Bretterzaun und ging auf der Place du Mûrier auf und ab, sah nach den Fenstern des Zimmers, wo die Familie beisammen war, und dachte an seine Zukunft, wie um sich Mut zu machen; denn die Gewandtheit Cérizets erlaubte ihm nun, den letzten Schlag zu führen. Petit-Claud war eine der durch und durch

verschlagenen und verräterisch doppelzüngigen Naturen, die sich niemals vom Köder des Gegenwärtigen und von der Lockspeise irgendeiner momentanen Verbindung gefangennehmen lassen, da sie den Wankelmut des menschlichen Herzens und die Strategie des Interessenkampfes kennen. Daher hatte er zuerst wenig auf Cointet gerechnet. Für den Fall, daß das Unternehmen mit seiner Verheiratung gescheitert wäre, ohne daß er das Recht gehabt hätte, den großen Cointet der Verräterei zu beschuldigen, hatte er sich schon gerüstet, ihm das Spiel zu verderben; aber seit seinem Erfolg im Hotel Bargeton spielte Petit-Claud ein offenes Spiel. Sein Plan, den er im Hinterhalt gehalten hatte, und der nun unnütz geworden war, wäre für die politische Rolle, die er anstrebte, verhängnisvoll gewesen. Die Grundlage, auf der er seine künftige Macht aufbauen wollen, war diese: Gannerac und einige Großkaufleute hatten angefangen, in Houmeau ein liberales Komitee zu bilden, das sich auf Grund der bestehenden Handelsbeziehungen mit den Führern der Opposition in Verbindung gesetzt hatte. Die Einsetzung des Ministeriums Villèle, das Ludwig XVIII. als Sterbender akzeptiert hatte, war die Veranlassung zu einem Frontwechsel der Opposition geworden, die seit dem Tode Napoleons auf das gefährliche Mittel der Verschwörungen verzichtete. Die liberale Partei organisierte in allen Provinzen ihr System des gesetzlichen Widerstandes: sie war bestrebt, sich der Wählermassen zu bemächtigen, um durch die Überzeugung der Menge zu ihrem Ziel zu gelangen. Petit-Claud war — als wütender Liberaler und Sprößling des Houmeau — der Förderer, die Seele und der geheime Ratgeber der Opposition der Unterstadt, die sich von der Aristokratie der Oberstadt unterdrückt fühlte. Er war der erste, der auf die Gefahr hinwies, daß die Cointet für sich allein über die Presse im Departement der Charente

verfügten, wo die Opposition ebenfalls ein Organ haben müßte, um nicht hinter andern Städten zurückzubleiben.

„Jeder von uns gebe Gannerac fünfhundert Franken, wir haben dann etliche zwanzigtausend Franken, um die Druckerei Séchard zu kaufen, deren Herren wir dann sind, indem wir dem Käufer ein Darlehen geben,“ hatte Petit-Claud gesagt.

Der Advokat hatte diesen Gedanken vorgebracht, um seine doppelte Stellung gegenüber Cointet und Séchard zu verstärken, und er hatte natürlich seine Augen auf so eine Sorte Mensch wie Cérizet geworfen, um aus ihm den Mann zu machen, der der ergebenen Diener der Partei sein sollte.

„Wenn du deinen alten Herrn entdecken und mir in die Hände spielen kannst,“ hatte er zu Séchards früherem Faktor gesagt, „wird man dir zwanzigtausend Franken leihen, um seine Druckerei zu kaufen, und wahrscheinlich wirst du der Leiter eines Blattes werden. Also los!“

Petit-Claud war sich der Energie und Schlaueit eines Menschen wie Cérizet sicherer als der Tätigkeit aller Doublons der Welt und hatte so dem großen Cointet versprochen, Séchard würde verhaftet werden. Aber seitdem Petit-Claud die Hoffnung hegte, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, sah er die Notwendigkeit voraus, den Liberalen den Rücken zu kehren, und dabei hatte er schon die Geister in Houmeau so gut bearbeitet, daß das Kapital, das zur Erwerbung der Druckerei gehörte, zusammengebracht war.

„Ach was!“ sagte er sich, „Cérizet wird sich irgendein Preßvergehen zuschulden kommen lassen, und ich werde es benutzen, um zu zeigen, was ich kann ...“

Er ging zur Tür der Druckerei und sagte zu Kolb, der Posten stand: „Sage David, er soll die Stunde benutzen und fortgehen, und seid recht vorsichtig; ich gehe nach Hause, es ist ein Uhr.“

Als Kolb die Tür verließ, nahm Marion seinen Platz ein. Lucien und David kamen herunter, Kolb ging ihnen hundert Schritte voraus, und Marion folgte ihnen hundert Schritte hinterher. Als die beiden Brüder den Bretterzaun entlang gingen, sprach Lucien hitzig auf David ein.

„Mein Lieber,“ sagte er zu ihm, „mein Plan ist überaus einfach; aber wie sollte ich vor Eva von ihm sprechen, da sie für solche Mittel nie ein Verständnis haben kann? Ich bin sicher, daß Louise im Grunde ihres Herzens ein Verlangen hat, ich werde es wecken, ich will sie einzig und allein haben, um mich an diesem albernen Präfekten zu rächen. Wenn wir uns lieben, und wäre es nur für eine Woche, werde ich dafür sorgen, daß im Ministerium eine Unterstützung von zwanzigtausend Franken für dich erwirkt wird. Morgen soll ich dieses Weib in dem kleinen Boudoir wiedersehen, wo unsere Liebe begonnen hat, und wo sich, wie Petit-Claud sagt, nichts verändert hat. Dort werde ich die Komödie spielen. Ich werde dir also übermorgen früh durch Basine eine Zeile schicken, woraus du erfährst, wie die Sache steht . . . Wer weiß, vielleicht wirst du frei! Verstehst du jetzt, warum ich einen Anzug aus Paris brauchte? In Lumpen kann man nicht die Rolle des ersten Liebhabers spielen.“

Um sechs Uhr morgens war Cérizet bei Petit-Claud.

„Morgen mittag kann Doublon seinen Schlag vorbereiten; er kann unsern Mann fassen, ich büрге dafür,“ sagte der Pariser zu ihm; „ich habe mir eine der Arbeiterinnen von Fräulein Clerget gesichert, verstehen Sie?“

Petit-Claud hörte Cérizets Plan an und eilte dann zu Cointet.

„Sorgen Sie dafür, daß heute abend Herr du Hautoy sich entschlossen hat, Françoise das bloße Eigentum seiner Güter ohne den Nießbrauch zu übertragen, binnen zwei Tagen unterzeichnen Sie einen Gesellschaftsvertrag mit

Séhard. Ich heirate erst acht Tage nach dem Vertrage; wir halten uns also an die Bedingungen unserer Abmachung: Zug um Zug. Aber wir müssen heute abend herausbekommen, was bei Frau von Senonches zwischen Lucien und der Gräfin du Châtelet vorgeht, darauf kommt alles an . . . Wenn Lucien die Hoffnung hat, bei der Präfektin Glück zu haben, gehört David mir.“ „Sie werden, glaube ich, Justizminister,“ sagte Cointet. „Und warum nicht? Herr von Peyronnet ist es ja auch!“ sagte Petit-Claud, der die liberale Haut noch nicht ganz abgestreift hatte.

Ihrem zweifelhaften Personenstande verdankte es Fräulein de la Haye, daß bei der Unterzeichnung ihres Ehevertrags fast der ganze Adel von Angoulême vertreten war. Die Armut dieses künftigen Haushalts — Françoise hatte nicht einmal den üblichen Brautkorb bekommen — belebte das Interesse, das die Welt zu bezeigen liebt; denn es ist mit der Wohltätigkeit wie mit den Triumphen: man übt gern eine Barmherzigkeit, die der Eitelkeit wohlthut. So hatten die Marquise von Pimentel, die Gräfin du Châtelet, Herr von Senonches und zwei oder drei Stammgäste des Hauses Françoise ein paar Geschenke gemacht, von denen man in der Stadt viel sprach. Diese hübschen Kleinigkeiten, zusammen mit der Aussteuer, die Zéphirine seit einem Jahre vorbereitet hatte, mit den Schmucksachen des Paten und den üblichen Geschenken des Bräutigams, trösteten Françoise und riefen die Neugier mehrerer Mütter hervor, die ihre Töchter mitgebracht hatten. Petit-Claud und Cointet hatten schon bemerkt, daß die Adligen von Angoulême sie beide als eine unvermeidliche Notwendigkeit auf ihrem Olymp duldeten: der eine war der Vermögensverwalter, der Gegenvormund von Françoise; der zweite war zur Unterzeichnung des Ehevertrags notwendig wie der Gehängte am Galgen; aber

am Tage nach der Ehe hätte zwar Frau Petit-Claud noch das Recht, zu ihrer Patin zu kommen, aber für den Gatten könnte es schwer werden, Zutritt zu erlangen, und er nahm sich vor, sich aus dieser hochmütigen Welt nicht vertreiben zu lassen. Der Advokat schämte sich seiner armen Verwandten und hatte daher seine Mutter, die nach Mansle übersiedelt war, veranlaßt, dort zu bleiben, zu sagen, sie wäre krank, und ihre Zustimmung schriftlich zu geben. Petit-Claud, der recht gedemütigt gewesen wäre, bei dem Akt ohne Verwandte, ohne Gönner, ohne Unterschrift von seiner Seite zu bleiben, war also sehr glücklich, in dem berühmten Manne einen Freund, mit dem man sich sehen lassen konnte, und den die Gräfin wiederzusehen wünschte, mitzubringen. Und so nahm er Lucien in seinen Wagen. Für diesen denkwürdigen Abend hatte der Dichter eine Toilette gemacht, die ihm eine unstreitbare Überlegenheit über alle Männer geben mußte. Frau von Senonches hatte überdies angekündigt, daß der Held des Tages kommen würde; und die Wiederbegegnung zwischen zwei Liebenden, die in Unfrieden auseinander gegangen sind, ist eine Szene, auf die man in der Provinz besonders erpicht ist. Lucien war ein Salonlöwe geworden: man sagte, er sei so schön, so verändert, so wunderbar geworden, daß die Frauen des aristokratischen Angoulême alle gierig waren, ihn wiederzusehen. Nach der Mode jener Zeit, der man den Übergang von der alten Kniehose zu den häßlichen Beinkleidern unserer Tage verdankt, trug er eng anliegende schwarze Hosen. Die Formen der Männer zeichneten sich zur großen Verzweiflung der Mageren oder schlecht Gebauten noch ab; und die Luciens waren wie die eines Apoll. Seine grauen, durchbrochenen Seidenstrümpfe, seine eleganten Schuhe, seine schwarze Atlasweste, seine Halsbinde, alles stand ihm wundervoll und machte den Eindruck, als ob es zu ihm gehörte. Seine blonden, wallen-

den Haare hoben sich schön von seiner weißen Stirne ab, auf die mit entzückender Anmut die Locken fielen. Seine strahlenden Augen blickten stolz und kühn. Seine kleinen Frauenhände, die unter dem Handschuh noch schön waren, durften nicht enthüllt werden. Er ahmte in seiner Haltung Herrn von Marsay nach, den berühmten Pariser Stutzer, hielt in der einen Hand Stock und Hut, die er nicht ablegte, und machte mit der andern spärliche Gesten zur Illustrierung seiner Worte. Lucien hatte den Wunsch, nach dem Beispiel der berühmten Männer, die sich aus falscher Bescheidenheit unter dem Tor von Saint-Denis bücken möchten, unbemerkt in den Salon zu treten. Aber Petit-Claud, der nur den einen Freund hatte, verdarb ihm das. Fast pomphaft führte er Lucien durch die ganze Gesellschaft bis zu Frau von Senonches. Als der Dichter so hindurchschritt, hörte er Gemurmel, durch das er früher den Kopf verloren hätte, das ihn aber jetzt kalt ließ; er war sich sicher, daß er allein so viel wert war wie der ganze Olymp von Angoulême.

„Gnädige Frau,“ sagte er zu Frau von Senonches, „ich habe schon meinen Freund Petit-Claud, der aus dem Holze ist, aus dem man Justizminister schnitzt, beglückwünscht, zu Ihnen zu gehören, wie schwach auch das Band zwischen einer Patin und ihrem Patenkind sein mag.“ Das wurde mit einer Miene gesagt, die einen gewissen spöttischen Ausdruck hatte, was die Frauen, die zuhörten, obwohl sie so taten, als ob sie sich nicht um die Szene kümmerten, wohl merkten. „Aber ich für mein Teil“, fuhr er fort, „muß einen Umstand froh begrüßen, der mir erlaubt, Ihnen meine Huldigungen darzubringen.“

Dies wurde ohne Verlegenheit und mit der Haltung eines großen Herrn gesagt, der bei kleinen Leuten zu Besuch ist. Lucien warf, während er die verwirrte Antwort, die ihm Zéphirine gab, anhörte, einen Siegerblick

über den Salon, um seine Wirkungen in ihm vorzubereiten. Dabei konnte er mit Grazie und fein abgestuftem Lächeln Francis du Hautoy und den Präfekten begrüßen, die ihm dankten, und schließlich ging er zu Frau du Châtelet, indem er so tat, als ob er sie jetzt erst bemerkte. Diese Begegnung war so sehr das Ereignis des Abends, daß der Ehevertrag, unter den die hervorragenden Personen ihre Unterschrift setzen sollten, zu welchem Zwecke sie bald vom Notar, bald von Françoise ins Schlafgemach geleitet wurden, darüber vergessen wurde. Lucien ging mit ein paar Schritten auf Louise von Nègrepelisse zu, und dann sagte er mit der pariserischen Anmut, nach der sie sich seit ihrer Rückkehr zurückgesehnt hatte, ziemlich laut zu ihr: „Frau Gräfin, verdanke ich Ihnen die Einladung, die mir das Vergnügen verschafft, morgen zum Diner in der Präfektur zu sein?“ „Sie verdanken sie nur Ihrem Ruhme,“ erwiderte Louise trocken; sie war etwas betroffen über die angriffslustige Fassung des Satzes, den Lucien sich ausgedacht hatte, um den Hochmut seiner früheren Freundin zu kränken. „O, Frau Gräfin,“ sagte Lucien und setzte dabei eine Miene auf, die zugleich fein und herablassend war, „es ist mir unmöglich, Ihnen den Mann ins Haus zu bringen, wenn er bei Ihnen in Ungnade steht.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich ab, um den Bischof, den er jetzt eben zu gewahren schien, sehr respektvoll zu grüßen.

„Euer Gnaden waren fast prophetisch,“ sagte er in überaus verbindlichem Tone, „und ich will versuchen, daß Sie es ganz und gar werden mögen. Ich schätze mich glücklich, heute abend hier zu sein, da ich Sie begrüßen und Ihnen meine Verehrung aussprechen darf.“

Lucien verwickelte den Bischof in eine Unterhaltung, die zehn Minuten dauerte. Alle Frauen sahen Lucien wie eine wunderbare Erscheinung an. Seine unerwartete

Dreistigkeit hatte Frau du Châtelet sprachlos gemacht. Sie sah, wie Lucien Gegenstand der Bewunderung aller Frauen war; sie folgte von Gruppe zu Gruppe dem Bericht, den jede der anderen über die Worte, die sie gewechselt, ins Ohr flüsterte, wonach Lucien sie wie auf den Mund geschlagen und eine Miene gemacht hätte, als ob er sie verachtete. Ihr Herz zog sich vor gekränkter Eigenliebe zusammen.

„Wenn er nach diesem Wort nicht in die Präfektur käme, was für ein Skandal wäre das!“ dachte sie. „Woher kommt ihm dieser Stolz? Sollte sich Fräulein des Touches in ihn verliebt haben?... Er ist so schön! Es heißt, daß sie nach dem Tode der Schauspielerin in Paris zu ihm geeilt sei! ... Vielleicht ist er hierher gekommen, um seinen Schwager zu retten, und befand sich in Mansle nur durch einen Zufall, wie er auf der Reise vorkommen kann, hinter unserer Kalesche. An jenem Morgen hat Lucien Sixtus und mir einen seltsamen Blick zugeworfen.“

So gingen Louise tausend Gedanken durch den Kopf, und zum Unglück für sie sah sie, während sie sich ihnen hingab, immer auf Lucien, der mit dem Bischof plauderte, als wäre er der König des Salons: er grüßte niemanden und wartete, bis man zu ihm kam, sah sich mit einem mannigfach abgestuften Ausdruck und mit einer heitern Leichtigkeit überall um, die des Herrn von Marsay, seines Vorbildes, würdig gewesen wäre. Er verließ den Bischof nicht einmal, um Herrn von Senonches zu begrüßen, der ganz in seiner Nähe stand.

Nach zehn Minuten hielt es Louise nicht mehr aus. Sie erhob sich, trat auf den Bischof zu und sagte zu ihm: „Womit unterhält man Sie, Monseigneur, daß Sie so häufig lächeln?“

Lucien trat einige Schritte zurück, um Frau du Châtelet diskret mit dem Prälaten allein zu lassen.

„Ah, Frau Gräfin, der junge Mann hat viel Geist! ... Er hat mir auseinandergesetzt, wie er Ihnen all seine Kraft verdankt ...“ „Ich bin nicht undankbar, Frau Gräfin, ich nicht!“ sagte Lucien und warf der Gräfin einen vorwurfsvollen Blick zu, der sie entzückte. „Verständigen wir uns,“ sagte sie und berief Lucien mit einem Wink ihres Fächers an ihre Seite. „Kommen Sie mit Monseigneur hier herein! ... Seine Gnaden soll unser Richter sein.“

Und sie wies auf das Boudoir und führte den Bischof hinein.

„Sie läßt Monseigneur ein kuriozes Handwerk treiben,“ sagte eine Dame aus dem Lager der Chandour so laut, daß es gehört werden konnte.

„Unser Richter!“ sagte Lucien und blickte nacheinander auf den Prälaten und die Präfektin; „gibt es denn also hier einen Schuldigen?“

Louise von Nègrepelisse setzte sich auf das Kanapee ihres früheren Boudoirs. Sie ließ Lucien und den Bischof links und rechts von ihr Platz nehmen und fing an zu sprechen. Lucien erwies seiner früheren Geliebten die Ehre, die Überraschung und das Glück, nicht zuzuhören. Er hatte die Haltung, die Gesten der Pasta im Tankred, wie sie sagt: „O patria!“ Seine Mienen schienen die berühmte Kavatine del Rizzo zu singen. Und schließlich machte der Schüler Coralies es möglich, daß ihm ein paar Tränen in die Augen traten.

„Ach, Louise, wie habe ich dich geliebt!“ sagte er ihr in dem Augenblick, wo er sah, daß seine Tränen von der Gräfin gesehen worden waren, ins Ohr, ohne sich um den Prälaten oder das Gespräch zu kümmern. „Trocknen Sie Ihre Tränen, oder Sie richten mich hier in diesem Boudoir noch einmal zugrunde,“ sagte sie und beugte sich so nah zu ihm hinüber, daß der Bischof betreten war. „Und es ist genug mit einemmal,“ versetzte Lucien lebhaft. „Dieses

Wort der Cousine der Marquise d'Espard müßte alle Tränen einer Magdalena trocknen. Mein Gott! Ich habe für einen Augenblick meine Erinnerungen, meine Illusionen, meine zwanzig Jahre wiedergefunden, und Sie wollen sie mir...

Der Bischof stand rasch auf und ging in den Salon zurück. Er sah ein, daß seine Würde zwischen diesem Paare gefährdet werden könnte. Alle ließen absichtlich die Präfektin und Lucien allein in dem Boudoir. Aber eine Viertelstunde später trat Sixtus, dem die Reden, das Kichern und die Art, wie die Damen sich immer wieder dem Eingang zum Boudoir näherten, mißfielen, mit einer mehr als bekümmerten Miene hinein und fand Lucien und Louise in sehr angeregtem Gespräch.

„Du kennst“, sagte Sixtus seiner Frau ins Ohr, „Angoulême besser als ich, möchtest du dich nicht auf die Frau Präfektin und auf die Regierung besinnen?“ „Mein Lieber,“ sagte Louise und sah ihren verantwortlichen Redakteur mit einem solchen Hochmut von oben bis unten an, daß er zitterte, „ich spreche mit Herrn von Rubempré von Dingen, die wichtig für dich sind. Es handelt sich darum, einen Erfinder zu retten, der zum Opfer der niedrigsten Ränke ausersehen ist, und du mußt uns dabei helfen... Was diese Damen angeht, und was sie von mir denken, so sollst du sehen, was ich tue, damit das Gift auf ihren Zungen gefriert.“

Sie ging, auf Luciens Arm gestützt, aus dem Boudoir und führte ihn zur Unterzeichnung des Ehevertrags. Mit dem ganzen Hochmut der großen Dame rauschte sie an seinem Arm durch den Salon.

„Unterschreiben wir zusammen,“ sagte sie und reichte Lucien die Feder.

Lucien ließ sich von ihr die Stelle zeigen, wo sie unterschreiben würde, damit ihre Unterschriften nebeneinander zu stehen kämen.

„Herr von Senonches, hätten Sie Herrn von Rubempré noch erkannt?“ sagte die Gräfin und zwang den anmaßenden Jägersmann, Lucien zu begrüßen.

Sie führte Lucien in den Salon und veranlaßte ihn, sich zwischen sie und Zéphirine auf das gefürchtete Kanapee in der Mitte des Raumes zu setzen. Dann begann sie, wie eine Königin auf ihrem Thron, zunächst mit leiser Stimme eine lebhafte Unterhaltung, an der sich einige ihrer alten Freunde und mehrere Frauen, die ihr den Hof machten, beteiligten. Bald wurde Lucien der Held eines Kreises, der sich um ihn bildete; die Gräfin brachte ihn auf das Leben von Paris zu sprechen, das er mit unglaublichem Witz satirisch darstellte. Er streute Anekdoten über die Berühmtheiten ein und verteilte richtige Leckerbissen von der Art, auf die die Provinzialen so erpicht sind. Man bewunderte den Geist, wie man vorher den Mann bewundert hatte. Die Frau Gräfin sah so beglückt drein, sie spielte so gut die Frau, die über ihr Werkzeug entzückt ist, sie replizierte ihm so geschickt, sie suchte mit so kompromittierenden Blicken Anerkennung für ihn, daß mehrere Frauen anfangen, in der gleichzeitigen Rückkehr Luciens und Louisens eine tiefe Liebe sehen zu wollen, die über irgendein doppeltes Mißverständnis den Sieg davongetragen hätte. Ein Ärger hätte vielleicht zu der unseligen Heirat mit Châtelet geführt, gegen die jetzt der Rückschlag gekommen wäre.

„Also“, sagte Louise um ein Uhr morgens leise zu Lucien, ehe sie sich erhob, „auf übermorgen. Wollen Sie recht pünktlich sein.“

Die Präfektin verabschiedete sich von Lucien, indem sie ihm überaus freundschaftlich zunickte, und sagte zum Grafen Sixtus, der ihren Hut holte, ein paar Worte.

„Wenn das, was meine Frau mir gesagt hat, wahr ist, lieber Lucien, dann zählen Sie auf mich,“ sagte der Präfekt,

als er später seiner Frau folgte, die, wie es in Paris üblich ist, ohne ihn weggegangen war. „Von heute abend an kann sich Ihr Schwager als frei betrachten.“ „Der Herr Graf ist mir das wohl schuldig,“ erwiderte Lucien lächelnd. „Nun haben wir verspielt,“ sagte Cointet Petit-Claud, der Zeuge dieser Verabschiedung war, ins Ohr.

Petit-Claud war durch Luciens Erfolg wie vor den Kopf gestoßen und durch den Glanz seines Geistes und durch die Anmut, die er entwickelte, geradezu verblüfft. Er sah auf Françoise de la Haye und las auf ihren Mienen die Bewunderung für Lucien; sie schien ihrem Verlobten zu sagen: „Sei wie dein Freund.“

Ein Strahl der Freude zeigte sich auf Petit-Clauds Gesicht.

„Das Diner des Präfekten ist erst übermorgen; wir haben noch einen Tag Zeit, ich bürge für alles.“

„Nun, lieber Freund,“ sagte Lucien um zwei Uhr morgens zu Petit-Claud, als sie zu Fuß nach Hause gingen, „ich kam, sah und siegte! In ein paar Stunden wird Séchard ein glücklicher Mann sein.“ „Nun weiß ich alles, was ich brauche,“ dachte Petit-Claud. „Ich dachte, du wärest bloß ein Dichter, und du bist auch ein Weltmann, das heißt, noch einmal ein Dichter sein,“ antwortete er dann und schüttelte Lucien die Hand — zum letztenmal.

„Liebe Eva,“ sagte Lucien und weckte seine Schwester, „gute Nachricht! In einem Monat hat David keine Schulden mehr!“ „Wieso?“ „Nun, siehst du, Frau du Châtelet trug unter ihrem Kleide meine alte Louise; sie liebt mich mehr als je und läßt durch ihren Mann einen Bericht ans Ministerium über unsere Entdeckung machen! So haben wir also nur noch einen Monat zu leiden, die Zeit, in der ich mich an dem Präfekten rächen und ihn zum glücklichsten Ehemann machen will.“

Eva glaubte, noch zu träumen, als sie ihren Bruder so reden hörte.

„Als ich den kleinen grauen Salon wiedersah, in dem ich vor zwei Jahren wie ein Kind gezittert habe, als ich diese Möbel, die Gemälde und die Gesichter sah, fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Wie Paris einem einen andern Kopf aufsetzt!“ „Ist das ein Glück?“ fragte Eva, die endlich ihren Bruder zu verstehen anfang. „Gute Nacht, du schläfst noch; morgen beim Frühstück reden wir weiter,“ antwortete Lucien. —

Cérizets Plan war überaus einfach. Obwohl er zu dem Rüstzeug gehört, dessen sich die Gerichtsvollzieher in der Provinz bedienen, um ihre Schuldner zu packen, und obwohl sein Erfolg im allgemeinen zweifelhaft ist, mußte er diesmal gelingen: denn er beruhte ebensosehr auf der Kenntnis der Charaktere Luciens und Davids wie auf ihren Hoffnungen. Unter den jungen Arbeiterinnen, deren Don Juan der im Augenblick in außerordentlichen Diensten beschäftigte Faktor der Cointet war, und die er beherrschte, indem er eine gegen die andere ausspielte, befand sich eine Plätterin von Basine Clerget, ein Mädchen, das fast ebenso schön war wie Frau Séchard. Sie hieß Henriette Signol, und ihre Eltern waren kleine Winzer, die auf einem Gut, zwei Meilen von Angoulême, an der Straße nach Saintes wohnten. Die Signol waren, wie alle Landleute, nicht reich genug, um ihr einziges Kind bei sich zu behalten, sie hatten sie also dazu bestimmt, in einen Dienst zu treten, das heißt Zofe zu werden. In der Provinz muß eine Zofe waschen und plätten können. Frau Prieur, deren Nachfolgerin Basine wurde, stand in so gutem Rufe, daß die Signol ihr ihre Tochter in die Lehre gaben und Kost und Logis bezahlten. Frau Prieur war eine von den alten Dienstherrinnen, die in der Provinz an ihren Schutzbefohlenen Mutterstelle vertreten. Sie

lebte mit ihren Lehrmädchen, als ob sie ihre Töchter wären, führte sie zur Kirche und wachte sorgsam über sie. Henriette, eine schöne, schlanke, kräftige Brünnette mit kühnem Blick und starken, langen Haaren, hatte eine lichte Gesichtsfarbe wie die Töchter des Südens, licht wie eine Magnolie. So war Henriette eins der ersten Wäscher mädchen, die Cérizet ins Auge faßte; aber da sie die Tochter ehrbarer Landleute war, ergab sie sich erst, als die Eifersucht, das schlechte Beispiel und das verführerische Wort: ‚Ich heirate dich!‘ das Cérizet ihr gesagt hatte, als er zweiter Faktor bei der Firma Cointet geworden war, sie herumbekommen hatten. Als der Pariser erfuhr, daß die Signol für etliche zehn- bis zwölf tausend Franken Weinberge und ein recht wohnliches Häuschen hatten, beeilte er sich, dafür zu sorgen, daß Henriette nicht die Frau eines anderen werden konnte. So weit war es mit der Liebe der schönen Henriette und dem jungen Cérizet gediehen, als Petit-Claud ihm davon sprach, er sollte Besitzer der Druckerei Séchard werden, wobei er ihm eine Art stille Teilhaberschaft mit einer Beteiligung von zwanzigtausend Franken in Aussicht stellte, die ein Strick werden sollte. Diese Zukunft blendete den Faktor und drehte ihm den Kopf. Fräulein Signol schien ihm für seinen Ehrgeiz ein Hindernis, und er vernachlässigte das arme Kind. Henriette war in Verzweiflung und klammerte sich um so enger an den jungen Faktor der Cointet, als er sie verlassen zu wollen schien. Als der Pariser entdeckte, daß David bei Fräulein Clerget versteckt war, änderte er seine Absichten mit Henriette, aber ohne sein Verhalten zu ändern; denn er nahm sich vor, die Art Wahnsinn, die ein Mädchen befällt, wenn sie, um ihre Schande zu verbergen, ihren Verführer heiraten muß, sich zunutze zu machen. Am Morgen des Tages, an dem Lucien seine Louise wiedererobern sollte, teilte Cérizet Henriette das

Geheimnis Basinens mit und sagte ihr, ihr Glück und ihre Verheiratung hingen von der Entdeckung des Ortes ab, in dem David versteckt war. Nachdem Henriette soweit unterrichtet war, machte es ihr keine Mühe, herauszubekommen, daß der Buchdrucker nur in dem Ankleidezimmer von Fräulein Clerget sein konnte; sie glaubte, nicht im geringsten etwas Schlimmes getan zu haben, als sie sich zu dieser Spionage hergab, aber Cérizet hatte sie mit diesem Anfang der Beihilfe schon in seinen Verrat verwickelt.

Lucien schlief noch, als Cérizet, der das Ergebnis des Abends kennen lernen wollte, bei Petit-Claud den Bericht der wichtigen kleinen Ereignisse vernahm, die Angoulême in Aufruhr bringen mußten.

„Hat Ihnen Lucien seit seiner Rückkehr schon irgend etwas geschrieben?“ fragte der Pariser, der zum Zeichen, daß er mit dem Bericht des Advokaten zufrieden war, mit dem Kopf nickte. „Weiter habe ich nichts,“ erwiderte der Anwalt und gab ihm einen Brief, in dem Lucien auf dem Briefpapier, dessen sich seine Schwester bediente, ein paar Zeilen geschrieben hatte. „Also gut,“ sagte Cérizet, „zehn Minuten vor Sonnenuntergang soll Doublon am Palet-Tor im Hinterhalt liegen, er soll seine Gendarmen verstecken und seine Leute verteilen: sie sollen unsern Mann haben.“ „Bist du der Sache, die nun dir überlassen bleibt, sicher?“ fragte Petit-Claud und sah Cérizet forschend an. „Ich verlasse mich auf den Zufall,“ erwiderte Cérizet mit einem Grinsen, das an die Zeit erinnerte, wo er noch der Pariser Gassenjunge gewesen war; „aber das ist ein komischer Herr, er mag die ehrlichen Leute nicht.“ „Es muß gelingen,“ sagte der Anwalt trocken. „Ich werd es schon recht machen,“ erwiderte Cérizet. „Sie haben mich in diesen Schmutzhaufen gestoßen, Sie können mir schon ein paar Scheine zum

Abtrocknen geben . . . Aber hören Sie,“ sagte der Pariser, der auf dem Gesicht des Advokaten einen Ausdruck wahrnahm, der ihm nicht gefallen wollte, „wenn Sie mich betrogen haben, wenn Sie mir nicht binnen acht Tagen die Druckerei kaufen, wissen Sie, Sie hinterlassen dann eine junge Witwe,“ sagte er leise und warf ihm einen tödlichen Blick zu. „Wenn wir David um sechs Uhr im Gefängnis haben, dann sei um neun Uhr bei Herrn Gannerac, und da wird dein Geschäft in Ordnung gebracht,“ antwortete der Advokat im Tone der Unumstößlichkeit. „Abgemacht. Sie sollen richtig bedient werden, Meister,“ sagte Cérizet.

Cérizet verstand schon die Kunst, die heute die Interessen des Fiskus in Gefahr bringt, aus dem Papier Tinte zu entfernen. Er entfernte die vier Zeilen, die Lucien geschrieben hatte, und schrieb an ihrer Stelle folgende, wobei er die Schrift mit einer Vollendung nachahmte, die ein trostloses Licht auf die Zukunft warf, die diesem Faktor bevorstand:

„Lieber David! Du kannst ohne Furcht zum Präfekten gehen, Deine Sache ist in Ordnung; und überdies kannst Du zu dieser Stunde ausgehen, ich komme Dir entgegen, um Dir zu erklären, wie Du Dich dem Präfekten gegenüber zu verhalten hast.

Dein Bruder

Lucien.“

Gegen zwölf Uhr schrieb Lucien einen Brief an David, in dem er ihm den Erfolg des Abends mitteilte, ihn der Protektion des Präfekten versicherte, der, sagte er, noch heute einen Bericht über die Entdeckung, für die er begeistert sei, ans Ministerium machte. In dem Augenblick, in dem Marion Fräulein Basine unter dem Vorwand, ihr die Hemden Luciens zum Waschen zu geben, diesen Brief brachte, holte Cérizet, dem Petit-Claud gesagt hatte, daß

dieser Brief wahrscheinlich kommen würde, Fräulein Signol ab und ging mit ihr am Ufer der Charente spazieren. Es gab ohne Zweifel einen Kampf, in dem die Ehrenhaftigkeit Henriettens sich lange wehrte, denn der Spaziergang dauerte zwei Stunden. Es stand nicht nur das Interesse eines Kindes, sondern noch eine ganze glückliche Zukunft, ein Vermögen auf dem Spiel; und was Cérizet verlangte, war eine Kleinigkeit; er hütete sich übrigens wohl, ein Wort von dem verlauten zu lassen, was die Kleinigkeit zur Folge haben würde. Nur der außerordentlich hohe Preis, der für diese Kleinigkeit bezahlt werden sollte, schreckte Henriette. Trotzdem setzte es Cérizet schließlich bei seiner Geliebten durch, daß sie sich seinem Kriegsplan zur Verfügung stellte. Um fünf Uhr sollte Henriette weggehen, und bei der Rückkehr sollte sie Fräulein Clerget sagen, Frau Séchard lasse sie bitten, sofort zu ihr zu kommen. Dann sollte sie eine Viertelstunde nach Basinens Weggehen hinaufgehen, an die Kammertür pochen und David den gefälschten Brief von Lucien geben. Was weiter kam, überließ Cérizet dem Zufall.

Zum erstenmal seit über einem Jahre fühlte Eva den eisernen Reif, mit dem die Not sie umklammerte, lockerer werden. Sie hatte endlich Hoffnung. Auch sie wollte nun ihres Bruders froh werden, sich am Arm des Mannes zeigen, der in seiner Vaterstadt gefeiert, von den Frauen angebetet, von der stolzen Gräfin du Châtelet geliebt wurde. Sie zog sich schön an und wollte nach dem Essen am Arm ihres Bruders in Beaulieu spazierengehen. Um diese Stunde ergeht sich da im Monat September ganz Angoulême.

„Oh! da ist ja die schöne Frau Séchard,“ sagten einige Stimmen, als man Eva sah. „Ich hätte das nie von ihr gedacht,“ sagte eine Frau. „Der Mann versteckt sich, die Frau zeigt sich,“ sagte Frau Postel so laut, daß die

arme Frau es hörte. „Oh! gehen wir nach Hause, ich hatte unrecht,“ sagte Eva zu ihrem Bruder.

Einige Minuten nach Sonnenuntergang drang von der Treppe, die nach Houmeau hinabführt, ein Lärm her, wie ihn eine Menschenansammlung hervorbringt. Lucien und seine Schwester wurden neugierig und wandten sich dahin, denn sie hörten, wie einige Menschen, die von Houmeau kamen, so untereinander sprachen, als ob irgendein Verbrechen aufgedeckt worden wäre.

„Wahrscheinlich ist es ein Dieb, den man verhaftet hat ... er ist leichenblaß,“ sagte ein Vorübergehender zu den Geschwistern, als sie zu der immer größer werdenden Menge herzueilten.

Weder Lucien noch seine Schwester hatten die geringste Ahnung. Sie betrachteten die etlichen dreißig Kinder und alten Weiber, die Arbeiter, die von ihrer Werkstatt kamen, wie sie vor den Gendarmen hergingen, deren bunte Hüte aus der Hauptgruppe hervorglänzten. Diese Gruppe, der eine Menge von ungefähr hundert Menschen folgte, näherte sich wie eine Gewitterwolke.

„Ach!“ rief Eva, „mein Mann!“ „David!“ schrie Lucien. „Seine Frau!“ flüsterte die Menge und wich zurück. „Was hat dich dazu gebracht, daß du ausgingst?“ fragte Lucien. „Dein Brief!“ antwortete David, der leichenblaß war. „Ich wußte es!“ rief Eva und fiel ohnmächtig hin.

Lucien richtete seine Schwester auf, und zwei Männer halfen ihm sie nach Hause tragen, wo Marion sie zu Bett brachte. Kolb stürzte fort, um einen Arzt zu holen. Bei der Ankunft des Doktors war Eva noch nicht wieder zu sich gekommen. Lucien mußte jetzt seiner Mutter gestehen, daß er die Schuld an Davids Verhaftung trüge, denn er konnte sich das Mißverständnis, das der falsche Brief hervorgerufen hatte, nicht erklären. Lucien empfing einen flammenden Blick seiner Mutter und sah darin

ihren Fluch, stieg in sein Zimmer hinauf und schloß sich ein.

Wenn man den folgenden Brief liest, den Lucien in der Nacht schrieb, langsam, sich immer wieder unterbrechend, Satz für Satz einzeln hingeworfen, dann versteht man die leidenschaftliche Erschütterung, von der Lucien gepackt war:

„Meine geliebte Schwester!

Wir haben uns jetzt zum letztenmal gesehen. Mein Entschluß ist unwiderruflich. Höre: in vielen Familien gibt es einen Unheilvollen, der für seine Angehörigen wie eine Krankheit ist. So einer bin ich für Euch. Diese Bemerkung stammt nicht von mir, sondern von einem Manne, der viel von der Welt gesehen hat. Wir waren eines Abends in einem Kreis von Freunden im Rocher de Cancale zum Souper. Unter den tausend Späßen, die hin und her gingen, machte dieser Diplomat die Bemerkung, das und das junge Mädchen, von der man sich wunderte, daß sie nicht heiratete, wäre an ihrem Vater erkrankt. Und dann setzte er uns seine Theorie über die Familienkrankheiten auseinander. Er erklärte uns, wie ohne diese Mutter dieses Haus glücklich gewesen wäre, wie jener Sohn seinen Vater zugrunde gerichtet hätte, wie wiederum ein Vater die Zukunft und das Ansehen seiner Kinder zerstört hätte. Obwohl dieses Gesellschaftsprinzip lachend verfochten wurde, war es doch binnen zehn Minuten mit so vielen Beispielen belegt, daß ich betroffen war. Diese Wahrheit entschädigte für all die verrückten, aber witzig bewiesenen Paradoxe, mit denen die Journalisten sich untereinander amüsieren, wenn sich niemand findet, der mystifiziert werden kann. Ich nun bin das Unheil unserer Familie. Mein Herz ist voller Zärtlichkeit, aber was ich tue, ist die Tat eines Feindes. Auf all Eure Opfer habe ich mit Schlimmem erwidert. Der letzte Streich ist.

obwohl er unwillkürlich geschah, der grausamste von allen. Während ich in Paris ein würdeloses Leben voller Genuß und Elend führte, während ich die Clique für Freundschaft nahm, wahrhafte Freunde für Menschen aufgab, die mich ausbeuten wollten und mußten, während ich Euch vergaß und mich nur an Euch erinnerte, um Euch Kummer zu machen, verfolgtet Ihr den bescheidenen Weg der Arbeit und ginget mit Mühen, aber sicher, dem Glück entgegen, das ich so rasend erobern wollte. Während Ihr besser wurdet, brachte ich ein Element des Unheils in mein Leben. Ja, ich habe maßlosen Ehrgeiz, der mich hindert, mich in ein bescheidenes Leben zu fügen. Ich habe Neigungen und Gelüste, und die Erinnerung an das, was ich genossen habe, vergiftet mir die Freuden, die für mich erreichbar sind, und die mich früher befriedigt hätten. O, geliebte Eva, ich beurteile mich strenger als irgendwer. Denn ich verdamme mich ganz und gar und ohne Gnade. Der Kampf in Paris verlangt eine anhaltende Kraft, und mein Wille funktioniert nur im Übermaß, mein Hirn setzt manchmal aus. Die Zukunft schreckt mich so, daß ich keine will, und die Gegenwart ist mir unerträglich. Ich habe Euch wiedersehen wollen, ich hätte besser getan, meine Heimat für immer zu meiden. Aber die Verbannung ohne Existenzmittel wäre eine Torheit, und ich werde sie nicht zu all den andern hinzufügen. Der Tod scheint mir besser als ein verpfushtes Leben; und in welcher Lage ich mich auch denke, meine maßlose Eitelkeit müßte mich immer zu Torheiten bringen. Manche Menschen sind wie Nullen, sie brauchen eine Zahl, die vor ihnen steht, und ihr Nichts erlangt dann zehnfachen Wert. Ich könnte nur durch eine Verheiratung mit einem starken, unbarmherzigen Willen Wert erlangen. Frau von Bargeton wäre meine Frau geworden und wäre die rechte gewesen; ich habe mein Leben verpfuscht, als

ich Coralie nicht um ihretwillen verließ. David und Du, Ihr könntet treffliche Lotsen für mich sein; aber Ihr seid nicht stark genug, um meine Schwäche zu zwingen, die sich bis zu einem gewissen Punkte gegen die Herrschaft auflehnt. Ich liebe ein leichtes Leben ohne Sorgen; und wenn es gilt, eine Widerwärtigkeit loszuwerden, bin ich von einer Erbärmlichkeit, die mich weit führen kann. Ich bin zum Prinzen geboren. Mein Geist hat mehr Gewandtheit, als man braucht, um ans Ziel zu kommen. Aber ich habe ihn immer nur einen Augenblick lang, und der Preis in einer Rennbahn, in der so viele Ehrgeizige laufen, gehört dem, der nur so viel Geist anwendet, wie nötig ist, und am Ende des Tages immer noch etwas übrig hat. Ich täte das Schlimme, wie ich es hier getan habe, mit den besten Absichten von der Welt. Es gibt Menschen wie Eichbäume; ich bin vielleicht nur eine elegante Staude und mache den Anspruch, eine Zeder zu sein. Hier hast Du meine Bilanz und meine Bankrotterklärung. Dieses Mißverhältnis zwischen Können und Wollen, dieser Mangel an Gleichgewicht wird immer mein Ringen vergeblich machen. Es gibt in der Klasse der Intellektuellen viele solche Charaktere: es ist ein dauerndes Mißverhältnis zwischen dem Geist und dem Charakter, dem Wollen und dem Begehren. Was wäre mein Schicksal? Ich kann es voraussehen, wenn ich mich an einige alte Pariser Berühmtheiten erinnere, die ich in völliger Vergessenheit gesehen habe. Kaum an der Schwelle des Alters, wäre ich älter als meine Jahre, ohne Glück und ohne Ansehen. Mein ganzes jetziges Sein wendet sich von einem solchen Alter mit Entsetzen ab; ich will nicht ein weggeworfener Lumpen der Gesellschaft sein. Liebe Schwester, die ich wegen Deiner Härte der letzten Zeit ebenso lieb habe wie für die früheren Zärtlichkeiten, wenn wir die Freude, die mir das Wiedersehen mit Dir gemacht hat, teuer bezahlt haben, dann

werdet Ihr, Du und David, später vielleicht denken, daß kein Preis für die letzten Freuden eines armen Burschen, der Euch lieb hatte, zu hoch war! ... Stellt keine Nachforschungen nach mir an, sucht nicht zu erfahren, wohin ich gekommen bin: zum mindesten soll mein Geist mir bei der Ausführung meines Willens dienen. Die Entsagung, geliebte Schwester, ist ein täglicher Selbstmord; ich aber habe nur Entsagung für einen Tag, ich will sie heute üben ...

Zwei Uhr.

Ja, ich bin fest entschlossen. Lebwohl also für immer, geliebte Eva. Ich verspüre eine sanfte Freude bei dem Gedanken, von jetzt ab nur noch in Euren Herzen zu leben. Da wird mein Grab sein ... ich will kein anderes. Noch einmal, lebwohl! Es ist das letzte von Deinem Bruder

Lucien.“

Nachdem Lucien diesen Brief geschrieben hatte, stieg er geräuschlos die Treppe hinunter, legte ihn auf die Wiege seines Neffen, drückte auf die Stirn seiner schlafenden Schwester einen letzten Kuß, auf den seine Tränen fielen, und ging. Es dämmerte; er löschte seine Kerze, sah das alte Haus noch ein letztes Mal an und öffnete sehr leise die Haustür; aber trotz seiner Vorsicht weckte er Kolb, der auf einer Matratze auf dem Fußboden der Werkstatt schlief.

„Wer geht da?“ rief Kolb. „Ich bin es,“ erwiderte Lucien. „Ich gehe fort, Kolb.“ „Sie hätten besser getan, niemals zu kommen,“ sagte Kolb für sich, aber laut genug, daß Lucien es hörte. „Ich hätte wohl getan, nie zur Welt zu kommen,“ antwortete Lucien. „Lebwohl, Kolb, ich bin dir wegen eines Gedankens nicht böse, den ich selbst hege. Sage David, meine letzte Regung sei mein Bedauern gewesen, ihn nicht umarmen zu können.“

Als der Elsässer aufgestanden und angezogen war, hatte Lucien die Haustür geschlossen. Er stieg über die Beaulieu-Promenade zum Ufer der Charente hinab, aber wie wenn er zu einem Fest ginge, denn er hatte sich aus seinem Pariser Anzug und seiner reizenden Stutzerrüstung das Leichentuch gemacht. Kolb war über Luciens Ton und seine letzten Worte betroffen und wollte fragen, ob seine Herrin von der Abreise ihres Bruders Kenntnis und ob sie sich von ihm verabschiedet hatte; aber als er merkte, daß im ganzen Hause tiefes Schweigen herrschte, dachte er, diese Abreise wäre ohne Frage verabredet worden, und legte sich wieder hin.

Man hat, wenn man den Ernst des Gegenstandes bedenkt, sehr wenig über den Selbstmord geschrieben, man hat ihn nicht beobachtet. Vielleicht entzieht sich diese Krankheit der Beobachtung. Der Selbstmord ist die Wirkung eines Gefühls, das man, wenn man will, die Achtung vor sich selbst nennen kann, um es nicht mit dem Wort Ehre zu verwechseln. An dem Tage, wo der Mensch sich verachtet, an dem Tage, wo er sich verachtet sieht, in dem Augenblick, wo die Wirklichkeit des Lebens nicht mehr mit seinen Hoffnungen übereinstimmt, tötet er sich und huldigt damit der Gesellschaft, in der er, seiner Tugenden oder seines Glanzes entkleidet, nicht bleiben will. Man mag darüber sagen, was man will, unter den Atheisten — der Christ begeht keinen Selbstmord — ertragen nur die Feiglinge ein schimpfliches Leben. Es gibt dreierlei Arten Selbstmord: zunächst den Selbstmord, der nur der letzte Anfall einer langen Krankheit ist, und der sicher ins Bereich der Pathologie gehört; dann den Selbstmord aus Verzweiflung und schließlich den Selbstmord aus Überlegung. Lucien wollte sich aus Verzweiflung und aus Überlegung töten, das sind die zwei Arten, von denen man zurückkommen kann; denn unwiderruflich ist nur

der pathologische Selbstmord; aber oft treffen sich die drei Ursachen vereint wie bei Jean Jacques Rousseau. Nachdem Lucien seinen Entschluß einmal gefaßt hatte, fing er an, die Art der Ausführung zu überlegen. Der Dichter wollte ein poetisches Ende haben. Er hatte anfangs vorgehabt, sich ganz einfach in die Charente zu werfen; aber als er zum letztenmal die Stufen von Beaulieu hinabstieg, hörte er im voraus den Skandal, den sein Selbstmord machen würde, sah er das scheußliche Bild seiner entstellten Leiche, die wieder aus dem Wasser hochgekommen wäre und Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung bildete: er hatte, wie manche Selbstmörder, eine posthume Eitelkeit. An dem Tage, den er in der Mühle von Courtois verbracht hatte, war er den Fluß entlang gewandelt und hatte nicht weit von der Mühle eine der runden, seeartigen Wasserflächen bemerkt, wie sie sich bei kurzen Wasserläufen finden, deren ruhige Oberfläche eine außerordentliche Tiefe anzeigt. Das Wasser ist nicht mehr grün oder blau, oder licht oder gelb: es ist wie ein Spiegel aus glänzendem Stahl. An den Ufern dieser Ausbuchtung wuchsen keine Schwertlilien und blauen Blumen mehr, die breiten Blätter der Seerose waren nicht mehr auf dem Wasser zu sehen; das Gras auf der Böschung war kurz und dicht, und malerisch standen hier und da Gruppen von Trauerweiden. Man ahnte, es war da eine furchtbar tiefe Wasserschlucht. Wer den Mut hatte, seine Taschen mit Steinen zu füllen, mußte dort unausbleiblich den Tod finden und konnte nie wieder gefunden werden.

Als der Dichter diese reizende Landschaft bewundert hatte, hatte er sich gesagt: ‚Das ist ein Ort, der einem Lust macht, sich zu ertränken.‘

Diese Erinnerung kam ihm in dem Augenblick, wo er Houmeau erreicht hatte. Er wandelte also nach Marsac, überließ sich seinen letzten düsteren Gedanken und war

fest entschlossen, auf diese Weise das Geheimnis seines Todes zu schützen, nicht Gegenstand einer Untersuchung zu werden, nicht bestattet zu werden, nicht in dem furchtbaren Zustande gesehen werden zu wollen, in dem die Ertrunkenen sind, wenn sie wieder auf die Oberfläche des Wassers kommen. Er gelangte bald zum Fuß eines der Hügel, die man auf den Straßen Frankreichs und besonders zwischen Angoulême und Poitiers so häufig trifft. Der Postwagen von Bordeaux nach Paris kam schnell herangefahren, die Reisenden würden ohne Frage aussteigen, um diese lange Erhebung zu Fuß hinaufzugehen. Lucien, der nicht gesehen sein wollte, schlug einen kleinen Kreuzweg ein und pflückte in einem Weinberg Blumen. Als er wieder auf die Landstraße zurückkehrte, hielt er einen großen Strauß Mauerpfeffer in der Hand, die gelbe Blume, die auf dem steinigen Grund der Weingärten wächst. Unmittelbar vor ihm ging ein Reisender, der ganz in Schwarz gekleidet war. Seine Haare waren gepudert, an den Schuhen trug er silberne Schnallen. Sein Gesicht war braun und war so mit Narben bedeckt, als wenn er als Kind ins Feuer gefallen wäre. Dieser Reisende, der so offenbar wie ein Geistlicher aussah, ging langsam und rauchte eine Zigarre. Als der Unbekannte Lucien hörte, wie er von dem Weinberg auf die Straße herabsprang, drehte er sich um und schien von der tief melancholischen Schönheit des Dichters, seinem symbolischen Strauß und seiner eleganten Kleidung wie ergriffen zu sein. Dieser Reisende glich einem Jäger, der eine lange und vergebens gesuchte Beute findet. Er ließ, um es seemännisch auszudrücken, Lucien zu sich heransegeln und ging langsamer, wobei er so tat, als ob er den Abhang des Hügel betrachtete. Lucien, der auch hinblickte, sah dort eine kleine, mit zwei Pferden bespannte Kalesche und einen Postillon zu Fuß.

„Sie haben den Postwagen fortfahren lassen, Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie nicht in meine Kalesche steigen wollen, um ihn einzuholen; wir fahren schneller als der Postwagen,“ sagte der Reisende zu Lucien. Er sprach diese Worte mit einem unverkennbaren spanischen Akzent und brachte dieses Anerbieten mit außerordentlicher Freundlichkeit vor.

Ohne Luciens Antwort abzuwarten, zog der Spanier ein Zigarrenetui aus der Tasche und hielt es Lucien geöffnet hin, damit er sich eine Zigarre nähme.

„Ich bin kein Reisender,“ erwiderte Lucien, „und bin zu nahe am Ziel meines Weges, um mir das Vergnügen des Rauchens zu gestatten.“ „Sie sind sehr streng gegen sich,“ versetzte der Spanier; „obwohl ich Domherr der Kathedrale von Toledo bin, genehmige ich mir von Zeit zu Zeit eine kleine Zigarre. Gott hat uns den Tabak gegeben, damit wir unsere Leidenschaften und unsere Schmerzen einschläfern. Sie scheinen mir Kummer zu haben, wenigstens tragen Sie das Zeichen des Kummers in der Hand wie der traurige Gott der Ehe. Nehmen Sie ... all Ihr Kummer wird mit dem Rauche verwehen.“ Und der Priester streckte noch einmal sein aus Stroh geflochtenes Etui verführerisch hin, wobei er Lucien einen teilnehmenden Blick zuwarf. „Verzeihen Sie, ehrwürdiger Vater,“ versetzte Lucien hart, „Zigarren können meinen Kummer nicht verscheuchen,“ und während er das sagte, traten Tränen in seine Augen. „Oh! junger Mann, war es also die göttliche Vorsehung, die mir den Wunsch eingab, mit einer kleinen Fußwanderung den Schlaf abzuschütteln, der am Morgen alle Reisenden befällt, damit ich Ihnen Trost bringen und so meine Aufgabe hienieden erfüllen könnte? Und was für einen großen Kummer können Sie in Ihren Jahren haben?“ „Ihr Trost, ehrwürdiger Vater, wäre sehr unnütz: Sie sind Spanier, ich bin Franzose;

Sie glauben an die Gebote der Kirche, ich bin Atheist . . .“
„Santa Virgen del Pilar! Sie sind Atheist!“ rief der
Priester und legte mit mütterlicher Zärtlichkeit seinen
Arm auf den Luciens. „Wahrhaftig! Das ist eine der
Sehenswürdigkeiten, die ich in Paris aufsuchen wollte.
Wir in Spanien glauben nicht an die Atheisten. Nur in
Frankreich kann man mit neunzehn Jahren solche An-
schauungen haben.“ „Oh! ich bin ein völliger Atheist; ich
glaube weder an Gott noch an die Gesellschaft noch an
das Glück. Sehen Sie mich wohl an; in ein paar Stunden
bin ich nicht mehr . . . Diese Sonne ist die letzte, die
ich sehe!“ sagte Lucien pathetisch und wies auf den
Himmel. „Wie! was haben Sie getan, um sterben zu
müssen. Wer hat Sie zum Tode verurteilt?“ „Das oberste
Gericht, ich selbst!“ „Kind,“ rief der Priester, „haben
Sie einen Menschen getötet? Wartet das Schafott auf
Sie? Überlegen wir ein bißchen. Wenn Sie, wie Sie es
nennen, ins Nichts zurückkehren wollen, dann ist Ihnen
wohl alles auf Erden gleichgültig?“

Lucien nickte zum Zeichen der Zustimmung.

„Dann können Sie mir also erzählen, was Sie quält?
Es handelt sich gewiß um eine Liebschaft, die Ihnen
Kummer macht?“

Lucien zuckte mit bezeichnender Gebärde mit den
Schultern.

„Sie wollen sich töten, um der Schande zu entgehen
oder weil Sie am Leben verzweifeln? Schön. Sie können
sich ebensogut in Poitiers töten wie in Angoulême, und in
Tours ebensogut wie in Poitiers. Der Flugsand der Loire
gibt seine Opfer nicht wieder her . . .“ „Nein, ehrwürdi-
ger Vater,“ antwortete Lucien, „ich habe schon meinen
Platz. Vor zwanzig Tagen habe ich das entzückendste
Ufer gesehen, von dem aus ein Mensch, der dieser Welt
überdrüssig ist, in die andere Welt fahren kann . . .“

„Eine andere Welt? Sie sind kein Atheist.“ „Oh! was ich mit der andern Welt meine, ist meine künftige Verwandlung in ein tierisches oder pflanzliches Leben ...“ „Haben Sie eine unheilbare Krankheit?“ „Ja, ehrwürdiger Vater.“ „Ah, da haben wir's,“ rief der Priester, „und welche?“ „Die Armut.“

Der Priester sah Lucien lächelnd an und sagte zu ihm überaus anmutig und mit einem fast ironischen Lächeln:

„Der Diamant kennt seinen Wert nicht.“ „Nur ein Priester kann einem armen Menschen, der in den Tod gehen will, noch schmeicheln!“ rief Lucien. „Sie werden nicht sterben,“ sagte der Priester in entschiedenem Tone. „Ich habe wohl sagen hören,“ versetzte Lucien, „daß man die Menschen auf der Landstraße ausgeplündert hat, ich wußte nicht, daß man sie reicher machte.“ „Sie sollen es erfahren,“ erwiderte der Priester, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Wagen noch weit genug weg war, daß sie noch einige Schritte allein gehen konnten. „Hören Sie mich,“ sagte der Priester und kaute an seiner Zigarre, „Ihre Armut wäre kein Grund, zu sterben. Ich brauche einen Sekretär, der meine ist vor kurzem in Barcelona gestorben. Ich bin in der Lage, in der der Baron von Görtz war, der berühmte Minister Karls XII., der, als er nach Schweden reiste, wie ich nach Paris reise, in einer kleinen Stadt ohne Sekretär ankam. Der Baron traf den Sohn eines Goldschmieds, der durch eine Schönheit sich auszeichnete, die der Ihrigen gewiß nicht gleichkam ... Der Baron von Görtz findet in dem jungen Menschen Intelligenz, wie ich finde, daß Ihnen die Poesie auf der Stirn geschrieben steht; er nimmt ihn in seinen Wagen, wie ich Sie in den meinen nehmen werde; und aus diesem jungen Menschen, der bisher dazu verdammt gewesen war, in einer kleinen Provinzstadt, wie Angoulême

es ist, Bestecke zu polieren und Schmucksachen herzustellen, macht er seinen Günstling, wie Sie der meine sein sollen. In Stockholm angelangt, setzt er seinen Sekretär an die Arbeit und gibt ihm furchtbar viel zu tun. Der junge Sekretär verbringt die Nächte mit Schreiben; und wie alle, die stark arbeiten, nimmt er eine Gewohnheit an: er fängt an, Papier zu kauen. Der verstorbene Herr von Malesherbes hatte die Gewohnheit, den Leuten brennendes Papier unter die Nase zu halten, und er tat das, nebenbei bemerkt, auch mit einer gewissen Persönlichkeit, deren Prozeß von seinem Berichte abhing. Unser schöner junger Mann fängt mit unbeschriebenem Papier an, aber er gewöhnt sich daran und geht bald zu beschriebenem Papier über, das er schmackhafter findet. Man rauchte damals noch nicht. Endlich kommt unser junger Mann immer mehr auf den Geschmack und fängt an, Pergamente zu zerkauen und sie zu essen. Man beschäftigte sich damals mit einem Friedensvertrag zwischen Rußland und Schweden, den die Stände Karl XII. auferlegen wollten, wie man 1814 Napoleon zwingen wollte, Frieden zu schließen. Die Grundlage der Verhandlungen war der Vertrag, den die zwei Mächte über Finnland abgeschlossen hatten. Görtz vertraut seinem Sekretär das Original an; aber als es so weit ist, den Plan den Ständen vorzulegen, ergibt sich die kleine Schwierigkeit, daß der Vertrag nicht zu finden ist. Die Stände kommen auf die Vermutung, der Minister habe dieses Stück, um den Leidenschaften des Königs dienstbar zu sein, verschwinden lassen wollen. Der Baron von Görtz wird angeklagt und sein Sekretär gesteht jetzt, den Vertrag aufgeessen zu haben. Man strengt einen Prozeß an, die Tatsache wird bewiesen, der Sekretär wird zum Tode verurteilt. Aber da Sie noch nicht so weit halten, nehmen Sie eine Zigarre und rauchen Sie sie, bis unsere Kalesche kommt.“

Lucien nahm eine Zigarre und steckte sie, wie man das in Spanien tut, an der Zigarre des Priesters an. Er sagte sich: „Er hat recht, ich habe immer noch Zeit, mich zu töten.“

„Es trifft sich oft,“ fuhr der Spanier fort, „daß in dem Augenblick, wo die jungen Leute am meisten an ihrer Zukunft verzweifeln, ihr Glück beginnt. Das wollte ich Ihnen sagen, ich zeigte es Ihnen lieber an einem Beispiel. Der schöne Sekretär, der zum Tode verurteilt war, war in einer um so verzweifelteren Lage, als der König von Schweden ihn nicht begnadigen konnte, weil sein Urteil von den schwedischen Ständen gesprochen worden war; aber er drückte ein Auge zu und ließ ihn entfliehen. Der hübsche junge Sekretär rettet sich mit ein paar Talern in der Tasche und kommt an den Hof von Kurland. Görtz hatte ihn dem Herzog empfohlen und ihm das Abenteuer und die Manie seines Schützlings auseinandergesetzt. Der Herzog bringt den schönen Jungen als Sekretär bei seinem Intendanten unter. Der Herzog war ein Verschwender, hatte eine hübsche Frau und einen Intendanten, das sind drei Gründe zum Ruin. Wenn Sie glauben, der hübsche Mensch, der zum Tode verurteilt worden war, weil er den finnländischen Vertrag aufgeessen hatte, habe seine perverse Neigung aufgegeben, dann wissen Sie nichts von der Herrschaft des Lasters über den Menschen; die Todesstrafe hält es nicht auf, wenn es sich um einen Genuß handelt, den es sich geschaffen hat! Woher kommt diese Herrschaft des Lasters? Ist sie eine Macht, die ihm eigen ist, oder kommt sie von der menschlichen Schwäche? Gibt es Neigungen, die an der Grenze des Wahnsinns wohnen? Ich kann mich des Lachens über die Moralisten nicht erwehren, die solche Krankheiten mit schönen Worten bekämpfen wollen! . . . Es gab einen Moment, in dem der Herzog, der erschreckt darüber war, daß sein Ver-

walter ihm ein Ersuchen um Geld abschlägig beschiedener hatte, Abrechnung verlangte, — was eine Dummheit war! Es gibt nichts Leichteres, als eine Rechnung zu schreiben; das macht nie eine Schwierigkeit. Der Verwalter übergab seinem Sekretär alle Stücke, damit er eine Aufstellung über die Zivilliste von Kurland machen sollte. Mitten in der Nacht, als er dabei war, seine Arbeit fertig zu machen, merkt unser kleiner Papieresser, daß er eine Quittung des Herzogs über eine beträchtliche Summe zerkaut: die Angst packt ihn, mitten in der Unterschrift hält er inne, er läuft tief in der Nacht zur Herzogin, wirft sich ihr zu Füßen, erklärt ihr seine Manie, fleht den Schutz seiner Fürstin an und fleht und fleht mitten in der Nacht. Die Schönheit des jungen Sekretärs machte einen solchen Eindruck auf diese Frau, daß sie ihn, als sie Witwe geworden war, heiratete. So wurde im achtzehnten Jahrhundert in einem Lande, wo der Adel regierte, ein Goldschmiedssohn souveräner Fürst . . . Und er ist noch Besseres geworden! Er war beim Tode der ersten Katharina Regent, er beherrschte die Kaiserin Anna und wollte der Richelieu Rußlands sein. Und nun, junger Mann, hören Sie, was ich sage: Sie sind schöner als Biron, und ich bin, obwohl ich ein einfacher Domherr bin, viel mehr wert als der Baron von Görtz. Also steigen Sie ein! Wir finden für Sie in Paris ein Herzogtum Kurland, und in Ermangelung des Herzogtums werden wir ganz sicher die Herzogin finden.“

Der Spanier unterstützte Lucien und zwang ihn buchstäblich, in seinen Wagen zu steigen, worauf der Postillon den Schlag zuwarf.

„Jetzt reden Sie, ich höre zu,“ sagte der Domherr von Toledo zu dem verblüfften Lucien. „Ich bin ein alter Priester, dem Sie ohne Gefahr alles sagen können. Sie haben ohne Zweifel noch nichts aufgegessen als Ihr väter-

liches Erbe oder das Geld der Frau Mama. Wir sind heimlich durchgebrannt und haben Ehre bis in die Spitzen unserer reizenden kleinen Stiefelchen . . . Also los, beichten Sie keck, es wird genau so sein, wie wenn Sie mit sich selbst sprechen.“

Lucien befand sich in der Lage jenes Fischers aus — ich weiß nicht mehr welchem arabischen Märchen, der sich im Meere ertränken will und in unterseeische Länder fällt und dort König wird. Der spanische Priester schien so wahrhaft liebevoll, daß der Dichter nicht zögerte, ihm sein Herz zu eröffnen: er erzählte ihm also zwischen Angoulême und Ruffec sein ganzes Leben, ließ keine seiner Verfehlungen aus und schloß mit dem letzten Unheil, an dem er schuld war. In dem Augenblick, wo er mit diesem Bericht fertig war, den er um so poetischer vorbrachte, als er ihn seit vierzehn Tagen schon zum drittenmal machte, fuhr der Wagen an der Stelle vorbei, wo sich an der Straße, in der Nähe von Ruffec, die Besitzung der Familie Rastignac befindet, bei deren Namen, als Lucien ihn zum erstenmal nannte, der Spanier eine Bewegung gemacht hatte.

„Von hier“, sagte er, „ist der junge Rastignac ausgegangen, der sicher weniger taugt als ich, der aber mehr Glück gehabt hat.“ „Ah!“ „Ja, dieser armselige Edelfhof ist das Haus seines Vaters. Er ist, wie ich Ihnen sagte, der Geliebte der Frau von Nucingen geworden, der Frau des berühmten Bankiers. Ich habe mich der Poesie überlassen; er war geschickter und hat sich ans Positive gehalten.“

Der Priester ließ seine Kalesche halten, er wollte aus Neugier die kleine Allee hinaufgehen, die von der Straße zu dem Hause führte, und betrachtete alles mit mehr Interesse, als Lucien von einem spanischen Priester erwartet hatte.

„Sie kennen also die Rastignac?“ fragte ihn Lucien. „Ich kenne ganz Paris,“ sagte der Spanier und stieg wieder in seinen Wagen. „Also weil Ihnen zehn- oder zwölftausend Franken fehlten, wollten Sie sich töten? Sie sind ein Kind, Sie kennen weder die Menschen noch die Dinge. Ein Schicksal ist soviel wert, als der Mensch es schätzt; und Sie veranschlagen Ihre Zukunft nur auf zwölftausend Franken. Schön, ich kaufe Sie sofort. Was die Gefangensetzung Ihres Schwagers angeht, so ist das eine Lappalie. Wenn der gute Herr Séchard eine Entdeckung gemacht hat, so wird er reich werden. Wer reich ist, ist nie in Schuldhafte gewesen. Sie scheinen mir nicht stark in der Geschichte zu sein. Es gibt zweierlei Geschichte: die offizielle, verlogene Geschichte, die man lehrt, die Geschichte ad usum delphini; dann die geheime Geschichte, die die wirklichen Zusammenhänge der Geschehnisse berichtet, eine schmachvolle Geschichte. Lassen Sie mich Ihnen in Kürze ein anderes Histörchen erzählen, das Sie nicht kennen: Ein ehrgeiziger junger Priester will in den öffentlichen Dienst treten, er kriecht vor dem Günstling, dem Günstling einer Königin; der Günstling interessiert sich für den Priester und verschafft ihm den Rang eines Ministers und Sitz im Staatsrat. Eines Abends schreibt einer der Menschen, die einen Dienst zu erweisen glauben — erweisen Sie nie einen Dienst, den man nicht von Ihnen begehrt! —, dem jungen Ehrgeizigen, das Leben seines Wohltäters sei bedroht. Der König ist wütend geworden, daß er einen Herrn hat; morgen soll der Günstling, wenn er sich in den Palast begibt, getötet werden. Nun, junger Mann, was hätten Sie nach Empfang dieses Briefes getan?“ „Ich hätte auf der Stelle meinen Wohltäter gewarnt!“ rief Lucien lebhaft. „Sie sind noch ganz das Kind, das aus der Erzählung von Ihrem Leben spricht,“ erwiderte der Priester. „Unser Mann sagte sich: ,Wenn der König

bis zum Verbrechen geht, ist mein Wohltäter verloren; ich muß diesen Brief zu spät bekommen haben!“ Und er schlief bis zu der Stunde, wo man den Günstling getötet hatte ...“ „Das ist ein Ungeheuer,“ sagte Lucien, der den Priester im Verdacht hatte, er wollte ihn auf die Probe stellen. „Alle großen Menschen sind Ungeheuer; dieser war der Kardinal von Richelieu,“ erwiderte der Domherr, „und sein Wohltäter war der Marschall von Ancre. Sie sehen, Sie kennen Ihre französische Geschichte nicht. Hatte ich nicht recht, als ich Ihnen sagte, daß die Geschichte, welche man in den Gymnasien lehrt, eine dazu noch überaus zweifelhafte Sammlung von Daten und Tatsachen ist, aber nicht den geringsten Sinn hat? Was nützt es Ihnen, daß Sie wissen, daß es eine Jeanne d’Arc gegeben hat? Haben Sie je den Schluß daraus gezogen, daß, wenn Frankreich damals die Anjou-Linie der Plantagenet akzeptiert hätte, die zwei vereinigten Völker heute die Herrschaft über die Welt hätten, und daß die zwei Inseln, wo die politischen Unruhen des Kontinents geschmiedet werden, zwei französische Provinzen wären?... Oder haben Sie erforscht, mit welchen Mitteln die Medici, einfache Kaufleute, dazu gelangt sind, Großherzoge von Toskana zu werden?“ „Ein Dichter“, erwiderte Lucien, „ist in Frankreich nicht verpflichtet, so gelehrt wie ein Benediktiner zu sein.“ „Nun, junger Mann, sie sind Großherzoge geworden, wie Richelieu Minister wurde. Hätten Sie in der Geschichte die menschlichen Ursachen der Ereignisse gesucht, anstatt die Etiketten auswendig zu lernen, dann hätten Sie daraus Lehren für Ihre Lebensführung gezogen. Aus dem, was ich hier aus der Sammlung der wirklichen Tatsachen beliebig herausgegriffen habe, ergibt sich das Gesetz: Sehen Sie in den Menschen und insbesondere in den Frauen nur Werkzeuge; aber sorgen Sie dafür, daß sie es nicht merken. Verehren Sie den

wie einen Gott, der höher gestellt ist als Sie und Ihnen nützlich sein kann, und verlassen Sie ihn erst, wenn er Ihre Demut sehr teuer bezahlt hat. Im Verkehr mit der Welt seien Sie gierig wie ein Jude und so niedrig wie er: tun Sie um der Macht willen alles, was er um des Geldes willen tut. Aber ebenso kümmern Sie sich um einen Menschen, der gefallen ist, nicht mehr; als ob er niemals existiert hätte. Wissen Sie, warum Sie sich so benehmen sollen? Sie wollen die Welt beherrschen, nicht wahr? Sie müssen damit anfangen, der Welt zu gehorchen und sie gut zu studieren. Die Gelehrten studieren die Bücher, die Politiker studieren die Menschen: ihre Interessen, die treibenden Ursachen ihrer Handlungen. Die Welt nun, die Gesellschaft, die Menschen als Ganzes genommen sind Fatalisten: sie beten die Tatsachen an. Wissen Sie, warum ich Ihnen diesen kleinen Geschichtsvortrag halte? Es geschieht darum, weil ich Sie für maßlos ehrgeizig halte.“ „Ja, ehrwürdiger Vater!“ „Ich habe es wohl gesehen,“ fuhr der Domherr fort. „Aber in diesem Augenblick sagen Sie sich: ‚Dieser spanische Domherr erfindet Anekdoten und plündert die Geschichte, um mir zu beweisen, daß ich zu tugendhaft bin ...‘“

Lucien lächelte, als er seine Gedanken so gut erraten sah.

„Nun also, junger Mann, nehmen wir Tatsachen, die ganz banal geworden sind,“ sagte der Priester. „Eines Tages ist Frankreich von den Engländern fast erobert worden, der König hat nur noch eine Provinz. Aus der Tiefe des Volkes erheben sich zwei Gestalten: ein armes junges Mädchen, eben die Jeanne d'Arc, von der wir sprachen; und zweitens ein Bürgersmann namens Jacques Coeur. Die eine leiht ihren Arm und den Nimbus ihrer Jungfräulichkeit, der andere gibt sein Gold: das Königreich ist gerettet. Aber das Mädchen ist gefangen! Der König, der sie auslösen kann, läßt sie lebendig verbrennen.“

Den heldenhaften Bürger läßt der König von seinen Höflingen, die es nach seinem Reichtum gelüftet, der schwersten Verbrechen bezichtigen. Die Beute des Unglücklichen, der von der Justiz gehetzt, umstellt und niedergeworfen wird, bereichert fünf Adelshäuser . . . Und der Vater des Erzbischofs von Bourges verläßt das Reich, um nie wieder zurückzukehren, nimmt von seinen Besitzungen in Frankreich keinen Heller mit und hat für sich weiter kein Geld, als was er den Arabern und Sarazenen in Ägypten anvertraut hatte. Sie können immer noch sagen: „Diese Beispiele sind sehr alt, seit all diesen Undankbarkeiten hatten wir dreihundert Jahre öffentlichen Unterrichts, und die Gestalten jenes Zeitalters sind für uns Fabelwesen.“ Nun, junger Mann, glauben Sie an den letzten Halbgott Frankreichs, an Napoleon? Einer seiner Generale stand bei ihm in Ungnade, er hat ihn nur unwillig zum Marschall gemacht, nie hat er sich seiner gern bedient. Dieser Marschall heißt Kellermann. Wissen Sie, warum? Kellermann hat Frankreich und den ersten Konsul bei Marengo durch einen kühnen Angriff, der inmitten von Blut und Feuer bejubelt wurde, gerettet. In dem Bulletin war von diesem heldenhaften Angriff nicht mit einem Wort die Rede. Die Ursache von Napoleons Kälte gegen Kellermann ist auch die Ursache der Ungnade von Foucher und dem Fürsten von Talleyrand: es ist die Undankbarkeit des Königs Karl VII., Richelieus, die Undankbarkeit . . .“ „Aber, ehrwürdiger Vater, vorausgesetzt, daß Sie mir das Leben retten und daß Sie mein Glück begründen,“ sagte Lucien, „machen Sie mir mit diesen Gründen die Dankbarkeit sehr leicht.“ „Kleiner Schlingel,“ sagte der Abbé lächelnd und zog Lucien mit einer fast königlichen Vertraulichkeit am Ohr, „wenn Sie undankbar gegen mich wären, dann wären Sie ein starker Mann, und ich beugte mich vor Ihnen; aber Sie halten noch nicht so weit, denn

Sie sind erst ein Schüler und wollten zu früh Meister werden. Das ist der Fehler der Franzosen in unserer Zeit. Sie reichen Ihre Entlassung ein, weil Sie nicht die Epauletten bekommen können, die Sie wünschen ... Aber haben Sie all Ihr Wollen, all Ihr Handeln einer Idee gewidmet?“ „Ach, nein,“ sagte Lucien. „Sie waren, was die Engländer ‚inconsistent‘ nennen,“ fuhr der Domherr lächelnd fort. „Was liegt daran, was ich gewesen bin, wenn ich nichts mehr werden kann,“ antwortete Lucien. „Wenn hinter all Ihren schönen Eigenschaften eine Kraft steht, die *semper virens* ist,“ sagte der Priester, der wohl gern zeigte, daß er etwas Lateinisch konnte, „dann wird Ihnen nichts in der Welt widerstehen. Ich liebe Sie jetzt schon ...“

Lucien lächelte mit einer ungläubigen Miene.

„Ja,“ fuhr der Unbekannte in Erwiderung auf Luciens Lächeln fort, „Sie interessieren mich, wie wenn Sie mein Sohn wären, und ich kann zu Ihnen frei heraus reden, wie Sie zu mir gesprochen haben. Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt? Sie haben in sich selbst reinen Tisch gemacht, und Sie können daher jetzt einen Moralunterricht empfangen, wie er nirgends erteilt wird; denn wenn die Menschen in einer gewissen Anzahl beisammen sind, sind sie noch heuchlerischer, als wenn ihr Interesse sie zwingt, Komödie zu spielen. So verbringt man einen guten Teil seines Lebens damit, auszujäten, was man in der Jugend in seinem Herzen hat wachsen lassen. Diese Operation nennt man: Erfahrungen machen.“

Lucien hörte dem Priester zu und sagte sich im stillen: „Das ist so ein alter Politiker, dem es Vergnügen macht, sich auf der Reise zu amüsieren. Er gefällt sich darin, einen armen Kerl, den er am Rande des Selbstmords trifft, umzustimmen, und wenn er mit seinem Spaß zu Ende ist, wird er mich laufen lassen: aber er versteht

sich gut auf die Paradoxie, und er scheint mir ebenso stark wie Blondet oder Lousteau.'

Trotz dieser klugen Überlegung bohrte sich die Verderbnis, mit der es der Diplomat gegen ihn versuchte, tief in Luciens Seele ein, die für sie gut vorbereitet war, und wirkte in ihr um so verheerender, als sie sich auf berühmte Beispiele stützte. Lucien war von dem Reiz dieser zynischen Unterhaltung gefesselt und klammerte sich um so williger ans Leben an, als er sich von einem starken Arm aus dem Schlunde seines Selbstmords auf die Oberfläche gehoben fühlte.

Darüber war der Priester offenbar vergnügt. Und so hatte er denn auch von Zeit zu Zeit seine historischen Sarkasmen mit einem boshaften Lächeln begleitet.

„Wenn Ihre Art, die Moral zu behandeln, Ähnlichkeit mit Ihrer Geschichtsauffassung hat,“ sagte Lucien, „wäre ich neugierig, zu erfahren, was in diesem Augenblick die Triebfeder Ihrer scheinbaren Barmherzigkeit ist.“ „Dieses, junger Mann, ist der letzte Punkt meiner Predigt, und Sie müssen mir gestatten, ihn mir aufzusparen; dann verlassen wir uns heute noch nicht,“ antwortete er mit der Schlaueit eines Priesters, der sieht, daß sein Plan gelingt. „Gut also, predigen Sie mir Moral,“ versetzte Lucien, der sich innerlich sagte: ‚Ich will ihn zum besten haben.‘ „Die Moral, junger Mann, beginnt mit dem Gesetz,“ fing der Priester an. „Wenn es überall Religion gäbe, wären die Gesetze unnötig: die religiösen Völker haben wenig Gesetze. Über dem bürgerlichen Gesetz steht das politische Gesetz. Wollen Sie nun wissen, was für einen Politiker auf der Stirn Ihres neunzehnten Jahrhunderts geschrieben steht? Die Franzosen haben im Jahre 1793 die Souveränität des Volkes erfunden, die in einem absoluten Kaiser gegipfelt hat. Soviel für die Geschichte Ihrer Nation. Zu den Sitten: Frau Tallien und Frau von Beau-

harnais haben dasselbe Leben geführt, Napoleon heiratet die eine und macht sie zu Ihrer Kaiserin, die andere aber hat er nie empfangen wollen, obwohl sie eine Prinzessin war. Napoleon ist 1793 Sansculotte und setzt sich 1804 die eiserne Krone auf. Die wilden Liebhaber der Gleichheit, die 1792 ‚Die Gleichheit oder den Tod‘ rufen, werden 1806 die Verbündeten einer Aristokratie, die Ludwig XVIII. legitimiert hat. Im Ausland hat die Aristokratie, die heute in ihrem Foubourg Saint-Germain thront, Schlimmeres getan: sie ist Wucherer gewesen, sie war Kaufmann, sie hat kleine Pasteten gebacken, sie war Koch, Pächter und Schafhirt. In Frankreich hat also das politische Gesetz ebenso wie das Moralgesetz, hat all und jeder seinen Beginn im selben Augenblick, wo er ans Ziel gelangte, verleugnet, seine Anschauungen durch das Verhalten oder das Verhalten durch die Anschauungen. Es gab keine Logik, weder bei der Regierung noch bei den Privatleuten. Und daher haben Sie keine Moral mehr. Heutzutage ist bei Ihnen der Erfolg die letzte Erklärung für alles, was Sie tun, was es auch sei. Die Tatsache ist also nichts mehr an sich selbst, sie existiert ausschließlich in der Idee, die die andern sich von ihr bilden. Daraus, junger Mann, ergibt sich eine zweite Regel: Habe ein schönes Äußeres! Verbirg die Kehrseite deines Lebens und zeige eine glänzende Außenseite! Die Verschwiegenheit, die Regel unseres Ordens, ist auch die Regel der Ehrgeizigen: machen Sie die Verschwiegenheit zu Ihrer Regel. Die Großen begehen fast ebenso viele Gemeinheiten wie die, denen es schlecht geht; aber sie begehen sie im Dunkel und tragen ihre Tugenden zur Schau: sie bleiben groß. Die Kleinen üben ihre Tugenden im Dunkel und lassen ihr Elend und ihre Kläglichkeit alle Welt sehen: sie werden verachtet. Sie haben Ihre Größe verborgen und haben Ihre Wunden gezeigt. Sie hatten vor aller Öffentlichkeit eine Schauspielerin zur

Geliebten, Sie haben bei ihr und mit ihr gelebt; man konnte Ihnen in nichts einen Vorwurf machen, jeder fand, daß Sie beide völlige Freiheit hatten; aber Sie boten den Anschauungen der Welt Trotz, und Sie genossen nicht das Ansehen, das die Welt denen zukommen läßt, die ihren Gesetzen gehorchen. Hätten Sie Coralie diesem Herrn Camusot gelassen, hätten Sie Ihre Beziehungen zu ihr verhehlt, dann hätten Sie Frau von Bargeton geheiratet, wären Präfekt von Angoulême und Marquis von Rubempré. Sie müssen Ihre Lebensführung umkehren, Sie müssen Ihre Schönheit, Ihre Anmut, Ihren Geist, Ihre Poesie nach außen wenden. Wenn Sie sich kleine Gemeinheiten erlauben, tun Sie es zwischen den vier Wänden. Dann laden Sie nicht mehr die Schuld auf sich, Flecken auf die Dekorationen des großen Theaters zu bringen, das die Welt heißt. Napoleon nennt das: seine schmutzige Wäsche im Hause waschen. Aus der zweiten Regel ergibt sich die Anmerkung: Alles liegt an der Form. Verstehen Sie recht, was ich die Form nenne! Es gibt ungebildete Leute, die, von der Not getrieben, einem andern irgendeinen Betrag gewaltsam wegnehmen; man nennt sie Verbrecher, und sie machen mit der Justiz Bekanntschaft. Ein armes Genie entdeckt ein Geheimnis, dessen Ausbeutung ein Vermögen bedeutet, Sie leihen ihm dreitausend Franken — so wie die Cointet, die Ihre dreitausend Franken in die Finger bekamen und Ihren Schwager jetzt plündern werden —, Sie foltern ihn auf eine Weise, daß er Ihnen sein Geheimnis ganz oder teilweise abtreten muß, Sie haben nur mit Ihrem Gewissen zu tun, und Ihr Gewissen schleppt Sie nicht vor das Kriminalgericht. Die Feinde der Gesellschaftsordnung nutzen diesen Gegensatz aus, um gegen die Justiz zu kläffen und im Namen des Volkes darüber zu toben, daß man einen, der nachts in eine geschlossene Wohnung einbricht, auf die Galeeren schickt, während

man einen Menschen, der durch betrügerischen Bankrott ganze Familien zugrunde richtet, kaum für ein paar Monate ins Gefängnis steckt; aber diese Heuchler wissen ganz gut, daß die Richter, wenn sie den Dieb verurteilen, die Schranke zwischen den Armen und den Reichen schützen, die nicht umgeworfen werden darf, weil sonst das Ende der Gesellschaftsordnung gekommen wäre; während der Bankrottierer, der geschickte Erbschleicher, der Bankier, der ein Geschäft zu seinem Vorteil erledigt und dabei über Leichen geht, nur Verschiebungen der Vermögen hervorbringen. So, mein Sohn, ist die Gesellschaft gezwungen, ihrerseits zu unterscheiden, was Sie für sich ebenfalls auseinanderhalten sollen. Die große Hauptsache ist, sich der ganzen Gesellschaft gleichzustellen. Napoleon, Richelieu, die Medici haben sich ebenso hoch wie ihr Jahrhundert eingeschätzt. Sie schätzen sich auf zwölf-tausend Franken! ... Ihre Gesellschaft betet nicht mehr den wahrhaften Gott an, sondern das goldene Kalb. So ist die Religion Ihrer Charte geschaffen, die in der Politik nur noch das Eigentum berücksichtigt. Heißt das nicht, allen Untertanen sagen: „Seht zu, daß ihr reich werdet“? Wenn Sie auf gesetzlichem Wege ein Vermögen erworben haben, ein reicher Mann und Marquis von Rubempré sind, dann können Sie sich den Luxus der Ehre erlauben. Sie können dann so viel Herzensgüte an den Tag legen, daß niemand wagen wird, Sie zu beschuldigen, es hätte Ihnen je daran gefehlt, — wenn es Ihnen auch daran fehlen sollte, während Sie noch auf dem Wege zu Ihrem Vermögen sind, was ich Ihnen aber nicht raten möchte.“ Dabei ergriff der Priester Luciens Hand und tätschelte sie. „Was müssen Sie sich also in Ihren schönen Kopf setzen? Lediglich den folgenden Vorsatz: man setze sich ein glänzendes Ziel und verberge die Mittel, mit denen man es erreicht; verberge seinen Weg. Sie haben wie ein Kind gehandelt.

Seien Sie ein Mann, seien Sie ein Jäger, stellen Sie sich auf den Anstand, wählen Sie sich in der Welt von Paris einen Hinterhalt, warten Sie auf eine Beute und einen Zufall, wahren Sie weder Ihre Person noch was man die Würde nennt; denn wir gehorchen alle irgendeiner Sache, einem Laster, einer Notwendigkeit; aber wahren Sie das höchste Gesetz: das Geheimnis.“ „Sie erschrecken mich!“ rief Lucien. „Das klingt mir wie die Theorie des Straßenraubes.“ „Sie haben recht,“ sagte der Domherr, „aber sie stammt nicht von mir. Nach dieser Regel haben sich alle gerichtet, die emporgekommen sind, das Haus Österreich und das Haus Frankreich. Sie haben nichts, Sie sind in der Lage der Medici, Richelieu, Napoleon, im Beginn der Laufbahn Ihres Ehrgeizes. Diese Leute, kleiner Freund, haben ihre Zukunft auf den Preis der Undankbarkeit, des Verrats und der heftigsten Widersprüche eingeschätzt. Man muß alles wagen, um alles zu bekommen. Überlegen wir: Wenn Sie Hasard spielen, wenn Sie sich an den Bouillotte-Tisch setzen, diskutieren Sie über die Bedingungen? Die Regeln sind gegeben, Sie akzeptieren sie.“

„Sieh mal,“ dachte Lucien, „er kennt die Bouillotte.“

„Wie benehmen Sie sich bei der Bouillotte?“ fragte der Priester, „üben Sie da die schönste der Tugenden, die Aufrichtigkeit? Sie halten nicht nur Ihr Spiel verborgen, sondern Sie suchen auch, wenn Sie sicher sind, zu gewinnen, den Glauben zu erwecken, daß Sie alles verlieren werden. Kurz, Sie heucheln, nicht wahr? Sie lügen, um fünf Louisdor zu gewinnen! Was würden Sie zu einem Spieler sagen, der so großmütig wäre, dem andern mitzuteilen, er hätte drei Karten, die mit dem Umschlag gleich sind? Der Ehrgeizige aber, der den Vorschriften der Tugend gemäß in einem Wettkampf kämpfen will, während sich seine Gegner ihrer entschlagen, ist ein Kind, zu dem die alten Politiker dasselbe sagen, was die Spieler zu einem sagen, der seine

Trümpfe nicht ausnutzt: „Lieber Herr, spielen Sie nie Bouillotte.“ Haben Sie die Spielregeln des Ehrgeizes gemacht? Warum habe ich Ihnen gesagt, Sie müßten sich der Gesellschaft gleichsetzen? Weil heutzutage, junger Mann, die Gesellschaft sich unmerklich so viel Rechte über die Individuen angemaßt hat, daß das Individuum sich genötigt sieht, die Gesellschaft zu bekämpfen. Es gibt keine Gesetze mehr, es gibt nur noch Sitten, das heißt: äußeres Getue, immer die Form.“

Lucien gab Zeichen des Erstaunens von sich.

„Ah! mein Kind,“ sagte der Priester, der fürchtete, Luciens Unschuld in Empörung gebracht zu haben, „erwarteten Sie denn in einem Abbé, der alle schlimmen Streiche der Konterdiplomatie auszuführen hat — ich bin der Vermittler zwischen Ferdinand VII. und Ludwig XVIII., zwei großen ... Königen, die alle beide die Krone sehr starken ... Kombinationen verdanken —, glaubten Sie in mir den Erzengel Gabriel zu finden? Ich glaube an Gott, aber ich glaube noch mehr an unsern Orden, und unser Orden glaubt nur an die weltliche Macht. Um die weltliche Macht sehr stark zu machen, stützt unser Orden die apostolische katholische und römische Kirche, das heißt das Ganze der Gefühle, die das Volk im Gehorsam halten. Wir sind die Tempelherren unserer Zeit: wir haben eine Lehre. Wie der Templerorden wurde unser Orden zerstört und aus den nämlichen Gründen: er hatte seinen Wert der Welt gleichgestellt. Wollen Sie Soldat sein, so will ich Ihr Hauptmann werden. Gehorchen Sie mir, wie eine Frau ihrem Manne, ein Kind seiner Mutter gehorcht, und ich garantiere Ihnen, daß Sie in weniger als drei Jahren Marquis von Rubempré sein werden. Sie heiraten eine der vornehmsten Töchter des Faubourgs Saint-Germain und sitzen eines Tages in der Pairskammer. Wenn ich Sie nicht in diesem Augenblick mit meiner

Unterhaltung aufgeheitert hätte, was wären Sie? Ein Leichnam, der unauffindbar in einem tiefen Schlamm-
bette liegt; also strengen Sie einmal Ihre Poesie an!“

Hier sah Lucien seinen Gönner neugierig an.

„Der junge Mann, der hier in dieser Kalesche neben dem Abbé Carlos Herrera sitzt, dem Ehrendomherrn des Kapitels von Toledo, dem geheimen Botschafter Seiner Majestät Ferdinands VII. an Seine Majestät den König von Frankreich, der ihm eine Depesche bringt, in der vielleicht steht: ‚Wenn Sie mich befreit haben, lassen Sie alle, die ich in diesem Augenblick zärtlich behandle, insbesondere aber diesen Botschafter, damit er wahrhaft verschwiegen sei, aufhängen,‘ — dieser junge Mann“, sagte der Abbé, „hat nichts mehr mit dem Dichter gemein, der jetzt gestorben ist. Ich habe Sie aufgefischt, ich habe Ihnen das Leben gegeben, und Sie gehören mir wie das Geschöpf dem Schöpfer, wie in den orientalischen Märchen der Ifrit dem Geiste, wie der Itschoglan dem Sultan, wie der Körper der Seele! Ich will Sie mit mächtiger Hand auf dem Wege der Macht halten; ich verspreche Ihnen trotzdem ein Leben der Genüsse, der Ehren, der fortwährenden Feste ... Niemals wird es Ihnen an Geld fehlen ... Sie werden glänzen, Sie werden prangen, während ich, in den Schmutz der Gründungen gebückt, das glänzende Gebäude Ihres Glückes sichern werde. Ich für mein Teil liebe die Macht um der Macht willen! Ich werde mich immer über Ihre Genüsse, die mir versagt sind, freuen. Kurz, ich will mit Ihnen eins werden! Und wenn Ihnen einmal der Pakt zwischen Mensch und Dämon, zwischen Kind und Diplomat nicht mehr zusagt, können Sie immer noch ein kleines Fleckchen aufsuchen wie das, von dem Sie sprachen, und sich ins Wasser stürzen: ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger werden Sie sein, was Sie jetzt sind: unglücklich oder entehrt.“ „Für einen würdigen Geistlichen in höheren

Jahren keine üble Leistung!“ rief Lucien, der in einem seltsam benommenen Zustande war. Die Kalesche war an einer Poststation stehengeblieben. „Ich weiß nicht, welchen Namen Sie diesem kurzen Unterrichte geben wollen, mein Sohn. Ich nenne Sie meinen Sohn, denn ich adoptiere Sie und mache Sie zu meinem Erben. Was ich Ihnen sagte, ist das Gesetzbuch des Ehrgeizes. Es gibt nur eine kleine Zahl auserwählter Kinder Gottes. Von zwei Dingen eines: entweder muß man in ein Kloster gehen — und da finden Sie oft die große Welt im kleinen! —, oder man muß sich diesem Gesetzbuch fügen.“ „Vielleicht wäre es besser, nicht so klug zu sein,“ sagte Lucien, der versuchte, der Seele dieses schrecklichen Priesters auf den Grund zu gehen. „Wie!“ versetzte der Domherr, „nachdem Sie gespielt haben, ohne die Spielregeln zu kennen, verlassen Sie jetzt die Partie, wo Sie stark geworden sind und sich mit einem kräftigen Geleitsmann einstellen? Und haben nicht einmal den Wunsch, Revanche zu nehmen? Wie! Sie haben keine Lust, die zu Ihren Füßen zu sehen, die schuld daran sind, daß Sie von Paris verjagt wurden?“

Lucien schauderte, wie wenn ein bronzenes Instrument, ein chinesischer Gong, die schrecklichen Töne von sich gegeben hätte, die so auf die Nerven fallen.

„Ich bin nur ein demütiger Priester,“ fuhr der Mann fort, und auf seinem Gesicht, das von der Sonne Spaniens wie kupferfarben geworden war, zeigte sich ein schrecklicher Ausdruck, „aber wenn Menschen mich gedemütigt, gefoltert, verraten, verkauft hätten, wie es Ihnen von den Menschen geschehen ist, von denen Sie mir erzählten, ich wäre wie der Araber der Wüste! Jawohl, Leib und Seele weihte ich der Rache. Ich würde mir nichts daraus machen, mein Leben am Galgen, in der Garrote, am Pfahl oder, wie bei Ihnen, unter der Guillotine zu enden; aber ich

gäbe meinen Kopf nur her, nachdem ich meine Feinde zu Boden getreten hätte.“

Lucien blieb still, er verspürte keine Lust mehr, diesen Priester aufzuziehen.

„Die einen stammen von Abel ab, die andern von Kain,“ fuhr der Domherr wieder fort; „ich bin von gemischtem Geblüt; Kain für meine Feinde, Abel für meine Freunde; und wehe dem, der Kain erweckt! Schließlich, Sie sind Franzose, ich bin Spanier und dazu noch Domherr!“

„Was für eine wilde Natur,“ sagte sich Lucien und sah den Schutzherrn an, den der Himmel ihm geschickt hatte.

Der Abbé Carlos Herrera trug keine Kennzeichen an sich, die den Jesuiten oder überhaupt den Ordensgeistlichen verraten hätten. Er war breit und kurz, hatte mächtige Hände, eine gedrungene Gestalt, eine herkulische Kraft, einen schrecklichen Blick, der nur durch eine gewisse angenommene Sanftmut gemildert war; dazu kam die bronzene Hautfarbe, die nichts aus dem Innern nach außen durchschimmern ließ. Das alles stieß mehr ab, als es anzog. Lange, schöne, gepuderte Haare in der Art, wie der Fürst von Talleyrand sie trug, gaben dem seltsamen Diplomaten das Aussehen eines Bischofs, und auch das blaue, weiß eingefasste Band, an dem ein goldenes Kreuz hing, verkündete einen geistlichen Würdenträger. Seine schwarzseidenen Strümpfe schmiegteng sich eng an wahrhaft athletische Beine. Sein peinlich sauberes Gewand sprach von der Sorgfalt, die er auf seine Person verwandte, was die einfachen Priester, insbesondere in Spanien, selten tun. Ein Dreispitz lag auf dem Vordersitz des Wagens, der das spanische Wappen trug. Trotzdem der Mann so viel Abstoßendes an sich hatte, schwächten seine Manieren, die zugleich heftig und schmeichlerisch waren, den Eindruck seiner Physiognomie ab; und für Lucien hatte sich der Priester offenbar kokett, sanft und

fast katzenhaft gemacht. Lucien betrachtete die geringsten Kleinigkeiten mit sorgenvoller Miene. Er fühlte: es handelte sich in diesem Augenblick um Leben oder Tod. Sie waren schon auf der zweiten Umspannstation hinter Ruffec. Die letzten Sätze des spanischen Priesters hatten viele Saiten in seinem Herzen zum Mitklingen gebracht, und, zur Schande Luciens und des Priesters, der das schöne Gesicht des Dichters scharf im Auge behielt, sei es gesagt: diese Saiten waren die schlechtesten, waren die, die nur erzittern, wenn entartete Gefühle sie bestürmen. Lucien sollte Paris wiedersehen, er sollte die Zügel der Herrschaft, die seinen ungeschickten Händen entfallen waren, wieder ergreifen, er sollte sich rächen! Der Vergleich zwischen dem Provinzleben und dem Leben von Paris, der ihn gequält hatte, der eine der stärksten Ursachen zu seinen Selbstmordgedanken gewesen war, verschwand: er sollte wieder in sein Element kommen, aber unter dem Schutze eines Politikers, der, bis zur Ruchlosigkeit eines Cromwell, tief und stark war.

„Ich war allein, wir werden zu zweit sein,“ sagte er sich.

Je mehr der Geistliche in Luciens früherem Leben Fehler entdeckt hatte, um so mehr Interesse hatte er gezeigt. Die Teilnahme dieses Menschen hatte sich im Verhältnis des Unglücks vermehrt, und er wunderte sich über nichts. Trotzdem fragte sich Lucien, was der Beweggrund dieses Mittelsmannes königlicher Intrigen sein könnte. Er begnügte sich zunächst mit einer sehr gewöhnlichen Begründung: Die Spanier sind großmütig! Der Spanier ist großmütig, wie der Italiener Giftmischer und eifersüchtig ist, wie der Franzose leichtsinnig, der Deutsche offen, der Jude gemein und der Engländer edel ist. Man kehre diese Behauptungen um, und man kommt zur Wahrheit. Die Juden haben Gold aufgehäuft, sie schreiben ‚Robert den Teufel‘, sie spielen ‚Phädra‘, sie singen ‚Wilhelm Tell‘,

sie bestellen Bilder, sie errichten Paläste, sie schreiben die ‚Reisebilder‘ und wundervolle Gedichte, sie sind mächtiger als je, ihre Religion ist anerkannt, und sie geben dem Papst Kredit! In Deutschland fragt man wegen der geringsten Kleinigkeiten einen Fremden: ‚Haben Sie einen Vertrag geschlossen?‘ so vielen Schikanen ist man dort ausgesetzt. In Frankreich klatscht man seit fünfzig Jahren der Aufführung der nationalen Dummheiten Beifall, man fährt fort, unerklärliche Hüte zu tragen, und die Regierung wechselt nur unter der Bedingung, daß sie stets dieselbe bleibt! England entfaltet angesichts der ganzen Welt Perfidien, deren Greuel nur mit seiner Habgier verglichen werden können. Der Spanier, der einmal das Gold beider Indien gehabt hat, hat nichts mehr. Es gibt kein Land der Erde, in dem weniger Giftmorde vorkommen als in Italien, und in dem gefälligere und freundlichere Sitten wären. Die Spanier haben vielfach vom Ruhme der Mauren gelebt.

Als der Spanier wieder in die Kalesche stieg, sagte er dem Postillon ins Ohr: „Es muß schnell gehen, es gibt drei Franken Trinkgeld.“ Lucien zögerte, einzusteigen, der Priester sagte zu ihm: „Nur zu, kommen Sie!“

Und Lucien stieg ein, indem er sich einredete, er wollte gegen ihn ein argumentum ad hominem loslassen.

„Ehrwürdiger Vater,“ sagte er zu ihm, „ein Mann, der mit so kaltem Blute Lehren entwickelt hat, die viele gute Bürger für äußerst unmoralisch halten würden . . .“ „Und die es sind,“ fiel der Priester ein; „darum wollte Jesus Christus, daß das Ärgernis sei, mein Sohn; und darum zeigt die Welt einen so großen Abscheu vor dem Ärgernis.“ „Ein Mann Ihres Charakters wird sich nicht über die Frage wundern, die ich ihm stellen will?“ „Aber, mein Sohn!“ versetzte Carlos Herrera, „Sie kennen mich nicht. Glauben Sie, ich würde einen Sekretär nehmen, ehe ich wüßte, ob

er Prinzipien hat, die zuverlässig genug sind, daß ich keinen Schaden erleide? Ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie haben noch die ganze Unschuld des Jünglings, der sich mit zwanzig Jahren tötet. Ihre Frage?...“ „Warum interessieren Sie sich für mich? Welchen Preis wollen Sie für meinen Gehorsam? Warum geben Sie mir alles? Was ist Ihr Anteil?“

Der Spanier sah Lucien an und lächelte.

„Warten wir ab, bis es bergauf geht, wir können dann aussteigen und zu Fuß gehen und im Freien sprechen. Das Innere eines Wagens ist nicht der Ort für solche Enthüllung.“

Es trat einige Zeit Schweigen zwischen die beiden Reisegefährten, und die Schnelligkeit der Fahrt trug noch zu dem moralischen Rausch Luciens bei.

„Hier ist die Steigung,“ sagte Lucien, der wie aus einem Traum erwachte. „Schön, gehen wir,“ sagte der Priester und rief mit lauter Stimme dem Postillon zu, er sollte halten. Sie stiegen beide aus und gingen zu Fuß auf der Straße weiter. „Kind,“ sagte der Spanier und legte seinen Arm auf den Luciens, „hast du über das ‚Gerettete Venedig‘ von Otway nachgedacht? Hast du die tiefe Freundschaft zwischen Mann und Mann verstanden, die Pierre und Jaffier verbindet, die für sie eine Frau zu einer unbedeutenden Kleinigkeit macht, und die alle sozialen Unterschiede zwischen ihnen aufhebt?... So viel für den Dichter.“ „Der Domherr kennt auch das Theater,“ sagte Lucien für sich selbst. „Haben Sie Voltaire gelesen?“ fragte er ihn. „Ich habe Besseres getan,“ erwiderte der Domherr, „ich setze ihn in Wirklichkeit um.“ „Sie glauben nicht an Gott?“ „Sieh da, jetzt bin ich der Atheist!“ sagte der Priester lächelnd. „Halten wir uns an das Positive, kleiner Freund,“ fuhr er fort und legte seinen Arm um ihn. „Ich bin sechsundvierzig Jahre alt,

bin der natürliche Sohn eines spanischen Granden, also sozusagen ohne Familie, und ich habe ein Herz... Aber lerne eines, grabe es in dein Hirn, das noch so weich ist: Der Mensch hat ein Grauen vor der Einsamkeit. Und von allen Einsamkeiten ist die moralische die schrecklichste. Die ersten Einsiedler lebten mit Gott, sie bewohnten die Welt, die am bevölkertsten ist, die Welt der Geister. Die Geizigen bewohnen die Welt der Phantasie und der Genüsse. Der Geizige hat alles in seinem Hirn, sogar sein Geschlecht. Der erste Gedanke des Menschen, sei er ein Aussätziger oder ein Galeerensträfling, ein Frevler oder ein Kranker, ist: einen Genossen seines Schicksals zu haben. Um diesem Trieb, der das Leben selbst ist, zu genügen, wendet er alle Kräfte, alle Macht, die ganze Energie seines Lebens an. Hätte ohne dieses beherrschende Verlangen Satan Gefährten finden können? Darüber wäre eine ganze Dichtung zu schreiben, die das Vorspiel zum ‚Verlorenen Paradies‘ wäre, denn dieses ist nichts als die Apologie der Empörung.“ „Und dieses neue Gedicht wäre die Iliade der Verderbnis,“ meinte Lucien. „Gut also, ich bin allein, ich lebe allein! Ich trage das Gewand, aber nicht das Herz eines Priesters. Ich liebe, mich aufzuopfern; das ist mein Laster. Ich lebe von der Aufopferung; darum bin ich Priester. Ich fürchte nicht die Undankbarkeit, und ich bin dankbar. Die Kirche ist für mich nichts; sie ist eine Idee. Ich habe mich dem König von Spanien zu eigen gemacht; aber man kann den König von Spanien nicht lieben. Er ist mein Schutzherr, er schwebt über mir. Ich will mein Geschöpf lieben, will es modeln, es zu meinem Dienst kneten, um es zu lieben, wie ein Vater sein Kind liebt. Ich werde neben dir in deinem Tilbury fahren, lieber Junge, werde mich an deinen Erfolgen bei den Weibern laben, werde sagen: ‚Dieser schöne junge Mensch bin ich! Diesen Marquis von Rubempré habe ich geschaffen

und in die Welt der Aristokratie gestellt; seine Größe ist mein Werk; er schweigt oder spricht mit meiner Stimme, er berät sich mit mir über alles.' Der Abbé von Vermont war das für Marie-Antoinette.“ „Er hat sie zum Schafott geführt!“ „Er liebte nicht die Königin! ...“ erwiderte der Priester, „er liebte nur den Abbé von Vermont.“ „Soll ich die Verzweiflung hinter mir lassen?“ „Ich habe Schätze, sie stehen dir zur Verfügung.“ „In diesem Augenblick täte ich viel, wenn ich Séchard freimachen könnte,“ erwiderte Lucien mit einer Stimme, aus der nichts mehr von Selbstmord klang. „Sprich ein Wort, mein Sohn, und er empfängt morgen früh die Summe, die zu seiner Befreiung notwendig ist.“ „Wie! Sie wollten mir zwölftausend Franken geben?“ „Höre, mein Kind! Du siehst, wir machen vier Meilen in der Stunde. Wir werden zum Diner in Poitiers sein. Wenn du dort den Vertrag besiegeln willst, mir einen einzigen Beweis des Gehorsams geben willst — er ist groß, ich will ihn! —, dann trägt die Eilpost nach Bordeaux fünfzehntausend Franken zu deiner Schwester ...“ „Wo sind sie?“

Der spanische Priester antwortete nichts, und Lucien sagte sich: „Da habe ich ihn, er hat sich über mich lustig gemacht.“ Einen Augenblick später waren der Spanier und der Dichter schweigend wieder in den Wagen gestiegen. Schweigend steckte der Priester die Hand in die Wagentasche, zog den in drei Fächer geteilten ledernen Sack heraus, den alle Reisenden so gut kennen, und entnahm ihm, indem er dreimal seine breite Hand hinein steckte, die jedesmal mit Gold gefüllt wieder auftauchte hundert Portugalesen.

„Vater, ich gehöre Ihnen,“ sagte Lucien, der von diesem Goldstrom geblendet war. „Kind,“ versetzte der Priester und küßte Lucien zärtlich auf die Stirn, „das ist nur der dritte Teil des Goldes, das in diesem Säckchen steckt

Dreißigtausend Franken, ohne das Reisegeld zu zählen.“ „Und Sie reisen allein!“ rief Lucien. „Was bedeutet das?“ versetzte der Spanier, „ich habe für mehr als hunderttausend Taler Wechsel auf Paris bei mir. Ein Diplomat ohne Geld ist dasselbe wie das, was du jetzt eben noch gewesen bist: ein Dichter ohne Willen.“ —

In dem Augenblick, in dem Lucien mit dem angeblichen spanischen Diplomaten in den Wagen stieg, stand Eva auf, um ihrem Kinde zu trinken zu geben. Sie fand den verhängnisvollen Brief und las ihn. Kalter Schweiß brach ihr aus, es wurde ihr dunkel vor den Augen, sie rief Marion und Kolb.

Auf die Frage: „Ist mein Bruder fortgegangen?“ antwortete Kolb: „Ja, Frau, vor Tagesanbruch!“ „Bewahrt mir das tiefste Geheimnis über das, was ich euch anvertraue,“ sagte Eva zu den beiden Bediensteten, „mein Bruder ist ohne Zweifel weggegangen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Eilt ihr beide fort, zieht vorsichtig Erkundigungen ein und seht euch am Ufer des Flusses um.“

Eva blieb in einem entsetzlichen Zustand der Erstarrung zurück. Während sie sich in dieser furchtbaren Verfassung befand, kam um sieben Uhr morgens Petit-Claud, um mit ihr von Geschäften zu sprechen. In solchen Lagen hört man all und jeden an.

„Frau Séchard,“ sagte der Anwalt, „unser lieber armer David ist im Gefängnis, und es ist nun zu dem gekommen, was ich von Anfang an gesehen habe. Ich riet ihm damals, sich zur Ausbeutung der Entdeckung mit seinen Konkurrenten, den Cointet, zusammenzutun, die die Mittel in ihren Händen haben, das zur Wirklichkeit zu machen, was bei Ihrem Gatten noch im Zustand der Konzeption ist. Sowie ich also gestern abend die Nachricht von seiner Verhaftung erhielt, was tat ich da? Ich suchte die Herren Cointet in der Absicht auf, sie zu Bedingungen zu bewegen, mit denen

Sie einverstanden sein könnten. Wenn Sie diese Entdeckung selbst ausnutzen wollen, wird Ihr Leben dauernd sein, was es jetzt ist: ein Leben der Schikanen, in denen Sie unterliegen müssen, oder Sie machen schließlich, erschöpft und aufgerieben, vielleicht zu Ihrem Nachteil, mit einem Geldmann, was Sie nach meinem Rat gleich heute mit der Firma Gebrüder Cointet machen sollen. Sie ersparen sich so die Entbehrungen und Qualen des Kampfes, den der Erfinder gegen die Habgier des Kapitalisten und die Gleichgültigkeit der Gesellschaft führen muß. Sehen Sie einmal zu: wenn die Herren Cointet Ihre Schulden zahlen; wenn sie, nachdem die Schulden bezahlt sind, Ihnen noch eine Summe geben, die Ihnen sicher ist, gleichviel, welchen Wert, welche Zukunft oder Ausbeutungsmöglichkeit die Entdeckung hat; wenn sie Ihnen, wohlverstanden, außerdem einen bestimmten Anteil an den Gewinnen des Unternehmens bewilligen, wären Sie dann nicht glücklich? Sie, Frau Séchard, werden Eigentümerin der Druckereieinrichtung, und Sie werden sie ohne Frage verkaufen. Das bringt Ihnen zwanzigtausend Franken, zu diesem Preis garantiere ich Ihnen einen Käufer. Wenn Sie durch einen Gesellschaftsvertrag mit den Herren Cointet fünfzehntausend Franken bekommen, haben Sie ein Vermögen von fünfunddreißigtausend Franken, und zum gegenwärtigen Zinsfuß bringt Ihnen das zweitausend Franken Einkommen. Man kann mit zweitausend Franken in der Provinz leben. Und beachten Sie, Frau Séchard, daß Sie möglicherweise noch auf die Erträge Ihrer Assoziation mit der Firma Cointet rechnen können. Ich sage möglicherweise, denn man muß auch mit dem Mißerfolg rechnen. Ich bin nun also in der Lage, Ihnen folgendes vorzuschlagen: Erstens Bezahlung sämtlicher Schulden Davids, zweitens fünfzehntausend Franken Entschädigung für seine Forschungen, die er bekommt, ohne daß die Herren Cointet sie in irgend-

einer Weise zurückverlangen können, auch wenn die Entdeckung nichts einbringt; schließlich soll zwischen David und den Herren Cointet zur Ausbeutung des Erfinderpatsents, das genommen werden soll, eine Gesellschaft gebildet werden; vorher soll gemeinsam und im geheimen ein Experiment über seine Herstellungsmethode gemacht werden. Folgendes sollen die Grundlagen des Vertrages sein: Der Anteil Davids besteht in dem Patent, das er einbringt, und er wird den vierten Teil der Gewinne bekommen. Sie sind eine einsichtige Frau, die Urteil hat, was bei so schönen Frauen nicht oft vorkommt; denken Sie über diese Vorschläge nach, und Sie werden sie sehr annehmbar finden.“

„Ach, Herr Petit-Claud,“ rief die arme Eva in Verzweiflung und weinend, „warum sind Sie nicht gestern abend gekommen, um mir dieses Geschäft vorzuschlagen? Wir hätten die Schande vermieden und ... Schlimmeres ...“

„Meine Verhandlung mit den Cointet, die sich, Sie haben sich das denken müssen, hinter Métivier verstecken, kam erst um zwölf Uhr nachts zu Ende. Aber was hat denn seit gestern abend geschehen können, was schlimmer ist als die Verhaftung unseres armen David?“ fragte Petit-Claud.

„Diese schreckliche Botschaft fand ich bei meinem Erwachen,“ antwortete sie und reichte Petit-Claud Luciens Brief hin. „Sie beweisen mir in diesem Augenblick, daß Sie sich für uns interessieren, Sie sind Davids und Luciens Freund, ich brauche Sie nicht um Verschwiegenheit zu bitten.“

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte Petit-Claud, nachdem er den Brief gelesen hatte, „Lucien tötet sich nicht. Nachdem er die Ursache zur Verhaftung seines Schwagers geworden war, brauchte er einen Vorwand, um Sie zu verlassen. Und ich betrachte das als eine Abgangsphrase im Kulissenstil.“

Die Cointet waren an ihrem Ziel angelangt. Nachdem sie den Erfinder und seine Familie lange genug gequält

hatten, ergriffen sie den Augenblick, wo die Ermattung den Wunsch nach Ruhe schafft. Nicht alle Erforscher von Geheimnissen sind wie die Bulldogge, die mit der Beute zwischen den Zähnen stirbt, und die Cointet hatten den Charakter ihrer Opfer klug studiert. Für den großen Cointet war die Verhaftung Davids die letzte Szene im ersten Akt dieses Dramas. Der zweite Akt begann mit dem Vorschlag, den Petit-Claud eben gemacht hatte. Als großer Meister betrachtete der Advokat den tollen Streich Luciens als eine der unerhofften Chancen, die in einem Spiel die Entscheidung herbeiführen. Er sah, daß Eva von diesem Ereignis so niedergeschlagen war, daß er beschloß, es sich zunutze zu machen, um ihr Vertrauen zu gewinnen, denn er hatte sich gemerkt, welchen Einfluß die Frau auf den Mann hatte. Anstatt also Frau Séchard noch tiefer in die Verzweiflung zu tauchen, versuchte er, sie zu beruhigen, und er brachte sie sehr geschickt dazu, in der Geistesverfassung, in der sie war, ins Gefängnis zu gehen. Er dachte, jetzt würde sie David dazu bestimmen, den Gesellschaftsvertrag mit den Cointet zu machen.

„Frau Séchard, David hat mir gesagt, er wünschte nur für Sie und für Ihren Bruder zu Vermögen zu kommen. Es muß Ihnen doch jetzt klar sein, daß es eine Torheit wäre, Lucien reich machen zu wollen. Der Junge könnte drei Vermögen durchbringen.“

Evas Haltung sagte zur Genüge, daß die letzte Illusion über ihren Bruder verflogen war; und so machte der Anwalt eine Pause, um das Schweigen seiner Klientin in eine Art Zustimmung zu verwandeln.

„In dieser Sache also“, fuhr er dann fort, „handelt es sich nur noch um Sie und Ihr Kind. Sie müssen wissen, ob zweitausend Franken Einkommen, ohne die Erbschaft des alten Séchard zu rechnen, Ihnen zu Ihrem Glück genügen. Ihr Schwiegervater hat seit langem ein Einkommen

von sieben- bis achttausend Franken, ohne die Zinsen zu rechnen, die er aus seinen Kapitalien zieht: also haben Sie schließlich eine schöne Zukunft vor sich. Warum also wollen Sie sich quälen?“

Der Advokat verließ Frau Séchard, um sie dem Nachdenken über diese Aussicht zu überlassen, die der große Cointet am Tage vorher so geschickt vorbereitet hatte.

„Zeigen Sie ihnen die Möglichkeit, irgendeine Summe in die Hand zu bekommen,“ hatte der große Spekulant von Angoulême zu dem Anwalt gesagt, als dieser ihm Mitteilung von der Verhaftung gemacht hatte; und wenn sie sich an den Gedanken gewöhnt haben, eine Summe einzuheimsen, gehören sie uns: wir handeln hin und her, und allmählich bringen wir sie zu dem Preis, den wir für das Geheimnis geben wollen.“

Dieser Satz enthielt in kurzem den Inhalt des zweiten Aktes dieses Finanzdramas.

Als Frau Séchard, voller Angst über das Schicksal ihres Bruders, sich angezogen hatte und die Treppe hinabging, um sich in das Gefängnis zu begeben, quälte sie die Aufregung bei der Vorstellung, sie sollte allein durch die Straßen von Angoulême gehen. Ohne an die Ängstlichkeit seiner Klientin zu denken, kam Petit-Claud zurück, um ihr den Arm anzubieten. Ein recht macchiavellischer Gedanke hatte ihn zurückgeführt, und er bekam den Lohn für eine Aufmerksamkeit, für die Eva überaus erkenntlich war; denn er ließ sich dafür danken, ohne ihr ihren Irrtum zu benehmen. Diese kleine Aufmerksamkeit bei einem so harten und rauhen Menschen und in einem solchen Augenblick änderte die Meinung, die Frau Séchard bisher über Petit-Claud gehabt hatte.

„Ich führe Sie“, sagte er zu ihr, „auf dem längsten Wege, aber hier begegnen wir niemandem.“ „Das ist das erstemal, daß ich nicht das Recht habe, mit erhobenem Kopfe durch

die Straßen zu gehen; man hat es mir gestern sehr hart beigebracht.“ „Es wird das erste- und das letztemal sein.“ „Oh, ich bleibe sicher nicht in dieser Stadt.“ „Wenn Ihr Mann in die Vorschläge, die so ziemlich zwischen den Cointet und mir vereinbart sind, willigt,“ sagte der Anwalt zu Eva, als sie am Gefängnis angelangt waren, „dann lassen Sie es mich wissen, ich komme dann sofort mit einer Autorisation von Cachan, die David erlauben wird, auszugehen; und wahrscheinlich wird er dann nicht ins Gefängnis zurück müssen.“

Diese Worte, die Eva so mit dem Gefängnis vor Augen anhörte, waren, was die Italiener eine Kombination nennen. Bei ihnen bedeutet dieses Wort den undefinierbaren Akt, in dem sich eine Mischung aus Recht und Perfidie, erlaubter Betrug im günstigen Zeitpunkt und ein wohl vorbereiteter, sozusagen gesetzlicher Schurkenstreich begegnen; nach ihrer Ausdrucksweise ist die Bartholomäusnacht eine politische Kombination.

Aus den oben angeführten Gründen kommt die Schuldhaft in der Provinz so selten vor, daß es in den meisten Städten Frankreichs kein besonderes Arresthaus für diesen Zweck gibt. In diesem Fall wird der Schuldner in das Gefängnis eingeliefert, wo man ihn mit den Verdächtigten, Beschuldigten, Angeklagten und Verurteilten zusammen einsperrt. Das sind die verschiedenen Namen, die bei uns in Frankreich auf Grund des Gesetzes hintereinander die bekommen, die das Volk ohne Unterschied Verbrecher nennt. Daher wurde David vorläufig in einer der niedrigen Zellen des Gefängnisses von Angoulême untergebracht, die vielleicht irgendein Verurteilter, der seine Zeit abgemacht hatte, eben verlassen hatte. Nachdem David eingeliefert war und die Summe erhalten hatte, die das Gesetz für die Verpflegung eines Gefangenen während eines Monats bestimmt, kam er vor einen dicken Mann, der über die

Gefangenen eine unumschränktere Gewalt hatte, als ein König sie hat: den Gefangenwärter. In der Provinz kennt man keinen mageren Gefangenwärter. Einmal ist diese Stelle fast eine Pfründe; dann ist ein Gefangenwärter in der Lage eines Gastwirts, der für sein Haus keine Miete zu zahlen hat, er ernährt sich dadurch sehr gut, daß er seine Gefangenen, denen er übrigens, wie es der Gastwirt tut, je nach ihren Mitteln Zimmer anweist, sehr schlecht ernährt. Er kannte David, hauptsächlich von seinem Vater her, mit Namen und schenkte ihm so viel Vertrauen, daß er ihn, obwohl er keinen Heller bei sich hatte, für eine Nacht gut unterbrachte. Das Gefängnis von Angoulême stammt aus dem Mittelalter und hat nicht mehr Veränderungen erlitten als die Kathedrale. Es heißt noch Justizgebäude und stößt an das frühere Oberlandesgericht an. Die Einlaßpforte ist klassisch, es ist eine starke, abgenutzte, niedrige Tür, deren Bau um so mehr einen zyklischen Eindruck macht, als das runde Fenster, durch das der Kerkermeister die Leute sehen kann, bevor er öffnet, aussieht wie ein einziges Auge auf der Stirn. Im Erdgeschoß zieht sich der Front entlang eine Flur, und auf diese Flur öffnen sich mehrere Kammern, deren hohe, vergitterte Fenster auf den Gefängnishof gehen. Der Gefängniswärter hat eine Wohnung, die von diesen Kammern durch ein Gewölbe getrennt ist, das das Erdgeschoß in zwei Teile teilt, und an dessen Ende man von der Eingangspforte aus ein Gitter sieht, das den Gefängnishof abschließt. David wurde von dem Kerkermeister in eine Kammer geführt, die neben dem Gewölbe lag und deren Tür sich seiner Wohnung gegenüber befand. Der Gefängniswärter wollte einen Mann zum Nachbar haben, der ihm in Anbetracht seiner besondern Lage Gesellschaft leisten konnte.

„Das ist die beste Kammer,“ sagte er, als er sah, daß David beim Anblick dieses Raumes starr war.

Die Wände dieser Kammer waren aus Stein und ziemlich feucht. Die Fenster lagen sehr hoch und waren mit starken Eisenstangen vergittert. Die Steinfliesen des Fußbodens atmeten eine grimmige Kälte aus. Man hörte den regelmäßigen Schritt der Schildwache, die auf der Flur hin und her ging. Dieses Geräusch, das eintönig war wie das der Flut, bewirkt, daß einen keinen Augenblick lang der Gedanke verläßt: Man bewacht dich! Du bist nicht mehr frei! Alle diese Einzelheiten und der Gesamteindruck versetzen anständige Menschen in eine gräßliche Stimmung. David sah ein abscheuliches Bett; aber die Gefangenen sind in der ersten Nacht so aufgeregt, daß sie die Härte ihres Lagers erst in der zweiten bemerken. Der Wärter war liebenswürdig und schlug natürlich seinem Sträfling vor, bis zum Anbruch der Nacht auf dem Hof spazierenzugehen. Davids Qual begann erst, als er schlafen ging. Es war verboten, den Gefangenen Licht zu geben, es bedurfte also einer Erlaubnis des Prokurators, um den Mann, der in Schuldhaft saß, von der Gefängnisordnung, die ohne Zweifel nur für die eines Verbrechens Überführten gemacht war, auszunehmen. Der Kerkermeister nahm zwar David mit in seine Wohnung; aber schließlich mußte er zur Schlafenszeit eingeschlossen werden. Evas armer Mann lernte jetzt die Schrecknisse des Gefängnisses und die Roheit seiner Einrichtungen, die ihn empörten, kennen. Aber es trat die Gegenwirkung ein, die den Denkern vertraut ist: er zog sich in diese Einsamkeit zurück und rettete sich aus ihr in einen der Träume, in denen die Dichter auch im Wachen leben können. Der Unglückliche richtete schließlich seine Gedanken auf seine Angelegenheiten. Das Gefängnis befähigt außerordentlich zu scharfer Prüfung des Gewissens. David fragte sich, ob er seine Pflichten als Hausvater erfüllt hätte. Wie verzweifelt mußte seine Frau sein! Warum hatte er nicht, wie Marion ihm gesagt hatte, erst soviel

Geld verdient, bis er in Muße seiner Entdeckung nachgehen konnte?

„Wie“, fragte er sich, „können wir nach einem solchen Skandal in Angoulême bleiben? Was soll aus uns werden, wenn ich aus dem Gefängnis komme? Wohin sollen wir gehen?“

Selbst über das Verfahren, das er entdeckt hatte, kamen ihm einige Zweifel. Das war eine Angst, die nur Erfinder verstehen können! Von Zweifel zu Zweifel sah David immer klarer in seine Lage, und er sagte sich selbst, was die Cointet dem alten Séchard gesagt hatten, was Petit-Claud eben Eva gegenüber geäußert hatte: „Vorausgesetzt, daß alles gut geht; wie wird es in der Anwendung sein? Ich brauche ein Erfinderpapent, dazu ist Geld nötig! ... Ich brauche eine Fabrik, in der ich meine Versuche im großen machen kann, das heißt mein Geheimnis preisgeben! ... Oh, wie recht Petit-Claud hatte!“

Die dunkelsten Gefängnisse spenden sehr lebhaftes Licht.

„Ach was!“ sagte David, als er im Begriff war, auf dem primitiven Feldbett, das eine schreckliche Matratze aus sehr grobem braunen Stoff hatte, einzuschlafen, „ohne Zweifel besucht mich Petit-Claud morgen früh.“

David hatte sich also selbst darauf vorbereitet, die Vorschläge anzuhören, die seine Frau ihm von seiten seiner Feinde überbrachte. Nachdem sie ihren Mann umarmt und sich auf das Bett gesetzt hatte, denn es stand nur ein einziger, sehr gewöhnlicher Holzstuhl da, fiel der Blick der armen Frau auf den gräßlichen Kübel, der in einer Ecke stand, und auf die Wände, auf die Davids Vorgänger in großer Zahl ihre Namen und allerlei Sprüche geschrieben hatten. Jetzt fingen aus ihren geröteten Augen die Tränen von neuem an zu fließen. Nach all den Tränen, die sie schon vergossen hatte, mußte sie auch

jetzt wieder weinen, als sie ihren Mann wie einen Verbrecher behandelt sah.

„Dahin also kann der Drang nach dem Ruhme führen!“ rief sie aus. „O Geliebter, verlaß diesen Weg ... Wir wollen zusammen auf der breiten Landstraße gehen, wir wollen nicht plötzlich zu großem Vermögen zu kommen suchen ... Ich brauche wenig, um glücklich zu sein, besonders nachdem ich so viel gelitten habe! ... Und wenn du wüßtest! Diese schimpfliche Verhaftung ist nicht unser größtes Unglück! Lies!“

Sie übergab ihm Luciens Brief, den David bald gelesen hatte; und um ihn zu trösten, berichtete sie ihm das häßliche Wort des Advokaten über Lucien.

„Wenn Lucien sich getötet hat, ist es jetzt geschehen,“ sagte David; „und wenn es jetzt nicht geschehen ist, wird er sich nicht töten: er kann, wie er selbst sagte, nicht länger als einen Morgen lang Mut haben.“ „Aber kann man denn in dieser Angst bleiben?“ rief die Schwester, die bei dem Gedanken an den Tod schon fast alles verziehen hatte.

Sie berichtete ihrem Manne die Anträge, die Petit-Claud angeblich von den Cointet erhalten hatte, und David nahm sie sofort mit sichtlicher Freude auf.

„Wir werden in einem Dorf in der Nähe von Houmeau, wo die Fabrik der Cointet gelegen ist, unser Auskommen finden, und ich will nichts mehr als Ruhe,“ rief der Erfinder. „Wenn Lucien sich den Tod gegeben hat, haben wir genug Vermögen, um die Erbschaft meines Vaters abzuwarten; und wenn er lebt, wird der arme Junge lernen müssen, sich unserem bescheidenen Leben anzubequemen. Die Cointet werden sicher an meiner Entdeckung Geld verdienen; aber was bin ich schließlich im Vergleich zu meinem Vaterlande? Ein einzelner Mensch. Wenn meine Erfindung allen nützt, so will ich zufrieden sein. Siehst du, liebe Eva, wir sind alle beide nicht zum Kaufmann

geschaffen. Wir kennen beide weder die Liebe zum Gewinn noch die Bedenklichkeit, sich zum Geldausgeben zu entschließen, selbst wenn das Geld noch so ehrlich verdient ist, und das sind vielleicht die Tugenden des Kaufmanns, denn man nennt diese zwei verschiedenen Formen des Geizes Vorsicht und Geschäftsgeist.“

Eva war entzückt über diese Übereinstimmung der Ansichten, die eine der köstlichsten Blüten der Liebe ist; denn die Interessen und der Geist brauchen bei zwei Menschen, die sich lieben, nicht im Einklang zu stehen. Sie bat nun den Kerkermeister, an Petit-Claud eine Zeile zu schicken, durch die sie ihm mitteilte, er solle für Davids Freilassung sorgen, da sie beide mit den Grundlagen der geplanten Vereinbarung einverstanden wären. Zehn Minuten später trat Petit-Claud in Davids schreckliches Gemach und sagte zu Eva: „Gehen Sie nach Hause, Frau Séchard, wir kommen nach. — Nun, lieber Freund,“ sagte er dann zu David, „du hast dich also fangen lassen! Und wie hast du den Fehler begehen können, auszugehen?“ „Wie hätte ich nicht ausgehen sollen? Sieh hier, was mir Lucien geschrieben hat.“

David übergab Petit-Claud den Brief Cérizets; der Advokat nahm ihn, las ihn, strich über das Papier und plauderte von den Geschäften, während er den Brief wie aus Zerstreuung zusammenfaltete und in die Tasche steckte. Dann nahm er David untern Arm und ging mit ihm, denn die Erlaubnis des Gerichtsvollziehers war während dieses Gesprächs dem Gefängniswärter überbracht worden.

David glaubte sich, als er zu Hause war, im Himmel. Er weinte wie ein Kind, als er seinen kleinen Lucien küßte und sich nach zwanzig Tagen der Einschließung, deren letzte Stunden nach der Auffassung der Provinz schimpfliche waren, wieder in seinem Schlafzimmer sah. Kolb und Marion waren zurückgekommen. Marion hatte in

Houmeau erfahren, daß man Lucien jenseits Marsac auf der Straße nach Paris gesehen hatte. Sein stutzerhafter Anzug war den Landleuten, die ihre Produkte in die Stadt fuhren, aufgefallen. Kolb war auf die Straße hinausgeritten und hatte schließlich in Mansle erfahren, daß Lucien, den Herr Marron erkannt hatte, in einer Kalesche mit Postpferden gesessen wäre.

„Was habe ich gesagt?“ rief Petit-Claud, „der Junge ist kein Dichter, er ist ein fortwährender Roman.“ „Mit Postpferden?“ rief Eva, „und wo will er diesmal wieder hin?“ „Jetzt“, sagte Petit-Claud zu David, „kommen Sie zu den Herren Cointet, sie erwarten Sie.“ „Ach, Herr Petit-Claud,“ rief die schöne Frau Séchard, „bitte wahren Sie unsere Interessen gut, Sie haben unsere ganze Zukunft in der Hand.“ „Frau Séchard,“ antwortete Petit-Claud, „wollen Sie, daß die Konferenz bei Ihnen stattfindet? Ich lasse Ihnen David. Die Herren können heute abend hierherkommen, und Sie sollen sehen, ob ich Ihre Interessen verteidigen kann.“ „Ach, das wäre mir sehr recht,“ erwiderte Eva. „Gut,“ versetzte Petit-Claud, „heute abend um sieben Uhr hier.“ „Ich danke Ihnen,“ erwiderte Eva mit einem Blick und einer Betonung, die dem Advokaten bewiesen, welche Fortschritte er inzwischen in dem Zutrauen seiner Klientin gemacht hatte.

„Fürchten Sie nichts! Sie sehen, ich hatte recht,“ fügte er hinzu. „Ihr Bruder ist dreißig Meilen vom Selbstmord entfernt. Und schließlich werden Sie vielleicht noch heute abend ein kleines Vermögen haben. Es bietet sich ein ernsthafter Reflektant auf Ihre Druckerei.“ „Wenn das wäre,“ sagte Eva, „warum wollen wir nicht warten, bevor wir uns mit den Cointet einlassen?“ „Sie vergessen, Frau Séchard,“ erwiderte Petit-Claud, der die Gefahr, die in seiner Mitteilung lag, merkte, „daß Sie nicht in der Lage sind, Ihre Druckerei zu verkaufen, bevor Sie Herrn

Métivier bezahlt haben, denn ihre ganze Einrichtung ist immer noch gepfändet.“

Als Petit-Claud zu Hause war, ließ er Cérizet kommen. Er führte den Faktor, der in sein Arbeitszimmer eingetreten war, in eine Fensternische.

„Du bist morgen abend Eigentümer der Druckerei Séchard und hast genügende Protektion, um die Übertragung des Druckereipatents zu erlangen,“ sagte er ihm ins Ohr; „aber du willst nicht auf den Galeeren enden?“ „Was! was! Auf den Galeeren!“ rief Cérizet. „Dein Brief an David ist eine Fälschung, und er ist in meiner Hand. Wenn man Henriette in Verhör nähme, was würde sie sagen? ... Ich will dich nicht zugrunde richten,“ fügte Petit-Claud schnell hinzu, als er Cérizet blaß werden sah. „Sie wollen noch etwas von mir?“ rief der Pariser. „Jawohl, folgendes erwarte ich von dir,“ fuhr Petit-Claud fort. „Höre gut zu! Du wirst binnen zwei Monaten Drucker in Angoulême sein, aber du mußt deine Druckerei schuldig bleiben, und du wirst sie in zehn Jahren noch nicht bezahlt haben! Du wirst lange für deine Kapitalisten arbeiten, und überdies wirst du genötigt sein, der Strohmann der liberalen Partei zu sein ... Ich werde deinen Gesellschaftsvertrag mit Ganerac abfassen; ich mache ihn so, daß du eines Tages die Druckerei für dich allein besitzt ... Aber wenn sie eine Zeitung gründen, wenn du ihr verantwortlicher Verleger bist, und wenn ich hier erster Substitut bin, mußt du dich mit dem großen Cointet verständigen, daß du in dein Blatt Artikel aufnimmst, die dazu führen, daß es beschlagnahmt und unterdrückt wird ... Die Cointet werden dich gut bezahlen, wenn du ihnen diesen Dienst leistest. Ich weiß wohl, du wirst verurteilt werden, du wirst ins Gefängnis kommen, aber du wirst als bedeutender Mann gelten, der ungerecht verfolgt wird. Du wirst eine Persönlichkeit im Lager der Liberalen, ein Mercier, ein Paul-Louis Courier,

ein Manuel im kleinen. Ich werde nie beantragen, daß dir dein Patent entzogen wird. Und schließlich an dem Tage, wo die Zeitung unterdrückt wird, verbrenne ich diesen Brief vor deinen Augen. Dein Vermögen wird dich nicht viel kosten.“

Die Leute aus dem Volke haben sehr irrtümliche Ideen über die verschiedenen Urkundenfälschungen, die das Gesetz unterscheidet, und Cérizet, der sich schon auf der Anklagebank vor dem Schwurgericht sah, atmete auf.

„Ich werde binnen drei Jahren königlicher Prokurator in Angoulême sein,“ fuhr Petit-Claud fort, „du wirst mich brauchen können, denke daran.“ „Abgemacht,“ sagte Cérizet; „aber Sie kennen mich nicht. Verbrennen Sie diesen Brief vor meinen Augen, verlassen Sie sich auf meine Dankbarkeit.“

Petit-Claud sah Cérizet an. Es war eins der Duelle von Auge zu Auge, in dem der Blick dessen, der beobachtet, wie ein Skalpell ist, mit dem er die Seele zu eröffnen versucht, und in den Augen dessen, der seine Tugenden zur Schau stellt, sich ein ganzes Drama abspielt.

Petit-Claud antwortete nichts; er zündete eine Kerze an und verbrannte den Brief, wobei er sich sagte: „Er hat ein Vermögen in Aussicht.“

„Sie haben eine verdammte Seele,“ sagte der Faktor.

David erwartete die Besprechung mit einer unbestimmten Ungeduld, ihn beschäftigte weder die Erörterung seiner Interessen noch der Vertrag, der geschlossen werden sollte, sondern die Meinung, die die Fabrikanten von seinen Arbeiten haben würden. Er war in der Lage des Dramatikers vor seinen Richtern. Der empfindliche Erfinderstolz und seine Angst in dem Augenblick, wo er vielleicht am Ziel angelangt war, drängten jede andere Empfindung zurück. Endlich um sieben Uhr abends, genau zu der Zeit, wo die Frau Gräfin du Châtelet sich unter dem Vorwand

der Migräne ins Bett legte und ihren Mann seine Gäste allein empfangen ließ — so sehr hatten sie die widersprechenden Nachrichten, die über Lucien umliefen, mitgenommen —, traten der große und der dicke Cointet mit Petit-Claud bei ihrem Konkurrenten ein, der sich ihnen, an Füßen und Händen gebunden, überliefert hatte. Es erhob sich zunächst die Schwierigkeit: wie sollte man einen Gesellschaftsvertrag machen, ohne Davids Verfahren zu kennen? Und wenn das Verfahren Davids bekannt war, war er völlig in Cointets Händen. Petit-Claud erlangte, daß der Vertrag vorher gemacht würde. Der große Cointet bat jetzt David, ihm etwas von seinen Papieren zu zeigen, und der Erfinder überreichte ihm die letzten Bogen, die er hergestellt hatte und für deren Herstellungspreis er sich verbürgte.

„Nun,“ sagte Petit-Claud, „da ist die Grundlage des Vertrags schnell gefunden: Sie können sich auf Grund dieser Proben assoziieren und können für den Fall, daß die Bedingungen des Patents bei der fabrikmäßigen Herstellung nicht eingehalten werden, eine Klausel einfügen, wonach dann das Vertragsverhältnis aufgelöst wird.“

„Sehen Sie, Herr Séchard,“ sagte der große Cointet, „es ist ganz etwas anderes, im kleinen in seinem Zimmer mit einer kleinen Form Papierproben herzustellen, als die Fabrikation in großem Maßstab zu betreiben. Nehmen Sie eine einzige Tatsache! Wir stellen farbige Papiere her und kaufen, um sie zu färben, große Posten Farbstoff von genau derselben Farbe. Der Indigo also, mit dem wir unser Muschelpapier färben, wird aus einer Kiste genommen, deren Stücke sämtlich zu gleicher Zeit hergestellt worden sind. Wir haben aber trotzdem nie zwei Büthen von genau derselben Farbe bekommen können. In der Verarbeitung der Rohstoffe gehen Erscheinungen vor sich, die wir nicht verstehen und beeinflussen können. Die Menge und die

Qualität des Breies können alles verändern. Wenn Sie in einem Kessel einen Teil Ihrer Zutaten haben, die ich gar nicht zu kennen wünsche, sind Sie darüber Herr, Sie können auf alle Teile gleichmäßig einwirken, können Sie verbinden, durcharbeiten, nach Belieben kneten und aus ihnen eine einheitliche Masse machen. Aber wer kann Ihnen garantieren, daß es bei einer Bütte von fünfhundert Ries ebenso ist, und daß Ihr Verfahren gelingt?“

David, Eva und Petit-Claud sahen sich an und sagten sich mit diesem Blick allerlei.

„Nehmen Sie ein Beispiel, bei dem es einigermaßen entsprechend zugeht,“ fuhr der große Cointet nach einer Pause fort. „Sie machen auf einer Wiese etwa zwei Bündel Heu, und Sie bringen sie ordentlich zusammengepreßt in Ihr Zimmer, ohne daß das Gras heiß geworden ist, wie die Bauern sagen; die Gärung findet statt, aber sie verursacht keinen Zwischenfall. Wollten Sie sich auf dieses Experiment stützen und zweitausend Bündel in einer Holzscheuer fest zusammenpacken? Sie wissen wohl, daß dieses Heu sich entzünden, und daß Ihre Scheuer wie ein Zündholz niederbrennen würde. Sie sind ein Gelehrter, ziehen Sie daraus Ihren Schluß... Sie haben bisher zwei Bündel Heu geschnitten, und wir fürchten unsere Papierfabrik in Brand zu stecken, wenn wir zweitausend hineinstopfen. Wir können, mit andern Worten, mehr als eine Bütte verlieren, Verluste haben, viel Geld ausgeben, ohne schließlich ein Resultat in Händen zu haben.“

David war niedergeschmettert. Die Praxis sprach ihre positive Sprache zur Theorie, deren Wort immer der Zukunft gehört.

„Hol mich der Teufel, wenn ich einen solchen Gesellschaftsvertrag unterzeichne,“ rief der dicke Cointet brutal. „Du kannst dein Geld verlieren, wenn du willst, Boniface, ich behalte meines. Ich bin bereit, die Schulden des Herrn

Séchard und sechstausend Franken zu zahlen ... Aber dreitausend Franken davon in Wechseln,“ verbesserte er sich, „die auf zwölf und fünfzehn Monate laufen. Wir haben zwölftausend Franken für Métiviers Rechnung zu bezahlen; das macht fünfzehntausend Franken! Aber mehr zahle ich nicht für das Geheimnis, und dann will ich die Erfindung für mich allein ausbeuten. Ah! Ist das die Entdeckung, von der du mir sprachst, Boniface? Ich danke schön, ich hielt dich für gescheiter. Nein, das nennt man kein Geschäft ...“ „Die Frage für Sie“, sagte jetzt Petit-Claud, der sich von diesem Ausbruch nicht schrecken ließ, „ist folgende: Wollen Sie zwanzigtausend Franken riskieren, um ein Geheimnis zu kaufen, das Sie reich machen kann? Bedenken Sie, meine Herren, das Risiko steht immer im Verhältnis zum Gewinn. Es ist ein Einsatz von zwanzigtausend Franken, um ein Vermögen zu verdienen. Der Spieler setzt einen Louis, um dafür auf dem Roulett sechsunddreißig zu bekommen, aber er weiß, daß sein Louis verloren ist. Machen Sie es ebenso.“ „Ich verlange Bedenkzeit,“ sagte der dicke Cointet; „ich bin nicht so gescheit wie mein Bruder. Ich bin ein beschränkter, aufrichtiger Mensch, der nur eine einzige Sache versteht: ein Gebetbuch für zwanzig Sous herstellen und für vierzig Sous verkaufen. Ich sehe in einer Erfindung, die nicht über den ersten Versuch hinausgekommen ist, den Anfang des Ruins. Man hat Erfolg mit einer ersten Bütte, bei der zweiten geht es schief, man hört nicht auf, man läßt sich weiterreißen, und wenn man erst mit dem Arm in das Räderwerk gekommen ist, wird der Körper nachgezogen ...“

Er erzählte die Geschichte eines Kaufmanns von Bordeaux, der nach einem Rezept eines Gelehrten die Heide urbar machen wollte und sich dabei zugrunde gerichtet hatte; er fand in der Umgegend, im Departement der Charente und der Dordogne, sechs ähnliche Beispiele

in Industrie und Landwirtschaft; er wurde hitzig, wollte nichts mehr hören, die Einwände Petit-Clauds steigerten seinen Unwillen, anstatt ihn zu beruhigen.

„Ich kaufe lieber eine sichere Sache teurer, als diese Entdeckung, wenn ich auch nur einen kleinen Nutzen daran habe,“ sagte er, zu seinem Bruder gewandt. „Nach meiner Meinung ist die Sache nicht weit genug vorgerückt, um ein Geschäft zu versprechen,“ rief er schließlich. „Aber Sie sind doch gewiß hierhergekommen, um etwas auszurichten,“ warf Petit-Claud ein. „Was bieten Sie?“ „Herrn Séchards Schulden zu bezahlen und ihm für den Fall des Erfolgs dreißig Prozent vom Gewinn zu geben,“ antwortete der dicke Cointet lebhaft. „Aber, Herr Cointet,“ sagte nun Eva, „wovon sollen wir während der ganzen Zeit der Versuche leben? Mein Mann hat nun mal die Schande der Verhaftung gehabt, er kann wieder ins Gefängnis gehen, die Schande wird darum nicht größer und nicht kleiner, und wir zahlen unsere Schulden . . .“

Petit-Claud sah Eva an und legte den Finger auf die Lippen.

„Sie überlegen nicht richtig,“ sagte er zu den beiden Brüdern: „Sie haben das Papier gesehen; der alte Séchard hat Ihnen gesagt, daß sein Sohn in einer einzigen Nacht, wo er ihn eingeschlossen hatte, aus Stoffen, die nicht viel kosten können, vortreffliches Papier gemacht hat . . . Sie sind doch hier, um zur Erwerbung zu kommen. Wollen Sie die Erfindung erwerben, ja oder nein?“ „Also,“ sagte der große Cointet, „ob mein Bruder will oder nicht, ich für mein Teil riskiere die Bezahlung der Schulden des Herrn Séchard; ich zahle überdies sechstausend Franken in bar, und Herr Séchard bekommt dreißig Prozent vom Gewinn; aber verstehen Sie wohl: wenn er im Zeitraum eines Jahres die Bedingungen nicht erfüllt hat, die er selbst in den Vertrag setzen wird, muß er uns die sechstausend

Franken zurückgeben, das Patent gehört uns, und wir sehen, was wir damit anfangen können.“ „Bist du deiner Sache sicher?“ fragte Petit-Claud David, den er beiseite genommen hatte. „Ja,“ erwiderte David. Er ließ sich von dieser Taktik der beiden Brüder fangen und fürchtete, diese Besprechung, von der seine Zukunft abhing, könnte am Widerstand des dicken Cointet scheitern.

„Schön, ich will den Vertrag aufsetzen.“ sagte Petit-Claud zu den Cointet und zu Eva; „jeder von Ihnen bekommt noch heute abend ein Exemplar, Sie können es sich morgen vormittag überlegen; morgen nachmittag um vier Uhr, nach Schluß der Gerichtssitzung, können Sie unterzeichnen. Sie, meine Herren, ziehen die Wechsel von Métivier zurück. Ich schreibe an das Berufungsgericht, um dem Prozeß ein Ende zu machen, und wir unterzeichnen unsere gegenseitigen Verzichtleistungen.“

Folgendes war der Inhalt der Verpflichtungen, die Séchard auf sich nahm:

„Zwischen den Unterzeichneten usw.

Herr David Séchard jr., Drucker in Angoulême, behauptet, ein Mittel gefunden zu haben, das Papier in der Bütte gleichmäßig zu leimen, und das Mittel, den Herstellungspreis für jede Art Papier um mehr als fünfzig Prozent zu verringern, und zwar durch Einführung von pflanzlichen Stoffen in den Papierbrei, entweder indem sie den Lumpen, die bisher verwandt wurden, beigemischt werden, oder indem sie ohne Zutat von Lumpen benutzt werden. Es hat sich zur Ausbeutung des Erfinderpatents, das auf Grund dieses Verfahrens genommen werden soll, zwischen Herrn David Séchard jr. und den Herren Gebrüder Cointet auf Grund der folgenden Bestimmungen und Bedingungen eine Gesellschaft gebildet ...“

Ein Artikel des Vertrags beraubte David Séchard völlig seiner Rechte für den Fall, daß er die Versprechungen,

die in diesem Schriftstück niedergelegt waren, nicht erfüllte. Der große Cointet hatte diese Punkte sorgfältig abgefaßt, und David hatte zugestimmt.

Als Petit-Claud am nächsten Morgen um halb acht Uhr David den Vertrag überbrachte, teilte er den beiden Gatten mit, daß Cérizet zweiundzwanzigtausend Franken in bar für die Druckerei böte. Der Kaufvertrag könnte noch am Abend unterzeichnet werden.

„Aber“, sagte er, „wenn die Cointet von diesem Verkauf erfahren würden, wären sie imstande, Ihren Vertrag nicht zu unterzeichnen, Sie weiter zu drangsalieren, hier alles versteigern zu lassen...“ „Sind Sie sicher, daß die Zahlung geleistet wird?“ fragte Eva, die erstaunt war, daß ein Geschäft, auf das sie keine Hoffnung mehr gesetzt hatte und das vor drei Monaten alles gerettet hätte, jetzt zustande kommen sollte. „Ich habe den Betrag bei mir zu Hause,“ antwortete er kurz. „Aber das ist Zauberei,“ rief David und bat Petit-Claud, ihm dieses Glück zu erklären. „Nein, es ist sehr einfach, die Handelsherren von Houmeau wollen eine Zeitung gründen,“ erwiderte Petit-Claud. „Aber ich habe sie nicht halten können,“ rief David. „Sie! ... Aber Ihr Nachfolger ... Überdies“, fuhr er fort, „beunruhigen Sie sich über nichts, verkaufen Sie, stecken Sie das Geld ein und überlassen Sie es Cérizet, wie er sich zurecht-helfen will, er wird sich schon herauswickeln.“ „O ja,“ sagte Eva. „Wenn Sie auch Ihr Blatt in Angoulême nicht halten konnten,“ fuhr Petit-Claud fort, „die Geldgeber Cérizets werden es in Houmeau schon machen.“

Eva, die von der Aussicht, dreißigtausend Franken zu besitzen und aus aller Not heraus zu sein, geblendet war, betrachtete den Gesellschaftsvertrag nur noch als eine Hoffnung, die in zweiter Reihe stand. Und so gaben Herr und Frau Séchard in einem Punkte dieses Vertrags, der noch Gegenstand einer letzten Erörterung wurde, nach.

Der große Cointet verlangte das Recht, das Erfinderpatent auf seinen Namen zu nehmen. Es gelang ihm, die Bestimmung durchzusetzen, daß in dem Augenblick, wo Davids Nutzungsrechte in dem Schriftstück völlig auseinandergesetzt würden, das Patent auf den Namen jedes der Teilhaber genommen werden konnte. Sein Bruder sagte schließlich: „Er gibt das Geld für das Patent, er trägt die Reisekosten, und das sind noch einmal zweitausend Franken! Er soll es auf seinen Namen nehmen, oder es wird nichts aus der Sache.“

Der Wucherer von Angoulême triumphierte also auf der ganzen Linie. Der Gesellschaftsvertrag wurde um halb fünf Uhr unterzeichnet. Der große Cointet bat Frau Séchard galant — wie es üblich ist, bei Geschäftsabschlüssen der Frau ein Geschenk zu geben —, von ihm ein Dutzend Messer und Gabeln und einen schönen Kaschmirschal anzunehmen, damit sie, wie er sagte, die Unannehmlichkeiten der Auseinandersetzung vergessen möchte. Kaum waren die unterzeichneten Verträge ausgetauscht, kaum hatte Cachan Petit-Claud die Quittungen und die Schriftstücke sowie die drei schrecklichen, von Lucien hergestellten Wechsel zurückgegeben, als Kolbs Stimme auf der Treppe ertönte, nachdem man vorher den betäubenden Lärm eines Postpackwagens gehört hatte, der vor der Tür angefahren war.

„Frau! Frau! Fünfzehntausend Franken!“ rief er. „In wirklichem Silber hat sie Herr Lucien aus Poitiers geschickt.“ „Fünfzehntausend Franken!“ rief Eva und hob die Arme hoch. „Ja, Frau Séchard,“ sagte der Packmeister, der jetzt eintrat, „fünfzehntausend Franken, die mit der Eilpost nach Bordeaux angekommen sind, die wahrhaftig daran zu schleppen hatte! Ich habe zwei Leute unten, die die Säcke heraufbringen. Die Sendung ist aufgegeben von Herrn Lucien Chardon von Rubempré.“

Ich bringe Ihnen ein Ledersäckchen, in dem für Sie fünfhundert Franken in Gold sind und wahrscheinlich ein Brief.“

Eva glaubte zu träumen, als sie den folgenden Brief las:

„Liebe Schwester!

Hier erhältst Du fünfzehntausend Franken. Anstatt mich zu töten, habe ich mein Leben verkauft. Ich gehöre mir nicht mehr: ich bin nicht der Sekretär eines spanischen Diplomaten, ich bin seine Kreatur.

Ich gehe einem schrecklichen Leben entgegen. Vielleicht wäre es besser gewesen, mich ins Wasser zu stürzen.

Lebt wohl! David wird alles bezahlen und frei werden, und mit viertausend Franken kann er ohne Zweifel eine kleine Papiermühle kaufen und zu Vermögen kommen.

Denkt nicht mehr, ich will es, an

Euren armen Bruder

Lucien.“

„Es ist schon so,“ rief Frau Chardon, die eben dazukam, wie die Säcke abgeladen wurden, „daß mein armer Sohn immer Unglück bringt, wie er es schrieb, selbst wenn er Gutes tut.“

„Wir sind noch gut davongekommen,“ rief der große Cointet, als er auf der Place du Mûrier war. „Eine Stunde später hätte der Glanz dieses Silbers diesen Vertrag beleuchtet, und unser Mann hätte es sich überlegt. In drei Monaten wissen wir, wie er uns versprochen hat, woran wir uns zu halten haben.“

Abends um sieben Uhr kaufte Cérizet die Druckerei und bezahlte sie, wobei er die Miete des letzten Vierteljahrs zu zahlen übernahm. Am nächsten Tage brachte Eva dem Obereinnehmer vierzigtausend Franken, um im Namen ihres Mannes zweitausendfünfhundert Franken Rente zu kaufen. Dann schrieb sie ihrem Schwiegervater, er sollte

ihr in Marsac ein k'eines Anwesen von zehntausend Franken suchen, auf dem sie ihr persönliches Vermögen anlegen wollte.

Der Plan des großen Cointet war erschreckend einfach. Zunächst hielt er das Leimen in der Bütte für unmöglich. Die Vermengung billiger pflanzlicher Stoffe mit dem Lumpenbrei schien ihm das wahre, das einzige Mittel zu sein, zu Vermögen zu kommen. Er nahm sich daher vor, die Billigkeit des Zeuges gar nicht zu betonen und außerordentlich viel Wert auf das Leimen in der Bütte zu legen. Das hing so zusammen. Die Papierfabrikation in Angoulême beschäftigte sich damals fast ausschließlich mit Schreibpapieren, die den Namen Schildpapier, Hennenpapier (das war ein Papier mit Goldrand, das besonders für Liebesbriefe beliebt war), Schülerpapier, Muschelpapier führten, und diese mußten natürlich alle geleimt sein. Diese Papiere waren lange Zeit der Ruhm der Angoulême Papierindustrie. So gab die Spezialität, die seit langen Jahren das Monopol der Fabrikanten von Angoulême war, den Ansprüchen der Cointet gewonnenes Spiel; dieses geleimte Papier brachte er aber, wie man sehen wird, bei seiner Spekulation gar nicht in Anschlag. Der Bedarf an Schreibpapieren ist überaus begrenzt, während der an nichtgeleiteten Druckpapieren fast schrankenlos ist. Auf der Reise, die der große Cointet nach Paris machte, um dort das Patent auf seinen Namen zu nehmen, bereitete er Geschäftsabschlüsse vor, die in seiner Fabrikationsweise große Veränderungen hervorbringen mußten. Er wohnte bei Méti vier und gab ihm Anweisungen, die dazu führen mußten, binnen einem Jahre den Papierhändlern, die bisher die Zeitungen mit Papier versorgten, die Lieferung abzunehmen, indem er den Preis für das Ries so billig stellte, daß keine Fabrik konkurrieren konnte, und dabei allen Zeitungen ein Weiß und sonstige Eigenschaften versprach,

die allen bisher angewandten Sorten überlegen waren. Da die Verträge der Zeitungen alle für eine bestimmte Frist lauten, bedurfte es einer gewissen Zeit, in der die Administrationen unterirdisch bearbeitet wurden, um dieses Monopol wirklich durchzuführen; aber Cointet rechnete darauf, daß er Zeit hatte, Séchard abzuschütteln, während Métivier die Verträge mit den wichtigsten Pariser Zeitungen abschloß, deren Bedarf damals zweihundert Ries täglich betrug. Cointet beteiligte natürlich Métivier mit einem gewissen Prozentsatz an diesen Lieferungen, um einen geschickten Vertreter auf dem Pariser Platz zu haben und seine Zeit nicht mit Reisen zu verlieren. Das Vermögen Métiviers, das zu den beträchtlichsten im Papierhandel gehört, stammt aus diesem Geschäft. Zehn Jahre lang hat er, ohne daß eine Konkurrenz möglich war, die Papierlieferungen für die Pariser Zeitungen gehabt. Der große Cointet kehrte, ohne über diese künftigen Aussichten auf Absatz ein Wort fallen zu lassen, gerade rechtzeitig nach Angoulême zurück, um der Verheiratung Petit-Clauds bei zuwohnen, dessen Praxis verkauft war, und der die Bestätigung seines Nachfolgers abwartete, um die Stelle des Herrn Milaud einzunehmen, die dem Schützling der Gräfin du Châtelet versprochen war. Der zweite Substitut des Prokurators von Angoulême wurde zum ersten Substituten in Limoges ernannt, und der Justizminister schickte einen seiner Schützlinge an die Staatsanwaltschaft von Angoulême, wo der Posten des ersten Substituten zwei Monate lang frei war. Diese Zwischenzeit waren Petit-Clauds Flitterwochen. Während der Abwesenheit des großen Cointet machte David zunächst eine erste Bütte ohne Leim, die ein Zeitungspapier ergab, das dem bisher von den Zeitungen angewandten sehr überlegen war, dann eine zweite Bütte mit prächtigem Velinpapier, das für schöne Drucke bestimmt war und von der Druckerei Cointet für eine

Ausgabe des Gebetbuches der Diözese benutzt wurde. Die Materialien waren von David selbst im geheimen zugestrichelt worden, denn er wollte keine anderen Arbeiter bei sich als Kolb und Marion.

Als der große Cointet zurückgekehrt war, nahm alles ein anderes Aussehen an. Er besah sich die Proben der hergestellten Papiere und war nur mäßig damit zufrieden.

„Lieber Freund,“ sagte er zu David, „die Hauptsache für unsern Papierhandel in Angoulême ist das Schreibpapier, hauptsächlich unser Muschelpapier. Es handelt sich vor allem darum, ein möglichst schönes Muschelpapier fünfzig Prozent unter dem Preis des jetzigen herzustellen.“

David versuchte eine Bütte Muschelpapier zu machen, und er bekam ein Papier, das rauh wie eine Bürste war und bei dem der Leim überall in kleinen Klümpchen saß. An dem Tage, an dem der Versuch zu Ende war und David einen der Bogen in der Hand hielt, ging er in einen Winkel, er wollte allein sein, um seinen Gram zu überwinden; aber der große Cointet trieb ihn auf und war zu ihm reizend liebenswürdig. Er tröstete seinen Teilhaber.

„Lassen Sie sich nicht entmutigen,“ sagte Cointet, „gehen Sie immer weiter! Mit mir kann man reden, ich verstehe Sie und halte bis zum Ende aus!“

„Wahrhaftig,“ sagte David zu seiner Frau, als er zum Essen nach Hause kam, „wir haben es mit wackern Leuten zu tun, und ich hätte nie den großen Cointet für so großmütig gehalten!“

Und er erzählte seine Unterhaltung mit seinem perfiden Teilhaber.

Drei Monate gingen über Versuchen hin. David schloß in der Papierfabrik, er beobachtete die Ergebnisse der verschiedenen Zusammensetzungen seines Zeuges. Bald schrieb er seinen Mißerfolg dem Gemenge aus Lumpen und seinen Pflanzenstoffen zu, und er stellte eine Bütte her,

die nur aus seinen neuen Stoffen zusammengesetzt war; und bald versuchte er, eine Bütte zu leimen, die nur aus Lumpen zusammengesetzt war. Und so verfolgte er sein Werk weiter mit bewundernswerter Hartnäckigkeit und immer unter den Augen des großen Cointet, gegen den der Bedauernswerte kein Mißtrauen hatte, und so ging er von Zusammensetzung zu Zusammensetzung, bis er all seine verschiedenen Gemenge mit allen verschiedenen Leimen durchprobiert hatte.

Während der ersten sechs Monate des Jahres 1823 lebte David Séchard mit Kolb in der Fabrik, wenn das Leben heißen konnte; denn er vernachlässigte seine Ernährung, seine Kleidung und seine Person. Er schlug sich so verzweifelt mit den Schwierigkeiten herum, daß es für andere Menschen als die Cointet ein erhabenes Schauspiel gewesen wäre: kein Gedanke an Interessen lebte in diesem tapfern Kämpfer. Es gab einen Augenblick, wo er nichts als den Sieg wünschte. Er beobachtete mit wunderbarem Scharfsinn die absonderlichen Ergebnisse der Stoffe, die vom Menschen nach seinem Gefallen in Produkte verwandelt werden, wo die Natur bis zu gewissem Grade in den geheimen Widerständen, die sie leistet, gezähmt ist, und er leitete daraus schöne Gesetze für die Industrie ab, indem er beobachtete, daß man diese Art Schöpfungen nur erlangen konnte, wenn man den sonstigen Beziehungen der Dinge gehorchte, dem, was er die zweite Natur der Stoffe nannte. Endlich gelang es ihm im August, ein in der Bütte geleimtes Papier zu erlangen, das dem, das die Industrie gegenwärtig herstellt und das in den Druckereien zu Korrekturabzügen benutzt wird, völlig ebenbürtig war. Aber die Sorten dieses Papiers fallen nie gleich aus, und ihre Leimung ist auch nicht immer zuverlässig. Dieses Resultat, das im Jahre 1823 in Anbetracht des Standes der Papierfabrikation so hervorragend war, hatte zehntausend

Franken gekostet, und David hoffte, die letzten Schwierigkeiten des Problems lösen zu können. Aber es verbreiteten sich jetzt in Angoulême und in Houmeau sonderbare Gerüchte: David Séchard sollte die Gebrüder Cointet ruinieren. Nachdem er dreißigtausend Franken für Experimente verpulvert hatte, war es ihm schließlich, sagte man, gelungen, ein sehr schlechtes Papier zu machen. Die andern Fabrikanten waren ängstlich und hielten sich an ihr altes Verfahren; und aus Eifersucht auf die Cointet verbreiteten sie das Gerücht von dem bevorstehenden Zusammenbruch dieses ehrgeizigen Hauses. Der große Cointet seinerseits ließ Maschinen zur Herstellung des endlosen Papiers kommen, wobei er glauben ließ, diese Maschinen wären für die Versuche David Séchards notwendig. Aber der Jesuit mengte in sein Zeug die Zutaten, die er durch Séchard kennen gelernt hatte, und drängte ihn immer weiter, sich nur um das Leimen in der Bütte zu kümmern, während er an Métivier Tausende Ries Zeitungspapier expedierte.

Im September nahm der große Cointet David Séchard beiseite, und als er von ihm hörte, er überlege ein Experiment, das ihm endlich den Sieg bringen müßte, riet er ihm, diesen Kampf nicht fortzusetzen.

„Lieber David, suchen Sie Ihre Frau in Marsac auf und ruhen Sie sich von Ihren Anstrengungen aus; wir wollen uns nicht ruinieren,“ sagte er freundschaftlich. „Was Sie als einen großen Sieg ansehen, ist immer nur wieder ein Anfang. Wir wollen jetzt warten, ehe wir weitere Experimente machen. Seien Sie gerecht! Sehen Sie, wie weit wir es gebracht haben. Wir sind nicht bloß Papierfabrikanten, wir sind Drucker, Bankiers, und man sagt, Sie ruinieren uns . . .“

David Séchard machte eine reizend naive Handbewegung, um seine ehrlichen Absichten zu beteuern.

„Wenn wir fünfzigtausend Franken in die Charente werfen, sind wir noch lange nicht ruiniert,“ fuhr der große Cointet in Erwiderung auf Davids Handbewegung fort, „aber wir wollen nicht wegen der Verleumdungen, die über uns im Umlauf sind, genötigt sein, alles bar zu zahlen, das würde unsere Bewegungsfreiheit lähmen. Wir müssen uns also an die Bestimmungen unseres Vertrags halten, daran müssen beide Teile denken.“

„Er hat recht,“ sagte sich David, der sich nur um seine großen Versuche gekümmert und auf das, was sonst in der Fabrik vorging, nicht geachtet hatte.

Und er ging heim nach Marsac, wohin er seit einem halben Jahre jeden Sonnabend abend gekommen war, um Dienstag früh wieder zu gehen. Eva hatte, von dem alten Séchard wohlberaten, ein Haus gekauft, das die Verberie hieß. Es lag unmittelbar vor den Weinbergen ihres Schwiegervaters, und es gehörten drei Morgen Gartenlandes und ein Weinberg dazu, der von dem Weingut des alten Séchard eingeschlossen war. Sie lebte mit ihrer Mutter und Marion sehr sparsam, denn sie hatte für dieses reizende Anwesen, das in ganz Marsac das hübscheste war, noch einen Restkaufschilling von fünftausend Franken zu zahlen. Das Haus, das zwischen Hof und Garten lag, war aus weißem Tuff gebaut, mit Schiefer gedeckt und mit Skulpturen geschmückt, die man sich, da sich der Tuffstein so gut bearbeiten läßt, ohne viel Kosten erlauben konnte. Die hübschen Möbel, die aus Angoulême gekommen waren, schienen auf dem Lande, wo damals in diesen Gegenden niemand den geringsten Luxus entfaltete, noch hübscher. Hinter dem Hause, im Garten, standen eine Reihe Granat- und Orangenbäume und seltene Pflanzen, die der frühere Besitzer, ein alter General, der von der Hand des Herrn Marron gestorben war, selbst gepflanzt hatte.

David spielte mit Eva und dem kleinen Lucien in Anwesenheit seines Vaters unter einem Orangenbaum, als der Gerichtsvollzieher von Mansle ihm eine Aufforderung der Gebrüder Cointet an ihren Teilhaber zur Bestellung des Schiedsgerichts brachte, dem nach den Bestimmungen ihres Gesellschaftsvertrags ihre Streitigkeiten vorgelegt werden sollten. Die Gebrüder Cointet verlangten die Zurückgabe der sechstausend Franken und das Eigentum des Patents und ebenso die etwaigen künftigen Ergebnisse von dessen Ausbeutung als Entschädigung für die ungeheuren Ausgaben, die sie ohne Ergebnis gehabt hätten.

„Man sagt, du richtest sie zugrunde!“ sagte der alte Winzer zu seinem Sohn. „Das ist wahrhaftig von allem, was du gemacht hast, das einzige, was mir gefällt.“

Am nächsten Morgen um neun Uhr waren Eva und David im Vorzimmer des Herrn Petit-Claud, der der Verteidiger der Witwen und der Vormund der Waisen geworden war, und dessen Ratschlägen allein sie folgen wollten.

Der Beamte empfing seine früheren Klienten mit größter Liebenswürdigkeit und wollte durchaus, daß Herr und Frau Séchard ihm das Vergnügen machten, mit ihm zu frühstücken.

„Die Cointet verlangen sechstausend Franken von Ihnen?“ sagte er lächelnd. „Wieviel schulden Sie noch vom Kaufpreis der Verberie?“ „Fünftausend Franken, aber zwei davon habe ich,“ antwortete Eva. „Behalten Sie Ihre zweitausend Franken,“ versetzte Petit-Claud. „Also fünftausend! ... Und zehntausend Franken täten Ihnen noch gut, um Ihren Landbesitz hübsch wohnlich zu machen. Also schön! In zwei Stunden sollen Ihnen die Cointet fünfzehntausend Franken bringen ...“

Evas Überraschung war unverkennbar.

„Gegen Ihren Verzicht auf alle Gewinne aus dem Gesellschaftsvertrag, den Sie durch gütliche Verständigung

lösen,“ fuhr der Beamte fort. „Paßt Ihnen das?“ „Und würden wir damit gesetzlich handeln?“ fragte Eva. „Durchaus gesetzlich,“ erwiderte der Beamte lächelnd. „Die Cointet haben Ihnen genug zugesetzt, ich will ihren Ansprüchen ein Ende machen. Hören Sie, ich bin jetzt Beamter, ich schulde Ihnen die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß die Cointet Sie in diesem Augenblick überlisten, aber Sie sind in ihren Händen. Wollten Sie den Kampf aufnehmen, so könnten Sie den Prozeß, den sie Ihnen anhängen wollen, gewinnen. Aber es wäre Gefahr, daß Sie nach zehn Jahren noch kein Urteil hätten. Man wird endlos Sachverständige vernehmen und Gutachten einholen, und Sie müßten mit den Zufällen der entgegengesetztesten Ansichten rechnen. Und“, fügte er lächelnd hinzu, „ich sehe keinen Anwalt, der Ihre Sache hier führen könnte. Mein Nachfolger taugt nichts. Ich meine also, ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.“ „Jeder Vergleich, der uns Ruhe gibt, wird mir recht sein,“ sagte David. „Paul,“ rief Petit-Claud seinem Diener zu, „holen Sie Herrn Ségaud, meinen Nachfolger! — Während wir frühstücken, soll er zu den Cointet gehen,“ sagte er zu seinen alten Klienten, „und in ein paar Stunden kehren Sie nach Marsac zurück, haben ein Vermögen verloren, aber können zufrieden sein. Die zehntausend Franken bringen Ihnen noch weitere fünfhundert Franken Rente, und in Ihrem hübschen kleinen Anwesen leben Sie glücklich.“

Nach Verlauf von zwei Stunden brachte der Advokat Ségaud, wie Petit-Claud es vorausgesagt hatte, von den Cointet in aller Form unterzeichnete Schriftstücke und fünfzehn Tausendfrankenscheine.

„Wir verdanken dir viel,“ sagte Séchard zu Petit-Claud. „Aber ich habe euch um ein Vermögen gebracht,“ sagte Petit-Claud seinen erstaunten Klienten. „Ich habe euch

um ein Vermögen gebracht, ich wiederhole es, ihr werdet es mit der Zeit sehen; aber ich kenne euch, ihr bleibt besser in eurer bescheidenen Lage, als daß ihr um ein Vermögen kämpft, das vielleicht zu spät in eure Hände käme.“ „Wir sind nicht geldgierig, Herr Petit-Claud, wir danken Ihnen, daß Sie uns die Mittel zum Glück verschafft haben,“ sagte Frau Eva, „und Sie werden uns immer dankbar dafür finden.“ „Mein Gott! Segnen Sie mich nur nicht,“ rief Petit-Claud, „Sie machen mir Gewissensbisse; aber ich glaube, heute alles wieder gutgemacht zu haben. Ich verdanke es euch, daß ich Beamter geworden bin, und wenn einer erkenntlich sein muß, bin ich es. Lebt wohl!“

Mit der Zeit änderte der Elsässer seine Meinung über den alten Séchard, der seinerseits den Elsässer lieb gewann, weil er, wie er, nicht lesen und schreiben konnte und leicht einen kleinen Rausch bekam. Der alte Bär lehrte den alten Kürassier im Weinberg arbeiten und seine Erträge verkaufen; er bildete ihn in dem Gedanken aus, seinen Kindern einen vernünftigen Menschen zu hinterlassen; denn in seinen letzten Tagen gab er sich über das Schicksal seiner Ländereien kindischen Befürchtungen hin. Der Müller Courtois war sein Vertrauter geworden.

„Sie werden sehen,“ pflegte er zu ihm zu sagen, „wie bei meinen Kindern alles gehen wird, wenn ich drunten im Loch bin. Ach, lieber Gott, ich zittere, wenn ich an ihre Zukunft denke.“

Im März des Jahres 1829 starb der alte Séchard und hinterließ ungefähr für zweimalhunderttausend Franken liegende Güter, die, mit der Verberie vereinigt, ein prächtiges Gut gaben, das Kolb schon seit zwei Jahren sehr gut verwaltete.

David und seine Frau fanden im Hause ihres Vaters fast hunderttausend Taler in Gold. Die Volksstimme vergrößerte wie immer den Schatz des alten Séchard

dermaßen, daß man im ganzen Departement der Charente von einer Million sprach. Eva und David hatten ungefähr dreißigtausend Franken Rente, wenn sie ihr kleines Vermögen mit dieser Erbschaft zusammentaten; denn sie warteten einige Zeit, ehe sie ihr Kapital anlegten, und konnten es zur Zeit der Julirevolution in Staatspapieren anlegen. Erst um diese Zeit erfuhren das Departement der Charente und David Séchard, wie es mit dem Vermögen des großen Cointet bestellt war. Der große Cointet ist mehrfacher Millionär, ist Deputierter und Pair von Frankreich geworden und wird, wie man sagt, im nächsten Ministerium Handelsminister werden. Im Jahre 1842 hat er die Tochter eines der einflußreichsten Staatsmänner geheiratet, Fräulein Popinot, die Tochter des Herrn Anselme Popinot, der Deputierter von Paris und Maire eines Arrondissements ist.

Die Entdeckung David Séchards ist in die französische Papierfabrikation eingegangen wie die Nahrung in einen großen Körper. Dank der Einführung von Ersatzstoffen für die Lumpen kann Frankreich das Papier billiger als irgendein Land Europas herstellen. Aber es gibt, wie David Séchard vorausgesagt hatte, kein holländisches Papier mehr. Früher oder später wird man ohne Zweifel eine königliche Papiermanufaktur errichten müssen, wie man les Gobelins, Sèvres, die Teppichfabrik Savonnerie und die Königliche Druckerei errichtet hat, die bisher den Schlägen trotzen konnten, die ihnen die Bourgeoisvandalen versetzt haben.

David Séchard wird von seiner Frau geliebt, ist Vater von zwei Söhnen und einer Tochter und hat den guten Geschmack gehabt, von seinen Versuchen nie zu sprechen. Eva war klug genug, ihn dazu zu bringen, auf den furchtbaren Beruf der Erfinder, dieser Mosesnaturen, die von ihrem feurigen Busch auf dem Horeb verzehrt werden,

zu verzichten. Er beschäftigt sich zur Erholung mit den Wissenschaften, aber er führt das glückliche, behagliche Leben des Grundbesitzers, der sein Gut bewirtschaftet. Nachdem er dem Ruhm ein für allemal den Rücken gekehrt hatte, begab er sich tapfer in die Reihen der Träumer und Sammler: er widmet sich der Entomologie, studiert die bisher so wenig bekannten Metamorphosen der Insekten, die die Wissenschaft nur in ihrem letzten Stadium kennt.

Alle Welt hat von den Erfolgen Petit-Clauds als Generalprokurator gehört; er ist der Rivale des berühmten Vinet de Provins, und sein Ehrgeiz geht dahin, erster Präsident des Appellationsgerichts in Poitiers zu werden.

Cérizet wurde oft wegen politischer Vergehen verurteilt und hat viel von sich reden machen. Er war der kühnste unter den vorgeschobenen Posten der liberalen Partei und wurde ‚der tapfere Cérizet‘ genannt. Als der Nachfolger Petit-Clauds ihn zwang, seine Druckerei in Angoulême zu verkaufen, suchte er auf der Bühne in der Provinz eine neue Existenz, die sein Talent als Schauspieler hätte glänzend machen können. Eine erste Liebhaberin zwang ihn, nach Paris zu gehen, um bei der Wissenschaft Mittel gegen die Liebe zu suchen, und er versuchte dort, aus der Gunst der liberalen Partei Kapital zu schlagen.

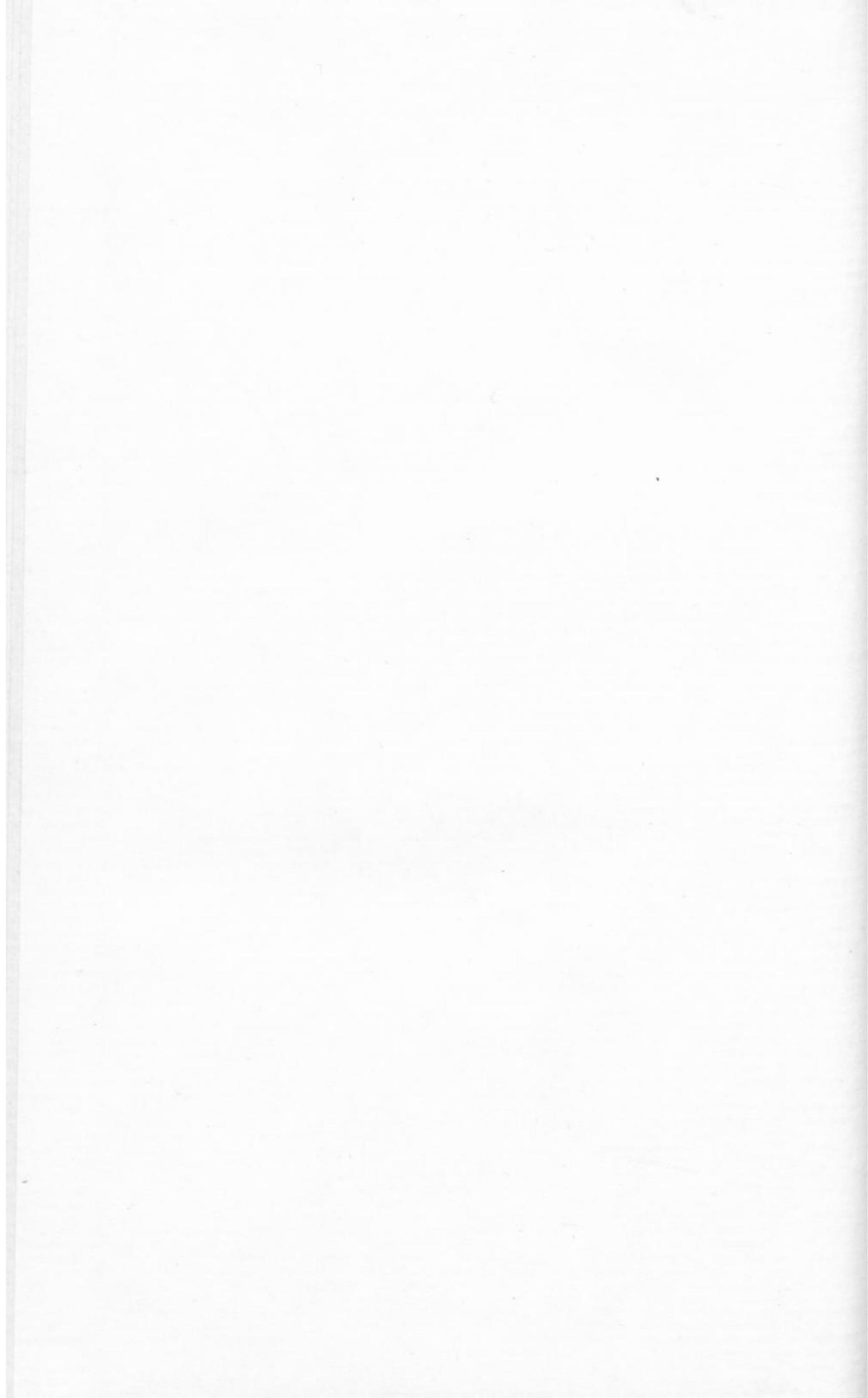
INHALT DES FÜNFTEN BANDES

VERLORENE ILLUSIONEN. ZWEITER TEIL

EIN GROSSER MANN AUS DER PROVINZ IN PARIS. ZWEITER TEIL	1—184
DIE LEIDEN DES ERFINDERS	185—435

DIE VERLORENEN ILLUSIONEN SIND ENTSTANDEN 1835—1843

DIE ÜBERSETZUNG DIESES BANDES
BESORGTE HEDWIG LACHMANN. DER
DRUCK ERFOLGTE IN DER SPAMER-
SCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG



Pad

